11

Landesbibliothek Coburg (70)
022001587028

B. III. 11.
19602
2

Blicke ins Leben.

Von

Karl Friedrich Burdach.

Dritter Band.

Sinnenmängel und Geistesmacht. Lebensbahnen.

Leipzig,
Leopold Voß.
1844.

Coburger
Landes-
Bücherei

Uebersicht des Inhalts.

Sinnenmängel und Geistesmacht.

Sinnenmängel überhaupt S. 3.
Blinde Taubstumme.
Geschichtliches S. 12.
Sinnensphäre (Sinnesreizung S. 28. Voraussetzung eines mangelnden Sinnes S. 31. Steigerung der übrigen Sinne S. 32. Thätigkeitstrieb S. 34. Erlangung eines Sinnes S. 38.)
Gemüth. (Stimmung S. 40. Wohlgefallen S. 43. Scheu vor dem Tode S. 44. Sympathie S. 46. Wohlwollen S. 50. Rechtsgefühl S. 58. Aeußere Sitte S. 63.)
Erkenntniß. (Räumliche und zeitliche Verhältnisse S. 67. Ursprung und Zweck S. 68. Anderweitige Verhältnisse S. 70. Gesammtbildung S. 71. Die Wortsprache S. 72. Unterricht S. 75. Bedingungen S. 80. Erster Unterricht S. 82. Weiterer Unterricht S. 86. Erfolg S. 90. Anwendung des Erlernten S. 94. Wirkung der erlangten Sprachkenntniß S. 97.)

Lebensbahnen.

Vorwort S. 105.
Die rechte Mitte S. 111.
Begriff S. 111.
1) Quantitative Verschiedenheit S. 113.
2) Verneinung S. 114.
3) Vollkommenheit S. 114. Gesundheit und Krankheit S. 114. Gutes und Böses S. 121. Wahrheit und Irrthum S. 124.
4) Entgegengesetzte Richtungen S. 125.
Allgemeines S. 125.
Der Doppelmensch.
Widerstreit der Kräfte S. 130.
Die Universalität im Individuum S. 131.

Das Thier im Menschen S. 132.
Die Phantasie im Verstandesmenschen S. 134.
Das Uebersinnliche im Sinnesmenschen S. 137.
Freude und Leid in einander S. 140.
Einseitigkeit S. 143.
Widersprüche S. 149.
Die Selbstliebe als Princip des Lebens und der Sittlichkeit S. 152.
Selbsterhaltung S. 152.
Erheiterungsmittel S. 160.
Besitzthum S. 174.
Selbstgefühl S. 183.
Thätigkeit und Ruhe S. 183. Erholung S. 183. Selbstschätzung S. 188.
Verharren und Wechsel S. 196. Sitten S. 197. Reisen S. 199.
Sympathie und Antipathie S. 204. Humanität S. 204. (Geselligkeit S. 211. Mittheilung S. 216.) Zuneig ng S. 230.
Gesetz und Willkühr S. 238. Gemeinwesen S. 238. (Bürgerliches S. 241. Geistiges S. 251.)
Selbstbewußtsein S. 259. Religiöses Gemeinwesen S. 260.
Das Zeitalter S. 265.
Der Organismus in der Zeit S. 265.
Die Gegenwart S. 268.
Beweglichkeit S. 269.
Sinnlichkeit S. 271.
Gemeinsamkeit S. 278.
Ungezwungenheit S. 281.
Die Lebensweisheit S. 284.
Ihr Charakter S. 287.
Weg zu ihr S. 290.

Sinnenmängel

und

Geistesmacht.

Sinnenmängel.

Der menschliche Geist ist göttlicher Natur, jedoch als Abbild Gottes ein Geschöpf desselben, mithin gleich allem Erschaffenen, von den Dingen, die außer ihm sind, abhängig, und nur unter der Bedingung, daß diese auf ihn eingewirkt haben, thätig (Bd. I. S. 123). Erst indem er durch die Sinne Eindrücke vom Aeußern aufnimmt, beginnt er Vorstellungen zu bilden, und nur wenn er diese in einer gewissen Mannichfaltigkeit erlangt, und sie, zergliedernd und vereinend, vergleichend und unterscheidend, weiter umgebildet hat, reift er allmählig der Freiheit und Selbstständigkeit entgegen, welche das Wesen des Geistes schlechthin bezeichnet. Die Sinne sind das Endliche an ihm, durch welches die äußere Endlichkeit ihn weckt, auf daß er in dieser das göttliche Walten und in sich selbst die göttliche Kraft erkenne. Ursprünglich als bloßer Keim gegeben, entwickelt er seine Kräfte nur im Verkehr mit der Welt, gleich dem Leben im Samenkorne, welches so lange schlummert, bis es durch den Zutritt von Feuchtigkeit und Wärme erweckt wird, bei deren Außenbleiben es sich in sich selbst verzehrt und untergeht.

Die Sinne sind demnach so wesentlich, daß es gar kein menschliches Wesen ohne sie geben kann. Wo aber einzelne

derselben mangeln, haben wir zu beobachten, auf welche Weise die geistige Thätigkeit dadurch beschränkt wird, so wie in welchem Grade sie trotz solcher Hemmung sich in ihrer Eigenthümlichkeit zu behaupten vermag. Denn wir lernen hier nicht nur die Beziehung des einzelnen Sinnes zu gewissen Seiten des Seelenlebens kennen, sondern erfahren auch, was die Sinne überhaupt leisten und was der Geist vermag.

Durch Geruch und Geschmack unterrichten wir uns weniger über die wirkliche Beschaffenheit der Dinge, als vielmehr über die Verhältnisse derselben zu unserem leiblichen Leben; wir erhalten durch sie vorzüglich nur angenehme oder unangenehme Empfindungen, und keine deutlichen Vorstellungen. Sie geben daher ganz untergeordnete Mittel der Erkenntniß ab, und können fehlen, ohne daß der Geist auf eine irgend bemerkliche Weise in seiner Entwickelung gestört wird.

Auge und Ohr sind die Hauptpforten sinnlicher Erkenntniß, haben sie von der Außenwelt bereits so viel Eindrücke aufgenommen, als nöthig ist, um den Geist in seiner vollständigen Entwickelung anzuregen, so vermag dieser als selbstständig den Verlust eines dieser Sinne zu ertragen, indem er den früher durch sie gewonnenen Stoff sowohl weiter verarbeitet, als auch zu Ergänzung seiner jetzt lückenhaften Sinneserkenntniß benutzt. Ist dagegen Auge oder Ohr vermöge seiner ursprünglichen Bildung zu Ausübung seiner Verrichtungen untauglich gewesen, oder es in den ersten Jahren der Kindheit geworden, so fehlt der Seele ein nothwendiger Stützpunct für ihre allseitige Entwickelung, und sie zeigt in dieser oder jener Richtung eine Unvollkommenheit, welche dem Charakter des mangelnden Sinnes entspricht.

Das Auge faßt das Aeußere in einem gewissen Umfange mit einem Male als Ganzes auf; es erkennt die Körper in dem über den Himmelsraum ausstrahlenden Sonnenlichte, wie sie außer und neben einander liegen, und nur durch die verschiedene Stärke und Art ihrer Beleuchtung sich als gesondert erweisen. Das Ohr aber empfängt die Eindrücke von den innern Bewegungen der Materie, von den unsichtbaren Schwin-

gungen der kleinsten Theile eines Körpers, insbesondere auch von denen, welche in den Athmungsorganen des Menschen unter dem Einflusse der Seele entstanden sind, die Stimme.

Der von Kindheit an Blinde nimmt von den Außendingen nur diejenigen wahr, die in unmittelbarer Berührung mit ihm stehen. Um sie kennen zu lernen, muß er sie tastend untersuchen, und indem er hierbei von einem Puncte zum andern fortschreitet, nimmt er immer nur die Einzelheiten nach einander wahr, deren Eindrücke er sich merken und dann zusammenfassen muß, um sich eine Vorstellung vom Ganzen zu bilden. Hierzu bedarf er einer größern Aufmerksamkeit, und diese wird wieder dadurch unterstützt, daß er nicht durch die Lichteindrücke, deren Mannichfaltigkeit das Auge gleichzeitig in Anspruch nimmt, zerstreut wird. Die Untersuchung geht nur langsam vorwärts; aber sie ist um so genauer, und sorgfältiger, da er nicht verführt wird, dem flüchtigen Blicke, der des Ganzen mit einem Schlage sich bemächtigen will, zu trauen. Dadurch gewöhnt er sich auch theils an eine Ausdauer in mühsamen Beschäftigungen, die ihm bei Erlernung mechanischer Künste, theils bei manchen wissenschaftlichen Studien ungemein zu Statten kommt; theils an Bedächtigkeit in seinem Urtheile und an Gründlichkeit in seinen Kenntnissen. Aber diese bleiben einseitig, da sie im Kreise der sinnlichen Wahrnehmung vornehmlich nur auf diejenigen Eigenschaften sich beziehen, vermöge deren die Körper dem Drucke seiner Tastorgane einen merklichen Widerstand entgegensetzen, während das Mannichfaltige der Beleuchtung und Färbung davon ausgeschlossen ist; und dem entsprechend wird es dem Verstande leicht, das Uebergewicht über die Phantasie zu behaupten. Denn wie er von den Gegenständen, die er tastend untersucht, nur dadurch ein Bild gewinnt, daß er die durch alle einzelnen Eindrücke hervorgerufenen Vorstellungen zu einer Gesammtvorstellung vereint, so ist ihm auch das abstracte Denken in seiner geistigen Sphäre erleichtert, und da er durch die bunte Außenseite der Dinge weder gestört, noch bestochen wird, so ist er in seinem Urtheile sowohl zuversichtlicher, als auch strenger: er wird weniger vom Scheine verführt, oder

vom Glanze geblendet. Der Kreis seiner Wahrnehmungen der Körperwelt ist auf den Bereich seiner Gliedmaaßen beschränkt: das Nahe, was ihn nicht unmittelbar berührt, bleibt ihm so unbekannt, wie das Ferne. Dagegen vernimmt er in der Stimme seiner Mitmenschen die Regungen ihres Innern, ihre Wahrnehmungen und Vorstellungen, ihre Begriffe und Urtheile, ihre Gefühle und Willensrichtungen. Die ihm ferne Außenwelt lernt er aus den Berichten der Sehenden kennen, jedoch nicht wie sie sich unmittelbar darstellt, sondern wie sie von diesen aufgefaßt worden ist, und statt der lautern Wahrheit der Natur tritt in des Menschen Worten sowohl Wahres als Falsches zu seinem Geiste. Durch die Sprache gewinnt er Antheil an dem geistigen Erbe der Menschheit, an dem Schatze von Erfahrungen und Gedanken, welchen die im Strome der Zeit vorüber gegangenen Geschlechter gesammelt und auf einander fortgepflanzt haben, an der Bildung seines Zeitalters; dies Alles aber nur insofern, als die Personen in seiner Umgebung fähig und willig sind, ihm darüber geeignete Mittheilungen zu machen. Eben so ist seine äußere Selbstständigkeit sehr beschränkt, da er sich mit Freiheit und Sicherheit im Raume nicht zu bewegen, noch das, wornach er verlangt, zu finden vermag. Wie er nun auf solche Weise überall von den Menschen abhängig ist, so ist ihm auch deren Hülfe gewiß; denn die Blindheit ist das einzige körperliche Gebrechen, dessen Anblick einen so wenig widerwärtigen, vielmehr so rührenden Eindruck macht, daß er die lebhafteste Theilnahme erregt; deshalb sehen sich auch die Vorsteher von Blindenschulen genöthigt, ihre fröhlichen Zöglinge vor den unbedachten Aeußerungen des Mitleids von Seiten der Besuchenden durch aufgehängte Warnungstafeln zu schützen. Denn in der That ist der mehr in sich als nach außen gewendete Blinde einer heitern Ruhe und frohen Stimmung besonders fähig, die durch die stete Erlangung von Hülfe unterstützt wird, während das Bewußtsein seiner Abhängigkeit die Gefühle der Anhänglichkeit in ihm weckt.

Das umgekehrte Verhältniß findet bei dem Statt, der von Kindheit an taub und deshalb auch stumm ist. Was in der

Seele seiner Mitmenschen vorgeht, offenbart sich ihm nicht durch die Sprache, in welcher der Gedanke sinnliche Gestalt annimmt, noch auch durch den Klang der Stimme, in welcher das bewegte Gefühl wiedertönt, und auf solche Weise ist bei ihm sowohl die Hauptquelle der Belehrung, als auch der nächste Zugang zu seinem Gemüthe verschlossen. Bei dieser Isolirung gegen den Menschengeist ähnelt er dem Wilden, da ihm eben die Cultur des Zeitalters fremd ist und er die Geschichte der Menschheit gleichsam von Neuem anfangen muß. Er ist ganz Auge, und die vor ihm ausgebreitete Außenwelt gewinnt solche Gewalt über ihn, daß sein Geist sich nur der äußern Erscheinung zuwendet und an der Oberfläche der Dinge haftet, ohne in den innern Zusammenhang und das Wesen eindringen zu wollen. Von dem Sichtbaren immerfort nach verschiedenen Richtungen angezogen, bleibt ihm keine Zeit zu ruhiger Betrachtung; sein Blick gleitet im bunten Gewühle der Erscheinungen von einer zur andern, ohne daß er sich bemüht sie zu begreifen, über ihre Ursachen nachzudenken und weitere Folgerungen daraus zu ziehen; die Eindrücke gehen bei ihm augenblicklich vorüber, seine Vorstellungen sind unbestimmt, und sein Selbstbewußtsein bleibt unklar; mit zunehmendem Alter nimmt daher auch sein Verstand wenig zu, und er bleibt in Hinsicht auf Geisteskraft immer Kind. Um so reger ist das Bewußtsein seiner Ansprüche an die Außenwelt und seiner Kraft ihnen Genüge zu verschaffen; wie er sich frei und selbstständig im Raume bewegt und mit den Dingen nach Belieben schaltet, so will er überall nur dem eigenen Willen folgen, und widerstrebt dem Einflusse der Menschen, die unter einander in einem für ihn geheimen Verständnisse stehen. Ernst und düster blickt er auf seine Umgebungen, beobachtet sie mißtrauisch, und kann kein rechtes Herz zu ihnen fassen; ihr Lob oder Tadel ist ihm ziemlich gleichgültig; für Dankbarkeit und Freundschaft ist er wenig empfänglich, und am Glücke oder Unglücke Anderer zeigt er nur geringe Theilnahme. Denn wie sein Ohr für die innern Bebungen der Materie unempfänglich und sein Körper überhaupt weniger empfindlich ist, so beweiset er auch eine gewisse Härte des

Gemüths, und das Gefühl, von dem innern Verkehr der Menschen, den er nur aus dessen Wirkungen erräth, ausgeschlossen zu sein, macht ihn zum Egoisten; die Sinnlichkeit drängt bei ihm das sittliche Gefühl mehr zurück, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit fordert er die Befriedigung seiner Begehrungen und die Erfüllung seiner Willkühr.

Die Beläge zu diesen Charakterzügen finden sich theils in den Aeußerungen der Blinden (wie v. Baczko, Rodenbach, Knie) und der Taubstummen (wie Desloges, Massieu, Kruse) über sich selbst und ihre Unglücksgefährten, theils in den Urtheilen, welche aufmerksame Beobachter der Erstern (wie Klein, Zeune, Dufau) und der Letztern (wie Itard, Degerando, Schmalz) fällen. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß diese wie jede andre Schilderung einer Mehrzahl von Menschen nicht auf alle Individuen paßt. So können z. B. Taubstumme durch eigene Kraft eine höhere Bildung sich erwerben, wie man denn mehrere kennt, die, obschon sie keinen methodischen Unterricht genossen hatten und auf den Gebrauch der natürlichen Geberdensprache beschränkt waren, doch mancherlei Kenntnisse sich sammelten und als sittliche und religiöse Menschen die Achtung ihrer Mitbürger erlangten [1].

Die beiden übrigen Sinne, des Fühlens und Tastens, sind mit dem lebendigen Dasein so innig verknüpft, daß sie bei übrigens gesundem Körper nie fehlen, und dienen bei dem Mangel eines höhern Sinnes zu Ausfüllung der dadurch entstandenen Lücke, indem sie dann im Gegensatze zu jenem an Feinheit zunehmen. Der Fühlsinn ist dem Gehöre verwandt, und kann dasselbe einigermaaßen vertreten (Bd. I. S. 140 fg.), wie man denn solchen Taubstummen, die mit den Schriftzeichen bekannt geworden sind, sich im Dunkeln dadurch verständlich machen kann, daß man mit dem Finger Worte auf ihren Rücken schreibt. Der Tastsinn aber ergänzt überall den Gesichtssinn, und muß diesen, wenn er fehlt, ersetzen: der Blinde orientirt sich in der Welt durch Tasten, welches zugleich mit dem Fühlsinne in ungewöhnlich hohem Grade bei ihm ausgebildet wird.

Im natürlichen Laufe der Dinge ist überall dasjenige Verhältniß, welches der Bestimmung eines Wesens entspricht, die Regel: die Norm herrscht vor, und das Normale ist zugleich das Gewöhnliche; — ein dem Zwecke eines Wesens entgegen laufender Zustand ist nur Ausnahme: das Abnorme ist das Ungewöhnliche, Seltnere. So ist es mit Glück und Unglück, mit Verstand und Unverstand, mit Gesundheit und Krankheit, mit organischer Bildung und Mißbildung. Auf gleiche Weise kommt auch die kleinere Abweichung von der Regel häufiger vor, als die größere, und die Frequenz einer Abnormität stimmt mit deren Grade überein. Nun ist die Hauptbestimmung des Menschen Freiheit und Selbstständigkeit: er soll mit eigenen Augen sehen, durch eigene Untersuchung sich eine Ueberzeugung schaffen, mit eigenen Kräften sich forthelfen, nach eigenem Urtheile handeln; er soll das, was er ist, dem freien Gebrauche der ihm verliehenen Kräfte verdanken. Wird er auch durch das beschränkte Maaß seiner Fähigkeiten auf einer niedern Stufe zurückgehalten, so hat er doch bei dem Streben, überall er selbst und mit sich einig zu sein, ungleich mehr Werth als der, welcher Alles, was er ist, durch Vererbung überkommen hat, Alles nachbetet, was man ihm vorsagt, und Alles thut, was man von ihm verlangt. Demnach ist die angeborne Blindheit, wodurch der Mensch der eigenen Weltanschauung unfähig gemacht, der Selbstständigkeit beraubt, und in die Gewalt Anderer gegeben wird, ein größeres Uebel, daher auch ungleich seltener als die angeborne Taubheit. Die statistischen Tabellen der preußischen Staaten ergaben unter **100** Blinden nur 8, welche bereits im funfzehnten Lebensjahre blind waren, während von **100** Tauben **33** in diesem Alter bereits ohne Gehör waren [2].

Nach den von Lachmann [3] zusammengestellten Zählungen waren in Deutschland unter **43,716,845** Einwohnern **36,758** Blinde, und **35,296** Taubstumme; in Europa unter **208,599,381** Einwohnern **181,883** Blinde und **145,437** Taubstumme; auf **100,000** Einwohner kamen also in Deutschland **84** Blinde und **80** Taubstumme, in Europa **87** Blinde und **69** Taubstumme. Die Blindheit rührt aber in den meisten

Fällen nur von den im spätern Alter erlittenen zufälligen Beschädigungen und Krankheiten her, was bei der Taubheit nicht der Fall ist: in Deutschland wie in ganz Europa waren

	noch nicht 7 Jahre alt	noch nicht 20 Jahre alt	über 20 Jahre alt
unter 100 Blinden	5	19	81
unter 100 Taubstummen	8	43	57.

Unter 100 blinden Kindern waren in der Blindenanstalt zu Berlin nur 3 (17 unter 450), in der zu Dresden 12 (21 unter 165) blind geboren [4]; auf 100 Blinde kamen in der Anstalt zu Liverpool 8 (50 auf 611), in der zu Glasgow 12 Blindgeborne [5].

Das Unglück, des Gesichtes und Gehörs zugleich beraubt zu sein, ist für die Kraft der menschlichen Seele nicht schlechthin unüberwindlich. Gehen diese Sinne erst in den Jahren verloren, wo der Geist in ungehindertem Verkehr mit der Welt und den Menschen sich bereits völlig entwickelt hat, so vermag derselbe auch in dieser schmerzlichen Lage seine Wirksamkeit zu behaupten. Ein Beispiel davon hat Kératry erzählt [6]. Ein Steuerdirector in Rennes, Namens Judicelle, erblindete, und stand darauf noch zehn Jahre lang einer Finanzbehörde vor, und als er hierauf wegen eingetretener Taubheit sein Amt niederlegte, besorgte er fortan die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten, wobei man sich ihm durch den Buchdruckerlettern ähnliche, erhabene Buchstaben, die man ihm zu tasten gab, verständlich machte. So entwarf er die Risse zu einem geschmackvollen Gebäude, welches unter seiner Leitung aufgeführt wurde; auch ließ er nach einem Modelle, welches er in Wachs geformt hatte, einen hübschen Garten anlegen, und indem er sich durch Tasten von der Art der Ausführung unterrichtete, hatte er mehr als einmal Gelegenheit, dabei begangene Fehler zu entdecken. Endlich wurde er an den Gliedmaaßen völlig gelähmt, und auch in dieser höchst seltenen Lage verließ ihn sein Lebensmuth nicht: er ließ sich die Worte, die man ihm mittheilen wollte, auf die Wangen schreiben, da dies die einzigen

Theile seiner äußern Oberfläche waren, in denen er noch Empfindung hatte. — Daß aber auch Menschen, denen ihre Lebensverhältnisse keine höhere Geistesbildung zu erlangen gestattet hatten, ähnliche Kraft beweisen können, lehrt eine Beobachtung des Taubstummenlehrers Lenoir zu Paris: er fand in Marseille einen achtzigjährigen, in seinem funfzigsten Jahre erblindeten Taubstummen, der in heiterer Stimmung lebte, mit Fertigung hölzerner Löffel, Gabeln und Messer sich beschäftigte, und mit den Menschen durch die früher erlernte Fingersprache verkehrte [7].

Blinde Taubstumme.

Ein Anderes ist es, wenn Gesicht und Gehör schon in einer Zeit mangeln, in welcher der Geist noch im ersten Anfange der Entwickelung begriffen ist, indem entweder die Organe beider Sinne in der frühesten Kindheit zu ihren Verrichtungen untauglich werden, oder taubstumme Kinder erblinden, oder endlich Kinder taub und blind auf die Welt kommen. Letzteres kommt am seltensten vor; daß es aber, außer bei Mißgeburten, nie der Fall sei, wie Carus [8] sagt, ist eine an sich zu dreiste Behauptung, da angeborne Blindheit so wie angeborne Taubheit beobachtet wird, und eine Vereinigung beider Mängel nicht undenkbar ist, auch während des Fruchtlebens Krankheiten eintreten können, welche die normal gebildeten Organe zu ihren Verrichtungen untauglich machen; übrigens hat auch die Erfahrung dagegen entschieden.

Der erste Anblick eines menschlichen Wesens, welches durch den Mangel der beiden höhern Sinne in Bezug auf die äußern Mittel der Erkenntniß den untersten Thiergattungen gleich gestellt war und blos wie eine Thierpflanze zu vegetiren bestimmt schien, mußte einen erschütternden Eindruck auf jeden fühlenden Menschen machen, und da man es nicht für möglich hielt, solche Hindernisse menschlicher Cultur zu besiegen, so blieben

die blinden Taubstummen bis vor wenigen Jahren blos Gegenstände des Mitleids, deren man nur beiläufig gedachte. So erwähnte Heinrich v. Orelli in dem Berichte über die unter seiner Aufsicht stehende Blinden- und Taubstummen-Anstalt zu Zürich eines elfjährigen Mädchens, welches völlig blind, beinahe gehörlos und ganz sprachlos, sich zu seinen Wahrnehmungen vorzüglich des Riechsinnes bediente, ihre Bekannten durch den Geruch unterschied und jede Speise, ehe es sie genoß, beroch [9]. Auf meine Bitte hatte Herr v. Orelli im Jahre 1843 die Güte, nähere Erkundigungen darüber einzuziehen; allein das Mädchen war schon vor mehrern Jahren gestorben, und weder der Pfarrer der Gemeinde, in welcher es gelebt, noch auch der Taubstummenlehrer, der seiner Zeit es besucht hatte, konnten nähere Auskunft darüber geben. Durch Vermittelung des Herrn Dr. Schinz erfuhr ich so viel, daß diese blinde Taubstumme in der Gemeinde Stüffa lebte, und daß man bei Zählung der Blinden im Canton Zürich Kenntniß von ihr bekam; wenn sie etwas verlangte, deutete sie es meist durch Klagetöne an, und wenn der Brodschrank oder der Speisebehälter geöffnet wurde, gab sie durch Geberden ihre Freude zu erkennen, wo denn ihr Riechsinn sie augenblicklich in gerader Richtung dahin leitete und sie die Hände so lange bewegte, bis sie Nahrung erhielt; übrigens war sie kränklich und starb in ihrem zwölften Jahre; da die Mutter seitdem auch gestorben ist, war nichts Näheres darüber zu erfahren. Auch Heinrich Zschokke, der sich der Taubstummen im Canton Aargau mit großem Eifer annimmt, meldete, daß er von einem jetzt ebenfalls verstorbenen blinden und taubstummen Mädchen im Frickthale gehört, aber keine genauern Nachrichten erhalten habe. Nach ähnlichen Angaben fanden sich in Dänemark unter 630 Taubstummen drei Blinde [10]; Carton [11] erzählt, daß er in der Taubstummen-Anstalt zu Glasgow unter den Zöglingen auch einen, der zugleich blind war, gesehen hat, und daß bei der im Jahre 1840 angestellten Zählung in Ost-Flandern neun solcher Unglücklicher gefunden worden sind; auch führt er an, daß nach einem Berichte der Taubstummen-Anstalt zu Modena sieben

dergleichen in Italien leben, daß der Bericht über die ähnliche Anstalt zu Dublin fünf oder sechs solcher Fälle erwähnt, und daß deren zwei in Schottland vorgekommen sein sollen. Auffallend ist es, daß von blinden Taubstummen in Deutschland noch nichts zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist.

Gleichwohl muß es für den Beobachter der menschlichen Natur von hohem Interesse sein, sich über den Seelenzustand solcher Individuen näher zu belehren. Wenn ein Mensch, der von der frühesten Kindheit an im freien Verkehr mit der Natur durch Blindheit, so wie in dem mit der menschlichen Gesellschaft durch Taubheit gehindert worden ist, und von Allem, was außer ihm ist, blos durch die niedern Sinne Kunde erhalten hat, — wenn ein solcher demungeachtet sich von den Eigenschaften, dem Ursprunge und dem Zwecke der Dinge angemessene Begriffe bildet, über die Beziehungen derselben richtig urtheilt, und aus seinen fragmentarischen Wahrnehmungen von dem Benehmen der Menschen auf deren Verhältnisse und Einrichtungen, Gesinnungen und Absichten Schlüsse zieht: müssen wir darin nicht die untergeordnete Stellung der Sinne und die schöpferische Gewalt des Geistes erkennen? Und muß es nicht der Mühe lohnen, die Neigungen und Gefühle des blinden Taubstummen kennen zu lernen, und die in seinem Verhalten sich aussprechenden Urtheile über sittliche Verhältnisse zu erfahren, da er von den uns anklebenden Vorurtheilen frei ist? Denn er erfährt ja von der bürgerlichen Gesellschaft, von ihren conventionellen Gebräuchen und von den in ihr geltenden Meinungen und Grundsätzen nicht mehr als ein Mensch, der auf einer Insel im Weltmeere einsam sein Leben zubringt, und nur in weiter Ferne Schiffe vorüber segeln sieht. Und somit werden wir durch ihn ein Zeugniß vernehmen, ob diese oder jene unserer Ansichten in der menschlichen Natur gegründet, oder uns nur aufgepfropft und durch die Macht der Gewohnheit mit uns verwachsen ist. Gewiß, Individuen, deren Organe den Strahlen des Weltenlichtes, wie dem Klange der Menschenstimme unzugänglich sind, und in deren Innerem dennoch der Gedanke leuchtet und die Stimme des Gefühls ertönt, — In-

dividuen, die in ewiger Nacht und Grabesstille leben und doch mit heiterem Sinne ihres Daseins sich freuen, sie lehren uns thatsächlich, wie der Geist des Menschen sinnliche Hemmnisse, und selbst die gewaltigsten, zu besiegen vermag: es giebt ja aber kein erhabeneres Schauspiel, als die Menschenkraft im siegreichen Kampfe gegen das Mißgeschick. Ich glaube daher, daß der folgende Bericht, in welchem man neue, bis vor wenigen Jahren unerhörte Thatsachen zusammengestellt findet, von allgemeinem Interesse ist. Indem ich wahrhaft erfreuliche Beispiele von der Macht des Geistes zu geben verheiße, habe ich freilich keine Heldenthaten, keine großartigen Geistesschöpfungen, keine glänzenden Entdeckungen, keine in das Leben tief eingreifenden Erfindungen anzuführen: es sind nur kleine Charakterzüge, geringfügige Aeußerungen, über die ich berichten kann; es ist nur das Morgenroth des geistigen Lebens, was den Schauplatz meiner Erzählung beleuchtet; es sind nur schwache Kinder, welche Stoff zu unserer Belehrung und zu Befestigung unseres Vertrauens auf die Siegeskraft des Menschengeistes darbieten sollen. Aber auch das Kleine ist nicht bedeutungslos: mag das Teleskop große Eroberungen am Himmelsraume machen, — der Gewinn, der aus den Fundgruben des Mikroskops gezogen wird, ist mindestens von gleichem Werthe; die volle Bedeutung des Lebens wird uns erst dann klar, wenn wir auch seinen Keimen nachspüren und seine ersten Regungen belauschen; auch vernehmen wir aus dem Munde des Kindes die lautere Wahrheit, die wir auf dem Markte des Lebens vergeblich suchen. Die Charakterzüge, die ich anführen werde, sind an und für sich ganz alltägliche Erscheinungen, dergleichen in jeder Kinderstube vorkommen; unter den gegebenen Umständen aber müssen sie wunderbar erscheinen, und betrachtet man sie dann näher, so findet man, daß das scheinbare Wunder etwas Alltägliches ist, wird aber eben dadurch an die alte Wahrheit erinnert, daß den alltäglichen Erscheinungen etwas wahrhaft Wundervolles zum Grunde liegt.

Unserem Jahrhunderte gebührt der Ruhm, blinde Taubstumme nicht nur sorgfältiger beachtet, sondern auch die Hinder-

nisse ihrer geistigen Bildung mit Glück bekämpft zu haben. Zuerst machte im Jahre 1813 Wardrop durch seinen Bericht über James Mitchell auf diesen Gegenstand aufmerksam, und veranlaßte Nachforschungen über ähnliche Fälle. Noch höher aber hat sich das Interesse dafür gesteigert, da seit fünf Jahren Dr. Howe und Abbé Carton ihre Erfahrungen über dergleichen von ihnen in der Wortsprache unterrichtete Personen veröffentlicht haben. Wir sind jetzt im Besitze von mehr oder weniger genauen Nachrichten über elf blinde Taubstumme, deren Lebensverhältnisse zuvörderst hier anzugeben sind.

I. Dr. Hibbert[12] fand im Jahre 1818 bei Gelegenheit einer mineralogischen Excursion auf Fetlar, einer der Shetlands-Inseln, einen fünfundzwanzigjährigen Menschen, Namens David Gilbert Tate, der blind und taub geboren war. Mager, muskelschwach, nur gekrümmt gehend, brachte er die meiste Zeit am Feuer hockend zu, unreinlich, bis auf eine über den Rücken gehängte grobe Decke ohne Bekleidung. Die einzigen Willensäußerungen, die man an ihm bemerkte, bestanden darin, daß er Wärme, Nahrung und die Nähe seiner Mutter, die ihn füttern mußte, verlangte. Man würde aber sehr irren, wenn man solches Herabsinken eines Menschen auf die niedrigste Stufe thierischen Lebens nur vom Mangel des Gesichts und Gehörs ableiten wollte: es mußten vielmehr noch andere Arten des Mißgeschicks, nämlich Vernachlässigung und ursprüngliche Geistesschwäche, hinzukommen, um dies Resultat hervorzubringen. Denn erstlich waren die Eltern dieses Menschen blutarm, und der Erwerb eines kümmerlichen Lebensunterhaltes nahm ihre Kräfte so in Anspruch, daß sie, wenn sie auch sonst dazu befähigt gewesen wären, für die geistige Bildung ihrer zehn Kinder nichts zu thun vermocht hätten. Zweitens aber, und was die Hauptsache ist, gehörte Tate ohne Zweifel zu den Unglücklichen, welchen die Natur, auch abgesehen vom Sinnesvermögen, die Möglichkeit menschlicher Ausbildung versagt hat: auf seinem Gesichte war der Blödsinn, der nicht selten mit der Taubstummheit vergesellschaftet ist, deutlich ausgeprägt, und eine um zwei Jahre ältere Schwester war

ebenfalls von Kindheit an blödsinnig. Hätte er also auch alle äußern Sinne besessen, so würde er doch keine viel höhere Stufe der Bildung haben erreichen können.

Fehlt es dem blinden Taubstummen nicht an natürlichen Anlagen, und wird sein Verlangen, mit Hülfe der noch übrigen Sinne von den Dingen außer ihm und von dem Thun der Menschen Kunde zu erhalten, durch freundliches Entgegenkommen seiner Umgebungen unterstützt, so überwindet sein Geist die Hindernisse seiner Bildung. Von den Individuen, bei welchen dies der Fall war, erwähne ich zuerst diejenigen, bei welchen es wegen Unvollständigkeit der Nachrichten ungewiß ist, ob sie nicht erst nach Erreichung eines gewissen Grades geistiger Entwickelung ihre höhern Sinne eingebüßt haben.

II. Der englische Leibarzt Hans Sloane, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, hat, wie Wardrop [13] anführt, von einer jungen hysterischen Frauensperson erzählt, die nach den Blattern blind, taub und stumm geworden war. Sie unterschied die Menschen durch Betasten ihrer Hände und durch den Geruch; mittelst des letztern erkannte sie es auch, wenn ein Fremder in ihren Familienkreis gekommen war; sie verkehrte mit den Ihrigen durch eine Fingersprache, vertrieb sich die Zeit mit Nähen, und schrieb regelmäßig in geraden Zeilen. Man schöpfte Verdacht, daß sie etwas sehen könne, und da man sie deshalb auf die Probe stellte, wurde sie dadurch so erschüttert, daß sie in Krämpfe verfiel; Sloane will sich, ungeachtet der letztere Umstand wohl um so mehr Argwohn erregen mußte, von ihrer vollkommenen Blindheit und Taubheit überzeugt haben.

III. Dr. Henry berichtete im Jahre 1838 der philomathischen Gesellschaft zu Perpignan über einen sechsundzwanzig Jahre alten Einwohner der Gemeinde Passa im Departement der Ost-Pyrenäen, Namens Simon, der in seiner Kindheit, jedoch in einem Alter, wo er schon sprechen konnte, in Folge einer schweren Krankheit Gesicht und Gehör, daher auch die Sprache eingebüßt hatte, und im Hause einer menschenfreundlichen Dame aufgenommen worden war [14]. Er wird als sehr

lebhaft und rastlos thätig geschildert; von seiner Erkenntniß menschlicher Verhältnisse werden aber Beispiele erzählt, die beim Mangel näherer Erörterung unverständlich bleiben und Zweifel erregen. Daß er etwas sehen könnte, ist nicht anzunehmen, denn es ist bekannt, daß Halbblinde ungleich unbeholfener und geistig beschränkter sind als ganz Blinde, indem der schwache Lichtschimmer, den sie haben, sie nur zerstreut, ohne ein deutliches Erkennen möglich zu machen [15]; wäre er nicht völlig taub, so würde er nicht die Sprache verloren haben; und da dies in seiner Kindheit erfolgt ist, er auch immer in seinem Geburtsorte gelebt hat, so ist an einen Betrug nicht zu denken. Ob aber der Verlust jener Sinne schon im dritten Lebensjahre eingetreten ist, wie behauptet wird, muß dahin gestellt bleiben. Nur soviel scheint gewiß, daß die vor jener Krankheit durch Gehör und Gesicht erregten Vorstellungen von der Außenwelt sich bei ihm erhalten und die Grundlage seiner weitern Erkenntniß abgegeben haben.

IV. Sehr wahrscheinlich hatte die Taubheit und Blindheit schon von früher Kindheit an bestanden bei einer jungen Frauensperson, welche in einer Stadt Frankreichs das Opfer eines Verbrechens wurde. Man fand sie, wie Rodenbach [16] erzählt, eines Abends auf offener Straße, ohne entdecken zu können, woher sie gekommen war. Sie war mit Lumpen bedeckt, und es schien, als ob sie an anständige Kleidung gewöhnt wäre, und als ob die in einer günstigern Lage befindlichen Angehörigen, um nicht entdeckt zu werden und um sie der öffentlichen Wohlthätigkeit zu überweisen, sie als Bettlerin verkleidet hätten. Denn als man die arme Verlassene nach einem Hospiz brachte, suchte sie sich der Lumpen, deren Geruch ihr zuwider schien, zu entledigen, und beruhigte sich nicht eher, als bis man ihr eine ordentliche Kleidung gegeben hatte. In dem Hospiz fand sie nur für ihr leibliches Leben Pflege, wiewohl sie geistige Regungen verrieth. Ein obrigkeitlicher Beamter pflegte, wenn er das Hospiz besuchte, sie bei der Hand zu fassen, und wenn er sich entfernte, streckte sie die Arme nach ihm aus: der kleine Beweis von Theilnahme schienen Dankbarkeit

und Sehnsucht nach fortdauerndem freundlichem Umgange in ihr hervorgerufen zu haben; vielleicht hatte sie auch bemerkt, daß die Gegenwart des Mannes ihr eine aufmerksamere Behandlung von Seiten der Hausgenossen verschaffte. Als man sie eines Tages in ein Privathaus führte, schien die Hoffnung einer Rückkehr zu ihrer Familie sie zu beleben: sie war ungewöhnlich aufgeregt, öffnete eine Thür, ergriff hastig einen Stuhl, tappte eifrig herum, als suchte sie einen Gegenstand, der ihre Vermuthung im Hause der Ihrigen zu sein zur Gewißheit brächte, und als sie sich in ihrer Erwartung getäuscht fand, schlug sie die Arme über die Brust zusammen und weinte heftig. Sie versank allmählig in eine tiefe Schwermuth, und starb in einem Alter von etwa zwanzig Jahren; ihr Tod war so sanft, daß man eine Zeitlang noch glaubte, sie schliefe.

V. Zu den Fällen, wo es gewiß ist, daß vor dem Verluste der höhern Sinne noch keine geistige Bildung vermittelst derselben erlangt war, gehört der, über welchen Dr. Fowler 1841 der Versammlung englischer Aerzte und Naturforscher zu Plymouth Nachricht gab [17]. Er betraf eine damals zwanzigjährige Frauensperson im Arbeitshause zu Rotherbith. Sie war taubstumm geboren, und, als sie drei Jahre alt gewesen, in Folge der Pocken blind geworden. Sie bedient sich, um Gegenstände zu erkennen, blos des Tastsinnes.

VI. Genauere Nachrichten haben wir über James Mitchell durch zwei Aerzte, den Londoner Wundarzt Wardrop [18] im Jahre 1813 und den Dr. Gordon [19] zu Edinburg im folgenden Jahre erhalten. Dugald Stewart [20] theilte darüber mit, was er durch einen Geistlichen, Namens Macfarlane, über diesen Fall erfahren hatte, und Dr. Gordon [21] lieferte einen Nachtrag dazu im Jahre 1817. Auch hat Spurzheim nach eigener Anschauung eine Erzählung davon gegeben, von welcher unter Andern Rodenbach [22] und Carton [23] Auszüge mittheilen. James, der Sohn eines Geistlichen zu Ardclach in der Grafschaft Nairn in Schottland, war im Jahre 1795 geboren. Die Mutter bemerkte frühzeitig, daß er blind und taub war, und die Aerzte fanden, daß er auf beiden

Augen den grauen Staar hatte, so daß er zwar Licht und Dunkelheit, auch einige helle Farben zu unterscheiden, aber keinen Gegenstand zu erkennen vermochte: er tappte nach den Dingen, die er fassen wollte, wie in völliger Dunkelheit [24]. Uebrigens gesund und von kräftiger Constitution, bewies er, als er heranwuchs, viel Wißbegierde, und bemühte sich, Alles in seiner Umgebung vermittelst des Fühl-, Tast- und Riechsinnes genau kennen zu lernen, wie denn auch diese Sinne nebst dem Geschmacke sich bei ihm zu einer ungemeinen Schärfe entwickelten. Er untersuchte die Gegenstände mit aller möglichen Sorgfalt und Vorsicht, betastete Alles mit den Fingern, kleine Gegenstände und solche, die ihn besonders interessirten, auch mit den Zähnen und der Zungenspitze, wobei er Finger und Zunge mit außerordentlicher Behendigkeit und Geschicklichkeit bewegte. So lernte er auch die kleinsten Räume der väterlichen Wohnung mit allen Meubeln, die Nebengebäude samt den Ackergeräthen und die Felder in der Umgegend genau kennen. Außerdem daß seine Eltern sich viel mit ihm beschäftigten, hatte er das Glück, an seiner Schwester, einem sehr verständigen Frauenzimmer, eine stete Gesellschafterin, liebevolle Lehrerin und sorgsame Aufseherin zu haben, die durch eine natürliche Zeichensprache sich mit ihm zu verständigen wußte. In seinen Gesichtszügen sprach sich ein lebhafter und thätiger Geist aus [25]. 1808 brachte ihn sein Vater in Begleitung der Schwester zu Dr. Gordon, und auf dessen Rath nach London, wo Astley Cooper ihm das Trommelfell durchbohrte, ohne jedoch ihm dadurch zum Gehör zu verhelfen, und Saunders einen vergeblichen Versuch machte, ihm den Staar auf dem linken Auge zu stechen, da er dasselbe nicht still hielt und denen, die ihn halten wollten, mit aller Gewalt sich widersetzte [26]. 1810 machte die Familie zum zweiten Male die Reise nach London, um ihm das rechte Auge durch Wardrop operiren zu lassen. James äußerte unterwegs durch Geberden, daß er das Vorhaben, wieder etwas an seinen Augen vornehmen zu lassen, errathe und selbst darnach verlange [27]. Als er zu Wardrop kam, betastete und beroch er dessen Arm, hielt dann vollkommen

still, als dieser ihm die Augenlider auseinander zog, und bewies dadurch, so wie durch die Spannung, die sich in seinem Gesichte ausdrückte, daß er die Absicht, ihm dadurch etwas Gutes zu gewähren, vermuthe. Am folgenden Tage erkannte er Wardrop, nachdem er dessen Arm berochen hatte, sogleich wieder, und deutete dies dadurch an, daß er mit beiden Händen seine Augenlider auseinander zog. Er ertrug ein hartes Angreifen seines Auges standhaft und mit vollkommener Ergebung, als wäre er überzeugt, daß er einen Fehler am Auge habe, dem abgeholfen werden könne [28]. Als jedoch zur Operation geschritten werden sollte, sträubte er sich, und zwar, wie es scheint, blos weil er sich nicht wollte Zwang anthun lassen, denn als man ihn aus Vorsicht so fest zu halten versuchte, daß ihm jede Bewegung unmöglich würde, gerieth er in wüthenden Zorn, und als er späterhin in eine eigends dazu gebaute Vorrichtung gebracht wurde, in der er sich nicht rühren konnte, schrie er heftig, war aber sogleich ruhig und hielt das Auge still, sobald die Staarnadel daran gebracht wurde. So wurde denn die verdunkelte Krystalllinse seines rechten Auges niedergedrückt und vor der Hand sein Sehvermögen hergestellt, wie er denn nach einigen Tagen dem Getümmel auf der Straße mit Vergnügen zusah. Dies war aber nur vorübergehend, denn die zerstückelte Linse, die nach einiger Zeit wieder aufgestiegen war, und von der man hoffte, sie werde allmählig aufgesogen werden [29], blieb undurchsichtig; er erkannte große Körper, insofern sie ihm das Licht entzogen, und tappte darnach, ohne sie deutlich zu erkennen; kleine Gegenstände aber bemerkte er gar nicht [30]. Nach zwei Jahren hatte seine Sehkraft so weit zugenommen, daß er stark beleuchtete oder auf hellem Grunde liegende dunkelfarbige Körper wahrnahm, ohne jedoch die Gränzen derselben genau zu erkennen; im Mondscheine sah er vermöge der dabei erfolgenden Erweiterung seiner Pupille etwas besser als bei Tage [31].

VII. Als Gegenstück zu James, in welchem bei guten Anlagen des Geistes der männliche Charakter mit seinen Licht- und Schattenseiten sich ausprägte, bietet Laura Bridgman

ein Bild begabter und edler Weiblichkeit. Außer dem Vorsteher der Blinden-Anstalt zu Boston, Dr. Howe[32], haben mehrere Schriftsteller, welche die Anstalt besucht hatten, namentlich Dr. Julius[33], Combe[34] und Dickens[35], nach eigener Beobachtung über sie berichtet; Mistreß Talvi-Robinson aus New-York hat während ihres Aufenthaltes in Deutschland durch ihre Erzählungen ebenfalls die Aufmerksamkeit auf dieses merkwürdige Mädchen gerichtet. — Laura Bridgman, die Tochter achtbarer und gebildeter Eltern, zu Hannover in New-Hampshire 1829 geboren, war bald nach ihrer Geburt von schmerzhaften Krämpfen befallen worden und bis zum zwanzigsten Monate äußerst schwächlich gewesen, hatte aber dann sich erholt, sich geistig zu entwickeln angefangen und am Ende des zweiten Lebensjahres etwas gesprochen. Da war sie wieder in eine schwere Krankheit mit Entzündung der Augen und Ohren verfallen, die mit einer innern Zerstörung dieser Organe durch Eiterung endete; in diesem Zustande hatte sie anfangs die früher erlernten Worte noch ausgesprochen, aber, da sie ihre Stimme nicht mehr hörte, die Sprache bald verloren; zugleich hatte man bemerkt, daß ihr Geruchsinn fast gänzlich erloschen und ihr Geschmack sehr stumpf geworden war. Erst als sie vier Jahre alt war, gelangte sie zu einer dauerhaften Gesundheit, und von nun an entwickelte sie eine ungemeine Regsamkeit und Wißbegierde; sie fing an, im Hause umher zu gehen und Beschäftigung zu suchen, wobei sie immer thätiger und fröhlicher wurde; sie folgte der Mutter auf ihren Wegen, befühlte, wenn diese beschäftigt war, deren Hände und Arme und machte Alles nach; sie lernte etwas stricken und nähen, und fand ihre größte Freude darin, etwas Neues gelernt oder die Anwendungsart eines Gegenstandes entdeckt zu haben. Dr. Howe hörte von ihr, reiste nach Hannover, und bestimmte die Eltern, sie seiner Bildung anzuvertrauen. In der That war sie ganz befähigt, durch Erlernung der Wortsprache einer höhern Bildung theilhaftig zu werden, und Howe konnte sich Glück wünschen, für den ersten Versuch blinde Taubstumme zu unterrichten, eine so gelehrige Schülerin an ihr ge-

wonnen zu haben. Sie war, als sie 1837 in dessen Anstalt aufgenommen wurde, ein schönes, lebhaftes, geistvolles und liebenswürdiges Mädchen. Eine Zeitlang war sie über ihre Versetzung in ganz fremde Verhältnisse, deren Bedeutung sie nicht zu fassen vermochte, sehr bestürzt; doch befreundete sie sich bald mit ihren neuen Umgebungen, fand sich im Hause herum, lief munter Treppe auf, Treppe ab, betrug sich bei Tische und sonst durchaus anständig, kleidete sich ohne fremde Hülfe schnell und ganz gehörig an und aus, und bewies im Stricken, Nähen und Sticken eben so viel Fleiß und Geschick als ihre blinden, aber hörenden Mitschülerinnen. Sie lernte jeden der vierzig Hausgenossen durch Berührung kennen, war freundlich gegen die übrigen Mädchen, in deren Gesellschaft sie sich mit ihrem Spielzeuge lebhaft unterhielt, und knüpfte mit einigen derselben eine nähere Freundschaft an. Gleich schnell faßte sie auch Vertrauen zu den Lehrern, so daß diese zwei Monate nach ihrer Ankunft schon den Unterricht in der Wortsprache mit ihr beginnen konnten [36]. Stets bemüht ihre Kenntnisse zu erweitern, machte sie darin glückliche Fortschritte, und fühlte sich besonders glücklich, dadurch in einen geistigern Verkehr mit den Menschen zu treten und ein Mittel zu Befriedigung ihrer Wißbegierde, so wie zu Mittheilung ihrer Gedanken gewonnen zu haben. Ihr Antlitz, sagt Howe in seinem Berichte von 1839, strahlt von Geist; ihre Bewegungen sind anmuthig; sanft wie ein Lamm, jauchzt sie für Freude, wenn sie mit ihren blinden Gefährten spielt [37]. Dickens sah sie zu Anfang des Jahres 1842. In ihrer Unzugänglichkeit für Licht und Schall erschien sie ihm wie in eine Marmorzelle eingemauert, aus der sie blos die tastende weiße Hand hervorstreckte, bittend, daß ein guter Mensch die unsterbliche Seele wecke. Ihr schön geformtes Antlitz, fährt er fort, verkündet Geist und Frohsinn; das Haar von ihr selbst geflochten, war, so wie der ebenfalls von ihr besorgte Anzug nett geordnet; sie strickte; neben ihr lag ein Schreibebuch und eine Puppe mit einem grünen Bande um die Augen, wie sie selbst gleich den übrigen Kindern in der Anstalt trägt [38]. In seinem Berichte von demselben Jahre meldet Howe von

der dreizehnjährigen Laura, daß sie für ihr Alter groß, gut gewachsen und kräftig ist [39] und auch im verflossenen Jahre reißende Fortschritte in ihrer geistigen Bildung gemacht hat, sich vom Morgen bis zum Abende mit Lernen beschäftigt und dabei so vergnügt aussieht, als ob ihr dies die angenehmste Beschäftigung in der Welt wäre [40].

Die Anstalt zu Boston zählt unter ihre Zöglinge noch drei andere blinde Taubstumme: Oliver Caswell seit 1840, Lucy Reed seit 1841, und Julie Brace seit 1842.

VIII. Oliver Caswell hatte in einem Alter von vierthalb Jahren in Folge des Scharlachs Gesicht und Gehör verloren, dann noch einige Zeit, wiewohl undeutlich gesprochen, nach einem halben Jahre aber die Sprache ganz vergessen. Nach seiner Genesung hatte er angefangen, die Gegenstände durch Tasten und Riechen zu untersuchen und zuerst in den Wohnstuben, hierauf in den übrigen Räumen des Hauses, dann im Hofe, endlich auf dem Wege zu den Nachbarhäusern sich zurecht finden gelernt. Es machte ihm viel Vergnügen, wenn sein Vater, der Fährmann ist, ihn mit sich ins Boot nahm; außerdem suchte er soviel als möglich sich zu unterhalten und zugleich zu unterrichten; so beschäftigte er sich gern mit Hunden und Katzen, und lockte durch ausgestreute Brodkrumen Vögel herbei, bis es ihm gelang, einen zu greifen, den er dann betastete, beroch und wieder fliegen ließ. Er war 11 Jahre alt, als er in die Anstalt kam, ein derber, etwas kleiner Junge, wohl gebildet, mit einem klugen Gesichte, welches, zumal bei seinem muntern und zutraulichen Benehmen, gute Hoffnungen erweckte. Er fing sogleich an, sich durch Tasten und Riechen im Hause zu orientiren; als er z. B. auf die Klappe eines Heizungscanals trat, bückte er sich sogleich, befühlte sie, und fand bald, wie man die obere Platte von der untern aufhebt; damit nicht zufrieden, legte er sich nieder, und brachte seine Zungenspitze erst an die eine, dann an die andere Platte, um das Material genauer kennen zu lernen. Er bewies beim Unterrichte Fähigkeit und Neigung, und lernte allmählig so viel von der Wortsprache, um sich so gut darin ausdrücken zu können,

wie ein Kind, das erst seit Kurzem zu sprechen angefangen hat. Howe sagt von ihm: er hat einen männlichen, herzhaften Charakter, ist wohl gesinnt uud verständig, besitzt aber nicht so viel Lebhaftigkeit des Geistes, um es in der Sprache so weit bringen zu können wie Laura[41].

IX. Lucy Reed hatte von Geburt schwache Augen gehabt, im dritten Jahre an Skropheln gelitten und nach Abgang von Eiter aus den Ohren das Gehör verloren, dann auch bald zu sprechen aufgehört; nach und nach war sie immer blödsichtiger geworden, und endlich, als sie acht Jahre alt war, ganz erblindet. Bisweilen hatte es geschienen, als ob sie verrückt wäre; übrigens war sie im Hause und in der Nachbarschaft frei herum gegangen und mit großer Behendigkeit auf die Bäume gestiegen auch hatte sie nähen und kleine Näthereien selbst zuschneiden und allein fertigen gelernt. Bei ihrem Eintritte in die unter Dr. Howe's Leitung stehende Anstalt war sie vierzehn Jahre alt, und stand noch auf einer sehr niedern Stufe menschlichen Daseins, wie sie denn auch nur wenig natürliche Zeichen hatte, um sich verständlich zu machen. Sie wurde von ihrem Vater, einem achtbaren Landwirthe, und ihrer jüngern Schwester begleitet. An diese schmiegte sie sich an, und ließ sie keinen Augenblick von sich; merkte sie, daß diese sich entfernen wollte, so hielt sie sie am Kleide, und steckte, um die Hände frei zu haben, das Kleid derselben mit einer Nadel an das ihrige; als man die Nadel unvermerkt herausgezogen hatte, verließ sie sich nicht mehr auf dieses Mittel, sondern hielt, wenn sie beide Hände gebrauchte, das Kleid der Schwester mit den Zähnen. Diese mußte auch mehre Wochen bei ihr bleiben. Indeß gewöhnte sich Lucy allmählig an die Mädchen in der Anstalt, gewann sie lieb, und wurde mit ihrer Lage zufrieden, so daß die Schwester wieder abreisen konnte. Zwei Monate lang waren die täglichen und ausdauernden Bemühungen der Lehrer, ihr eine Kenntniß der Wortsprache beizubringen, ganz fruchtlos. Erst dann fing sie an, die Bedeutung der Schriftzeichen zu begreifen, und nach fünfmonatlichem Unterrichte for-

derte sie zum ersten Male etwas vermittelst der Fingersprache. Die Eltern nahmen sie darauf wieder zu sich [42].

X. Julie Brace hatte bereits in der Schule zu lesen angefangen, und Gebete gelernt, als sie in einem Alter von fünftehalb Jahren in einem heftigen Typhus blind und taub wurde, worauf sie auch allmählig die Sprache verlernte. Als sie elf Jahre alt war, erzählte eine Zeitung von ihr, daß sie in diesem Zustande durch Tasten mit Fingern und Lippen so wie durch ihren sehr scharfen Riechsinn sich Kenntnisse von den Dingen verschaffte und durch natürliche Zeichen mit den Menschen sich einigermaaßen zu verständigen wisse [43]. Achtzehn Jahre alt, kam sie in die Taubstummen-Anstalt zu Hartford in Connecticut. Der Versuch, sie in der Wortsprache zu unterrichten, gelang hier nicht; indeß lernte sie einige bei den Taubstummen eingeführte Zeichen verstehen und dadurch so wie durch die natürliche Geberdensprache ihr Verlangen ausdrücken. Dr. Julius fand sie in Hartford, als sie sechsundzwanzig Jahre alt war, ziemlich stumpfsinnig und arm an Kenntnissen [44]. Spurzheim, der sie auch daselbst sah, hat sie als freundlich, ordnungsliebend, vorsichtig und für Beifall nicht unempfänglich geschildert; sie kannte die Bewohner des Hauses, hatte unter ihnen eine nähere Freundin und liebte Kinderspiele. Sie war beinahe dreißig Jahre alt, als Dr. Howe sie in seine Anstalt aufnahm. Sie schien den Zweck ihres Hierseins zu errathen, und zeigte Lust etwas zu lernen. Indeß war ihre geistige Kraft bei dem Mangel hinlänglicher Anregung zu unentwickelt geblieben, ihr Gesicht ohne Ausdruck, ihre Aufmerksamkeit auf die Außendinge sehr gering; war sie allein, so blieb sie ohne Beschäftigung oder schlief. Jedoch hatte sie am Ende des Jahrs die ersten Begriffe von der Wortsprache gefaßt und einige Worte zusammensetzen gelernt [45].

Während jenseit des Oceans die Humanität zu Gunsten der genannten vier blinden Taubstummen bisher Unerhörtes leistete, wurde der erste Versuch dieser Art in Europa mit glücklichem Erfolge vom Abbé Carton gemacht.

XI. Anne Timmermans, 1818 zu Ostende geboren, war von Geburt an blind gewesen und in der frühesten Kindheit auch taub geworden. Frühzeitig elternlos, hatte sie bei Verwandten gelebt, die hierzu eine Unterstützung von der Armenanstalt erhielten, und sie sehr liebten, aber, da sie den Tag über arbeiten mußten, sich wenig mit ihr beschäftigen konnten, deshalb auch sie für blödsinnig und des Unterrichts unfähig hielten. So hatte sie denn vom Morgen bis zum Abende sich selbst überlassen, völlig unthätig in einem Winkel gesessen, höchstens Perlen auf einen Faden reihend und wieder herabfallen lassend oder mit einer Puppe spielend. Sie war zwanzig Jahre alt, als Abbé Carton von ihr hörte, und, da er sich längst schon einen solchen Zögling gewünscht hatte, sie in der Blinden-Anstalt, welcher er vorsteht, aufnahm. Sie lernte leicht stricken, wollte aber anfangs nicht lange dabei bleiben, und zerriß ihre Arbeit wohl zwanzig Mal. Warf sie das Strickzeug weg, so bestand man eine Zeitlang darauf, daß sie es wieder nehmen sollte; half dies nicht, so gab man ihr Buchstaben, und um nicht stricken zu dürfen, lernte sie lesen; war sie dies überdrüssig, so gab man ihr wieder den Strickstrumpf, und auf diese Weise gewöhnte man sie allmählig an die Arbeit. Eines Tages, als sie besonders viel Widerwillen dagegen zeigte, führte die Lehrerin sie zu den Kindern, ließ sie sich überzeugen, daß sie alle arbeiteten, uud gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich mit diesen Kleinen vergleichen solle: sie schien betroffen, und seitdem hatte man weniger Mühe, sie zur Arbeit zu bestimmen; ja diese ist ihr zuletzt Bedürfniß geworden, und sie freut sich nun über das Wachsen ihres Strickstrumpfs. Auch begriff sie ziemlich schnell die Schriftsprache [46]. Prof. Zeune sah sie in Brügge; als ihr Abbé Carton begreiflich gemacht hatte, daß dies auch der Vorsteher einer Blinden-Anstalt sei, wurde sie sehr freundlich gegen ihn, betastete ihn und lachte, als sie fand, daß er an Stelle der Halsbinde nur einen Hemdenknopf trug [47].

Sinnesthätigkeit.

Sinnesreizung.

Wenden wir uns nun zu den Ergebnissen, welche aus den an diesen verschiedenen Individuen angestellten Beobachtungen hervorgehen, so stößt uns zunächst die Bemerkung auf, daß die Sinnesorgane, auch wenn sie ihre Bestimmung nicht erfüllen, dennoch angeregt zu werden verlangen. Dies erklärt sich aus dem allgemeinen Charakter des Lebens, vermöge dessen keine Einzelheit desselben aus der andern hervorgeht, sondern alle auf einem Gedanken, der verwirklicht werden soll, als auf gemeinsamem Grunde beruhen, daher auch bei aller Unabhängigkeit von einander in einer innern Harmonie stehen und für einen gemeinschaftlichen Zweck zusammenwirken. Der menschliche Geist verlangt sinnliche Wahrnehmungen, denn sie sind die Muttermilch, welche die Welt ihm darbietet, der erste Stoff für sein Denken. Die Wahrnehmung, d. h. das Auffassen der äußern Eindrücke in einer Vorstellung, setzt das Zusammenwirken der Seele mit dem Sinnesorgane voraus; Letzteres hat die Bestimmung die empfangenen sinnlichen Eindrücke fortzupflanzen und der Seele näher zu rücken, muß also zuvor sich für die Eindrücke empfänglich bewiesen und sie aufgenommen

haben; diese Aufnahme aber zeigt, als der erste Schritt zur Wahrnehmung, eine gewisse Unabhängigkeit von der Fortleitung. Das Sinnesorgan verlangt, wie alles Lebendige, thätig zu sein und durch Reize, die ihm angemessen sind, erregt zu werden; so wirkt es seiner Bestimmung gemäß mit der die organischen Eindrücke in das Reich der Vorstellung übertragenden Thätigkeit harmonisch zusammen; aber auch ohne auf diese Weise der Seele Stoff zuzuführen, fordert es um seiner selbst willen die seiner Natur entsprechenden äußern Einwirkungen. Das neugeborne Kind nimmt noch keine Gegenstände wahr; es sieht noch nicht, aber es weidet sich am Lichte, dessen Eindruck das eigenthümliche Leben des Auges erregt und durch das erhöhte Lebensgefühl dieses Organs wohlthätig wirkt, weshalb es denn auch eine Barbarei ist, den neugebornen Menschen mit ägyptischer Dunkelheit zu umgeben, damit sein Auge nicht von zu starkem Lichte Schaden nehme. Auch der Blinde trägt Verlangen nach dem Lichte, so lange nicht das Innre seines Auges leblos und der Sehnerve gelähmt, sondern nur der zum wirklichen Sehen nöthige freie Zutritt des Lichtes zu demselben gehindert ist. Dies war der Fall bei unserem James. Schon als Kind wurde er, wiewohl er keinen Gegenstand erkannte, von hellfarbigen und glänzenden Dingen angezogen; überall suchte er das Licht, und konnte Stundenlang vor einer Oeffnung in der Mauer sitzen, durch welche ihm die Sonne auf das Gesicht schien; er ergötzte sich an dem verstärkten Lichte, indem er Glas oder ähnliche Dinge so hielt, daß die concentrirten Lichtstrahlen in sein Auge fielen; auch drückte er bisweilen mit dem Finger stark zwischen die Augenbrauen und das obere Augenlied, so daß der Augapfel stark hervortrat, sei es nun, daß er dann eine deutlichere Lichtempfindung hatte, oder an den durch subjective Lichtempfindung dabei entstehenden farbigen Ringen Vergnügen fand[48].

Wie das Auge, ohne zu sehen, nach Licht durstet, so sehnt sich das Ohr nach dem belebenden Eindrucke des Schalles, auch wenn es kein Vernehmen der Töne zu vermitteln vermag. Wenn man Taubstumme anweiset, einen festen Körper, der

mit ihren Zähnen oder einer dicht über ihren Kopfknochen liegenden Hautstelle durch einen Faden oder etwas Aehnliches in Verbindung gesetzt worden ist, an einen andern festen Körper anschlagen zu lassen, so empfinden sie den dabei entstehenden Schall nie anders, als mit dem Ausdrucke des Erstaunens und Wohlgefallens[49]. Unser James machte das Experiment so, daß er einen Schlüssel, durch dessen Ring er einen Finger jeder Hand gesteckt hatte, schwingen und an seine Zähne schlagen ließ; bei allen Gelegenheiten suchte er, sich dieses Vergnügen zu verschaffen, und er setzte es oft lange und mit großer Aufmerksamkeit fort; dabei gab er einzelnen Schlüsseln, deren Klang ihm besonders zu gefallen schien, den Vorzug. Man hielt ihm eine musikalische Spieldose zwischen die Zähne: er erstaunte darüber, und ergötzte sich auf das Lebhafteste daran; da die Dose zu spielen aufhörte, untersuchte er sie mit dem Ausdrucke der gespanntesten Neugierde mittelst der Finger, der Lippen und der Zungenspitze. Als er eine tönende Stimmgabel zum ersten Male an die Zähne brachte, erschrak er anfänglich; doch da er sich überzeugte, daß sie nicht gefährlich sei, befreundete er sich mit ihr, und lernte bald sie selbst zum Tönen zu bringen, wo er sie denn an die Zähne, einmal aber auch an das Ohr hielt. Eines Tages schien er auch Gefallen daran zu finden, sein Ohr an eine Violine zu legen. Schon in der Kindheit pflegte er harte, besonders metallene Körper stark an seinen Zähnen zu reiben, vielleicht um die Härte derselben kennen zu lernen, wahrscheinlich aber auch, um einen Schall zu empfinden, denn es schien ihm Vergnügen zu machen. Bei manchen Gelegenheiten schien er von einem sehr starken Geräusche unangenehm afficirt zu werden[50].

Aehnliches beobachtet man auch in Betreff des Geruchs. Es giebt Menschen, welchen der Riechsinn von Natur völlig mangelt: während sie aber Rosenöl und Asa fötida nur dem Aussehen oder dem Geschmacke nach zu unterscheiden wissen, lieben sie doch starke Reize für ihr Geruchorgan, und gebrauchen Schnupftabak seiner erregenden und belebenden Wirkung wegen.

Voraussetzung eines mangelnden Sinnes.

Der innere Zusammenhang, in welchem die verschiedenen Sinne unter einander und mit dem Wahrnehmungsvermögen stehen, macht auch die Thatsache erklärlich, daß der Mensch eine dunkle Ahnung von einem Sinne haben kann, der ihm selbst abgeht, indem er die bei ihm vorhandene Lücke im Systeme der zur Wahrnehmung führenden Thätigkeiten einigermaaßen fühlt. Der blinde Taubstumme nimmt nur die Gegenstände wahr, die in unmittelbarer Berührung mit ihm stehen, und hat von einem Erkennen des Fernen keinen Begriff: gleichwohl setzt er ein solches bei andern Menschen voraus, indem er sich ihnen durch Geberden, also durch Zeichen, die nur auf das Gesicht berechnet sind, verständlich zu machen sucht; er thut dies zunächst instinctmäßig, muß aber, wenn er zu dem Grade der Ueberlegung gelangt ist, den z. B. James überall bewies, sich des Grundes von diesem seinem Handeln bewußt werden.

James, der nur solcher sichtbarer Zeichen sich bediente [51], mußte vermuthen, daß er einen Fehler am Auge habe, dem abgeholfen werden könnte; denn sonst hätte er es nicht mit solcher Standhaftigkeit und Ergebung ertragen, daß Wardrop sein Auge betastete [52].

Der blinde Taubstumme macht dem Sehenden manche Handlungen nach, die wenn er keine Ahnung vom Sehen hätte, ihm ganz unbegreiflich sein müßten; Simon z. B. hielt ein Buch, das man ihm gab, vor die Augen, und wendete von Zeit zu Zeit ein Blatt um, als ob er läse [53].

Einem Menschen, dessen Auge dem Lichte und dessen Ohr der Rede unzugänglich ist, eine Vorstellung vom Sehen beizubringen, würde durchaus unmöglich sein, wenn er nicht selbst eine geheime Ahnung davon hätte. Anne Timmermans, deren Hornhaut so undurchsichtig wie Lederhaut ist, und die das Auge ohne Blinzen gegen die Sonne richten kann, gebrauchte eines Abends, als sie nicht Lust hatte zu arbeiten, den Vorwand, es sei zu dunkel, sie brauche Licht [54]. Ein an-

dres Mal hatte sie beim Stricken eine Masche fallen lassen, und es ihrer blinden Nachbarin bemerklich gemacht; als aber diese den Strumpf nehmen wollte, um das Versehen zu verbessern, stieß sie sie zurück, griff nach den Augen derselben und dann nach ihren eigenen, um anzudeuten, daß das Mädchen ja eben so wenig sehen könne, als sie selbst[55]. Laura Bridgman fragt, wenn sie Jemanden kennen lernt, zuerst, ob er blind ist, und gebraucht, wenn dies der Fall ist, um ihm etwas mitzutheilen, nicht die sonst gewöhnlichen, blos sichtbaren Zeichen[56]. Beim Unterrichte im Schreiben entdeckte sie, daß sie auf diesem Wege ihre Gedanken einer von ihr fernen Person mittheilen könne[57]: sie setzt bei ihrem Schreiben voraus, daß sie durch Führung des Bleistifts Eindrücke auf dem Papiere hervorbringt, deren Spuren ihr selbst unmerklich sind und doch von Andern wahrgenommen werden, was nur durch einen eigenen, ihr selbst fehlenden Sinn möglich ist.

Einige Aehnlichkeit mit diesen Beobachtungen hat die von Reiche[58] gemachte Bemerkung, daß Taubstumme die Stärke ihres Rufes, den sie selbst nicht hören, nach dem Raume abmessen, den er durchdringen soll, und ihre Geberdezeichen und Winke für Jemanden in der Ferne mit stärkeren Lauten begleiten.

Steigerung der übrigen Sinne.

Im Allgemeinen strebt die Natur, ein gewisses Mittelmaaß der Lebendigkeit herzustellen und jede Abweichung von demselben nach der einen Seite hin durch ein entgegengesetztes Verhältniß auf der andern Seite auszugleichen, so daß bei außerordentlicher Höhe der einen Kraft eine andere mehr als gewöhnlich zurücktritt, oder daß umgekehrt das Sinken der einen Richtung eine Steigerung der gegenüber stehenden zur Folge hat, wie dieß namentlich bei den Sinnen der Fall ist (Bd. I. S. 140—145). Der Blindgeborne hat meist ein scharfes Gehör, oft auch Neigung und Anlage zur Musik, wie er denn auch nicht selten vermöge seines Sinnes für den Rhythmus gern Verse macht, ohne eigentlich dichterisches Talent zu haben[59]; das Gehör

leistet ihm ferner Dienste, die es dem Sehenden nicht gewährt: um sich an einem Orte zu orientiren, schlagen sie z. B. in die Hände, oder stampfen auf den Boden, um aus der Beschaffenheit des dadurch verursachten Schalles die Nähe der Wände und die Größe des Raums zu beurtheilen oder die Gegenwart eines Menschen im Zimmer zu erkennen[60]; Lusardi[61] erwähnt einen Blindgebornen, der Geschlecht, Alter, Größe und Beleibtheit der Sprechenden aus dem Klange ihrer Stimme erkannte. Der Taubstumme vertraut dagegen vornehmlich seinem Auge, und indem seine Aufmerksamkeit besonders hier sich concentrirt, erkennt er das Sichtbare oft ungewöhnlich scharf, und entdeckt nicht selten Eigenschaften an demselben, die der Hörende übersieht[62].

Die Feinheit seines Fühlsinnes läßt den Blindgebornen Manches wahrnehmen, was sonst nur Gegenstand des Sehens ist. Meistens haben sie noch ein Gefühl von Licht und Dunkelheit[63], welches zum Theil in der ganzen Oberfläche seinen Sitz hat, wie denn der Blindenlehrer Knie[64], ohne den mindesten Lichtschimmer im Auge zu fühlen, den Unterschied von Sonnenlicht, trübem Wetter und Dunkelheit der Nacht erkennt; der Lichtreiz scheint auf das ganze Nervensystem erregend zu wirken, da nach Dufau's[65] Erfahrungen diejenigen, welche noch eine Lichtempfindung haben, durch größere Lebhaftigkeit sich auszeichnen. Dem Taubstummen ersetzt der Fühlsinn einigermaaßen das Gehör. Derselbe Sinn dient nun auch den blinden Taubstummen zur Wahrnehmung: Anne z. B. bemerkte im Gehen eine auf der Erde liegende Nadel[66], und Laura nahm es wahr, wenn Jemand auf dem Pianoforte spielte, wobei sie sagte: Töne kommen durch den Boden in meinen Fuß und herauf in meinen Kopf[67]; auf ähnliche Weise erkannte James, sobald Jemand ins Zimmer trat, und ging gerade auf ihn zu[68].

Wie die Blindgebornen überhaupt, so besitzen auch die, welche zugleich taubstumm sind, einen sehr feinen Tastsinn. Anne z. B. erkennt die zu Buchstaben geordneten Nadelstiche im Papiere, auch wenn man sie mit dem Nagel ausgeglättet hat[69]. Simon kennt die Geldmünzen, und unterscheidet

Silber und Kupfer; er putzt metallenes Geräthe, und erkennt die Stellen, die noch nicht blank sind; er fand Kleinigkeiten, die man verlegt und vergeblich gesucht hatte, und verfolgte, als Getreide gestohlen war, an den verlornen Körnern die Spur des Diebes bis zu dessen Wohnung[70].

Der Riechsinn, vermöge dessen, wie Knie[71] angiebt, der gewöhnliche Blinde das Geschlecht, die Wohnung oder Person des Armen und des Reichen, so wie die verschiedenen Thiere unterscheidet, dient auch unserem James, Dinge oder Personen, die ihm bekannt geworden waren, wieder zu erkennen[72]. Wiewohl aber bei einer höhern Regsamkeit des Seelenlebens dieser Sinn gemeiniglich durch Schärfe sich auszeichnet, fehlt er bei Laura trotz der Lebhaftigkeit ihres Empfindens gänzlich, da überall das Leben in mannichfaltigen Verhältnissen sich entwickelt, und nicht an eine einförmige Regel gebunden ist. Außerdem ist auch ihr Geschmack ziemlich stumpf; bei den Versuchen, die man dieserhalb mit ihr anstellte, unterschied sie süße Substanzen weniger von einander als saure, bittre noch weniger, wie sie denn Rhabarber für Thee hielt[73].

Uebrigens ist jede Steigerung eines Sinnes zum Ersatze eines mangelnden weniger Naturgabe, als vielmehr durch eigene Thätigkeit erworben; denn wie jede Kraft durch Uebung wächst, wie z. B. der ohne Arme Geborene eine Geschicklichkeit der Zähen erlangt, die sonst nur den Fingern eigen ist, so gilt dies auch von den Sinnen. Der steten Aufmerksamkeit, welche Laura beim Sprachunterrichte, wie bei der Handarbeit und beim Spiele den äußern Eindrücken zuwendete[74], hatte sie es zu verdanken, daß die Schärfe ihres Fühl- und Tastsinnes merklich zunahm[75]; umgekehrt bemerkte Lusardi[76], daß bei Blindgebornen, wenn sie das Sehvermögen erhalten haben, der Tastsinn mit der Zeit seine frühere Feinheit verliert, weil er nicht mehr so beachtet und so fleißig wie früher geübt wird.

Thätigkeitstrieb.

Wie die Sinnesorgane die ihnen angemessenen Reize verlangen, so wollen auch die ihnen verwandten Kräfte der sinn-

lichen Erkenntniß und der willkührlichen Bewegung sich thätig äußern, und zwar so, daß beide einander gegenseitig unterstützen, indem zum Wahrnehmen mehr oder weniger selbstthätige Bewegung erfordert wird, die freie Bewegung aber wiederum Kenntniß der räumlichen Verhältnisse voraussetzt.

Das Lebensgefühl in den Gliedmaaßen ruft auch bei dem blinden Taubstummen Bewegungslust in der dem Individuum angemessenen Form hervor. So liebte James, als ein kräftiger Knabe, das Gehen, Laufen und Reiten, schlug gern Burzelbäume, oder rollte sich von einer Anhöhe herab [77].

Wenn wir an einem fremden Orte oder auf einer ungewohnten Lagerstätte geschlafen haben, und beim ersten Erwachen im Dunkeln und bei völliger Stille der Umgebung uns der Umstände, unter denen wir uns niederlegten, nicht sogleich erinnern, so bemerken wir zuerst die Eindrücke, welche die Beschaffenheit des Lagers auf unsern Fühlsinn hervorbringt, und dann tappen wir herum, bis wir unsere Umgebungen wahrgenommen und somit eine Vorstellung von dem Orte, wo wir uns befinden, gewonnen haben. Dabei leitet uns das Muskelgefühl; denn vermöge des Bewußtseins, welches wir von dem Zustande und der Thätigkeit unserer Organe haben (Bd. I. S. 84 fgg.), wissen wir auch im Dunkeln die Stellung unseres Körpers, so wie jede Bewegung, die wir vornehmen, und halten im obigen Falle diese Kenntniß mit den empfangenen Tasteindrücken zusammen. Ungefähr in einer ähnlichen Lage befindet sich der blinde Taubstumme [78]; kam ein solcher in Howe's Anstalt, so war sein erstes Geschäft, sich im Hause zu orientiren [79], was ihm durch den Fühl- und Tastsinn unter Mitwirkung des Muskelgefühls möglich wird. Wie wir beim Ersteigen einer Treppe nur die Höhe der ersten Stufe erfahren zu haben brauchen, um dann, ohne weiter darauf zu achten, die rechte Höhe der übrigen Stufen zu treffen, indem das Muskelgefühl das Maaß unserer Bewegungen leitet, so regelt auch der Blindgeborne seine Bewegungen vermittelst dieses Gefühls [80]. Außer dem Tastsinne bedarf er noch einer besondern Feinheit des Fühlsinnes, vermöge deren auch die leiseren Eindrücke, welche die

Außendinge durch den Druck der Atmosphäre auf die Oberfläche seines Körpers machen, wahrgenommen werden, ehe sie noch mit ihm in Berührung kommen.

Durch das Gedächtniß der aufmerksam beobachteten räumlichen Verhältnisse erwirbt sich der blinde Taubstumme allmählig eine gewisse Sicherheit und Freiheit der Bewegung und die Beachtung des Widerstandes der Luft vor einer Wand oder einem ähnlichen Hindernisse schützt ihn, daß er sich nicht stößt. Das Mädchen, von welchem Fowler Nachricht giebt, findet ohne Führer den Weg durch alle Räume des Hauses, macht sich ihr Bett selbst und näht sich auch ihre Kleidungsstücke. Wenn Laura mit vorgestreckten Armen durch einen Gang des Hauses wandelt, so erkennt sie am Beben des Bodens oder an der Bewegung der Luft gegen ihr Gesicht, daß Jemand ihr entgegenkommt; sie geht gerade und zuversichtlich auf die Thüre oder das Fenster zu, wohin sie eben will, ohne zu tappen, bleibt zu rechter Zeit stehen, und greift richtig nach dem Drücker an der Thüre oder nach irgend einem Gegenstande, den sie eben erreichen will; stößt sie sich einmal an eine Thüre, die sie offen zu finden geglaubt hat, so reibt sie sich die Stirne und lacht sich dabei über ihre Unbesonnenheit aus; sie kennt alle Dinge im Hause so genau, und ist immerfort so aufmerksam auf Alles um sie her, daß, wenn einmal etwas Neues, ein Paket, eine Schachtel oder auch ein fremdes Buch irgendwo im Zimmer liegt, sie es bei ihrem steten Herumwandeln in kurzer Zeit bemerkt, und dann bald auch an irgend einem Umstande erräth, wem es gehört; eben so gebraucht sie bei Tische Tasse, Löffel und Gabel so gut wie ein Sehender, ist sehr geschickt mit der Nadel und fertigt allerhand Modearbeit [81]. — James schaffte sich einen noch größern Spielraum. Er kannte in einem ziemlichen Umkreise des Pfarrhauses alle Gegenstände, ging da täglich furchtlos herum, und kam erst zur Essenszeit nach Hause; als die Familie nach dem Städtchen Nairn gezogen war, machte er auch von hier aus Stunden weite Spaziergänge; auf einem derselben kam er zufällig nach seinem Geburtsorte Ardclach, ging daselbst durch alle Räume des

Pfarrhauses, untersuchte alles Hausgeräthe, schien nach Befriedigung seiner Neugierde ängstlich wieder fort zu kommen, und kehrte geraden Weges nach Nairn zurück; ein zweites Mal ging er, wie es schien, absichtlich nach Ardclach [82].

Je nachdem der blinde Taubstumme mehr oder weniger lebhaft ist, tritt auch der Trieb nach sinnlicher Erkenntniß bei ihm stärker oder schwächer hervor. So zeigte James eine große Begierde, Alles, was in seinen Bereich kam, kennen zu lernen, und er untersuchte es mit großer Genauigkeit: kam ihm ein fremder Gegenstand vor, so überlief er ihn schnell mit den Fingerspitzen, berührte ihn dann mit der Zungenspitze, die er in alle Vertiefungen einzubringen wußte, und strich ihn, wenn es ein harter Körper war, an den Zähnen; ein silbernes Bleistiftfutteral, welches Gordon ihm reichte, drehte er erst schnell zwischen den Fingern herum, und brachte es dann an Nase, Lippen und Zunge; kam ein Fremder, so untersuchte er zunächst diesen selbst, und dann dessen Peitsche, Pferd oder Wagen [83]. Eben so eifrig bemüht sich Laura, Alles in ihrer Nähe kennen zu lernen; Arme und Hände, sagt Combe [84], sind bei ihr fortwährend in Bewegung, wie die Fühlhörner bei einem Insecte; geht sie mit Jemandem, so giebt sie auf jede seiner Bewegungen Acht und betastet sogleich seine Hände, so daß er durchaus nichts thun kann, ohne daß sie es erfährt; von den vierzig Bewohnern des weiblichen Flügels der Anstalt erkennt sie Jeden, der ihr im Corridor begegnet, in dem Augenblicke, in welchem sie seine Hand faßt oder auch nur einen Theil seines Anzugs berührt, und geht nicht ohne ein Zeichen des Erkennens zu geben vorüber. Sie weiß es alsbald, wenn Howe einen andern Rock als gewöhnlich an hat, mag er auch von gleichem Schnitte und Tuche sein; sie bemerkt es, wenn er nur etwas mehr oder weniger abgetragen ist, und fragt sogleich: warum [85]? Auch die blinde Taubstumme im Rotherbither Arbeitshause erkennt alle Hausgenossen durch Betasten ihrer Hände [86]; eben so kennt Simon die Einwohner seines Dorfs und der Nachbarschaft [87].

Der Trieb zur Thätigkeit äußert sich nach Maaßgabe der Lebendigkeit und Kraft der Seele. Bei dem blödsinnigen Tate

konnte er sich nicht anders kund geben, als daß dieser, ohne etwas in den Händen zu haben, die Finger ungemein schnell bewegte, sehr gern aber Stroh, Zeuch und andere Gegenstände, an deren Form sich etwas verändern ließ, verschiedentlich behandelte [88]. Der kluge James zerbrach zu seiner Unterhaltung zuweilen auch Gegenstände, blos um ihnen eine andere Form zu geben; seine Knabenspiele bestanden unter Andrem darin, daß er runde, glatte Steine aus dem Bache suchte und in Kreisen um sich her legte, womit er Stunden lang sich beschäftigen konnte, oder allerhand Dinge auf dem Wasser schwimmen ließ, oder Häuserchen aus Lehm mit Oeffnungen wie Fenster baute; aber er versuchte auch, Risse in den Mauern des Wirthschaftsgebäudes zu verstopfen, besorgte die Pferde mit großer Aufmerksamkeit, und half sehr gern den Knechten in Allem, wozu sie ihn anstellten, namentlich auch beim Reinigen des Stalles; als seine Brüder Körbe flechten lernten, versuchte er es auch, verlor aber bald die Geduld, da es ihm nicht sogleich gelang [89]. Simon verrichtete allerlei Dienste in der Wirthschaft, z. B. das Jäten des Unkrautes; als man ihm einst bei dieser Arbeit auf einem Erdbeerenbeete, um ihn zu necken, eine Erdbeerenpflanze in die Hand gab, deutete er voller Unwillen an, daß er sie nicht ausgezogen habe; er half die Kirchenglocken läuten, und hatte sich einige mechanische Geschicklichkeit erworben, wie er denn z. B. einen Schrank aus Bretern gezimmert und ein Schloß angeschlagen hatte, auch seine Kleidungsstücke sich selbst ausbesserte, wobei er, um einzufädeln, die Nadel an den Mund hielt und mit der Zungenspitze das Oehr suchte [90]. Laura's unermüdliche Thätigkeit richtete sich, seitdem sie in der Wortsprache unterrichtet wurde, mehr auf ihre geistige Bildung.

Erlangung eines Sinnes.

Wenn Blind- oder Taubgeborne zum Besitze des ihnen fehlenden Sinnes gelangen, so ist der erste Eindruck von Licht oder Schall zu heftig; während aber dann vom Lichte nur das Auge schmerzhaft angegriffen wird, breitet der Schall seine Wirkungen weiter aus: bei einem Taubstummen, der das Gehör

erhalten hatte, verursachte das Glockengeläute Kopfweh, Schwindel und Betäubung[91]. Wie die übergroße Empfindlichkeit sich vermindert, machen die Sinneseindrücke nur Vergnügen; erst allmählig kommt es zur Wahrnehmung, und zwar früher oder später, je nachdem die Anlage und Ausbildung der Seelenkräfte verschieden ist. James erkannte schon einige Tage nach der an seinem Auge vorgenommenen Operation die Gegenstände, und beurtheilte die Entfernung derselben ziemlich richtig[92], denn es ist irrig, wenn man annimmt, das Erkennen der Entfernung sei vom Acte des Sehens ganz verschieden, und werde erst durch Erfahrung und Ueberlegung erworben. Bei schwächern Geisteskräften bedarf es einer längern Uebung, um durch den neu erlangten Sinn deutliche Wahrnehmungen zu gewinnen; so lernte der Taubstumme Trézel, der in seinem neunten Jahre das Gehör erhalten hatte, erst nach einem Vierteljahre einige einfache kurze Sätze verstehen, und hatte selbst nach drei Vierteljahren wenig Fortschritte im Verständnisse der Sprache gemacht[93]. Eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist es, daß der neu erlangte Sinn lange Zeit hindurch oder auch für immer nicht in vollem Umfange gebraucht wird: so traute James nach der Operation seinem Auge noch nicht recht, sondern wenn er einen Gegenstand durch Sehen erkannt hatte, so wendete er das Auge ab, und untersuchte ihn mittelst der Finger, Lippen, Zunge und Nase[94]; ein blindgebornes Mädchen, welches sich überall in der Nachbarschaft hatte herum finden können, verirrte sich nach Erlangung des Gesichts öfters, selbst dicht an der eigenen Hausthüre, und machte dann die Augen zu, wo es durch Tappen sich bald zurecht fand[95]; als der erwähnte Trézel die Tonsprache einigermaaßen verstand, hielt er sich demungeachtet mehr an die Geberdensprache, verstand besser, was man ihm in derselben mittheilte, und vervollkommnete sie sogar, seitdem er hören konnte[96].

G e m ü t h.

Stimmung.

Blindgeborne sind meist heiter [96 *], und vermissen den Zutritt des Lichts zu ihrem Auge nicht: der junge Mann, dem Cheselden [97] den Staar stach, versprach sich vor der Operation wenig Gewinn vom Sehenlernen, außer zum Lesen und Schreiben; denn, meinte er, ein Spaziergang im Garten werde ihm, wenn er sähe, nicht mehr Vergnügen machen können, als er ihm jetzt schon gewähre. Die Taubstummen sind im Ganzen mehr düster in Bezug auf die Gesellschaft, die in für sie unverständlichen Zeichen sich Mittheilungen macht; und doch möchte keiner von ihnen mit einem hörenden Blinden tauschen, so wenig als Letztere sehende Taubstumme sein möchten: der blinde Rodenbach [98] setzt die Vorzüge der Blindheit vor der Taubstummheit weitläufig aus einander, und der taubstumme Berthier schildert eben so lebhaft die Vortheile, welche er vor dem Blinden voraus hat [99]. Wenn uns nun von unserem Standtpuncte aus die blinden Taubstummen als höchst unglücklich erscheinen, so erinnern uns jene Beispiele, daß Glück oder Unglück nur auf der Art beruht, wie man sich selbst fühlt, und daß der Mangel eines unbekannten Gutes nicht empfunden

wird. Der blödsinnige Tate verlangte Nahrung, Wärme und ein menschliches Wesen, das für ihn sorgte; dies wurde ihm zu Theil, und da er nichts Höheres kannte, so mußte er sich in seiner Art glücklich fühlen. James konnte, wie seine Neigungen es mit sich brachten, herumstreifen, sich Kenntnisse von den Außendingen sammeln, so wie das Thun und Treiben der Menschen beobachten, und schien mit seiner Lage durchaus nicht unzufrieden zu sein [100]; Laura aber findet im geistigen Verkehr mit freundlich wohlwollenden Menschen volle Befriedigung für Kopf und Herz, und ist immerdar fröhlich [101].

Der Taubstumme ist bei dem Gefühle seiner Abgeschlossenheit gegen die Gesellschaft und seiner Bestimmung zur Selbstständigkeit meist eigensinnig, in seinen Begehrungen heftig und leidenschaftlich; nach dem Geständnisse des taubstummen Kruse [102] fällt ihm selbst im gebildeten Zustande bei Anwandlungen von Zorn und Rachsucht die Selbstbeherrschung schwer. So tritt denn auch bei blinden Taubstummen der Eigenwille mehr oder weniger hervor. James war bei sanfter Behandlung folgsam und gelehrig; wurde er aber in einem Vergnügen gestört, oder ihm ein Verlangen nicht gewährt, so gerieth er in heftigen Zorn, dem er gewöhnlich durch Zerreißen seiner Kleidungsstücke Luft machte, und der bisweilen selbst in einen Anfall von Wuth ausartete [103]. Oliver Caswell war im väterlichen Hause unbändig gewesen, und hatte, wenn irgend etwas nicht nach seinem Willen ging, getobt und wie wüthend um sich geschlagen und gestoßen. In der Blinden-Anstalt warf er eines Tages etwas zur Erde, und hob es nicht auf, als die Lehrerin seine Hand darauf legte, und da sie fortwährend seine Hand auf den Gegenstand hielt, saß er finster und stöckisch, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, da, ohne zuzugreifen. „Ich kam," erzählt Howe, „hinzu; da ich begütigend die Hand „auf seinen Kopf legte, schlug er mit Händen und Füßen um „sich; ich wollte ihn liebkosen, aber er schlug, stieß, kratzte, und „da er dadurch nichts ausrichtete, so biß er mich in die Hand; „ich hielt ihn aber immer am Handgelenke fest; in einem Augen„blicke, wo seine krampfhaften Anstrengungen etwas schwächer

„waren, ließ ich etwas los und wollte ihm meine Hand auf „den Kopf legen, aber er stieß sie weg. Nachdem ich eine „halbe Stunde lang auf solche Weise mich abgemüht hatte, „ihn zu bändigen, gelang es mir endlich, indem ich ihn küßte, „worauf ich den Sturm noch dadurch stillte, daß ich ihm Köl- „nisches Wasser zu riechen gab, was seine Sinne bestach. Es „war das erste Mal, daß sein Wille gebrochen wurde, und „seitdem ist er folgsam und freundlich"[104]. Auch dem weib- lichen Geschlechte ist solch leidenschaftliches Beharren auf dem eigenen Willen nicht fremd. „Als Lucy Reed," erzählt Howe ferner, „einige Tage in der Anstalt gewesen war, und sich bei „Gewöhnung an ihre Umgebungen hatte überzeugen können, „daß man ihr wohl wolle, versuchte ich, es dahin zu bringen, „daß sie wie die andern Mädchen am Pulte sitzen bliebe. Da „sie verstand, was ich verlangte, und aller Liebkosung unge- „achtet widerstrebte, so hielt ich sie auf ihrem Sitze nieder, „und, wenn sie aufstehen wollte, immer fester; sie kratzte meine „Hände blutig, und fuhr mir so wüthend ins Gesicht, daß ich „loslassen mußte, wo sie denn sogleich aufsprang. Ich nahm „nun eine Maske vor, zog dicke Handschuhe an und drückte „sie noch stärker auf ihren Sitz nieder; sie fuhr mir wieder nach „dem Gesichte, und schien betroffen, als sie die Maske fand; „da sie die Handschuhe entdeckte, fuhr sie darunter, kratzte ins „Fleisch, und da ihr dies nichts half, so suchte sie zu beißen. „Jetzt wendete ich alle Kraft an, um sie auf ihren Sitz nieder- „zudrücken, und mußte zwei Stunden aushalten, ehe sie nach- „gab. Gleichwohl widersetzte sie sich binnen vier und zwan- „zig Stunden noch zwei Mal, und wenn sie dann Widerspen- „stigkeit zeigte, wurden ihr die Hände auf den Rücken gebunden, „was sie so scheute, daß sie hernach bei Berührung der Riemen „sogleich gehorchte. Nach einigen Wochen war sie vollkommen „gehorsam und gelehrig geworden"[105]. — Anne war eben- falls, als sie in die Blinden-Anstalt kam, oft widerspenstig und jähzornig, zerriß dann ihre Kleidungsstücke, und zerkratzte oder zerstampfte Alles, was ihr nicht gefiel; allmählig wurde sie geschmeidig und legte den Jähzorn ab[106]. Julie Brace war

in der Taubstummen-Anstalt einmal wegen Ungehorsams in eine enge Stube gesperrt worden und seitdem immer folgsam gewesen[107]. Laura endlich war durch ein glückliches Naturell, durch ein weiches Herz, verbunden mit einem hellen Verstande, der sie die wohlwollenden Absichten Anderer nicht verkennen ließ, vor solchen leidenschaftlichen Aufwallungen gesichert: sie ist sanft wie ein Lamm, wohlwollend, vertrauensvoll und bemüht, die Fehler Anderer zu entschuldigen; nur aus Mißverständniß war sie einige Mal unfreundlich gegen andere Kinder und ein Mal böse auf eine erwachsene Person[108].

Wohlgefallen.

Das Wohlgefallen an den Gegenständen hängt zunächst von dem gegebenen Kreise der Sinnesthätigkeiten ab. Der Blindgeborene findet menschliche Schönheit in abgerundeten Formen, weicher Haut und besonders in sanfter, klangreicher Stimme[109]. Dem blinden Taubstummen, den blödsinnigen Tate[110] nicht ausgenommen, gefällt zunächst das dem Fühlsinne schmeichelnde Glatte; James suchte runde, glatte Steine zu seinem Spiele aus dem Bache, und bemühte sich, unebenes Holz mit den Zähnen zu glätten, oder ließ es von seinem Aufwärter mit dem Messer glatt schaben. Uebrigens liebte er das Lebendige, Kräftige, als mit seinem eigenen Naturell übereinstimmend; er hatte manche Thiere gern, besonders Pferde, und freute sich sehr, wenn man ihn reiten ließ; als er nach der Operation einiges Sehvermögen erlangt hatte, fand er das meiste Gefallen an hellen Farben, besonders an Roth[111].

Die beiden entgegengesetzten Bestrebungen zum Wechsel und zum Verharren wohnen ursprünglich in der Menschenseele; sie machen sich im leiblichen wie im geistigen Leben unter den mannichfaltigsten Formen geltend, und überall tritt Segen und Gedeihen da auf, wo ihr Gegensatz so temperirt ist, daß sie belebend und erhaltend zugleich wirken. Auch unsere blinden Taubstummen zeigten schon diese doppelte Richtung. James z. B. verlangte immerfort nach einem Wechsel der Eindrücke,

und als er mit seiner Familie nach Nairn gezogen war, interessirte es ihn in hohem Grade, in der ihm bisher fremd gewesenen Gegend auf Kundschaft auszugehen und neue Gegenstände kennen zu lernen. Zugleich aber wollte er auch das, was ihm durch Gewohnheit lieb geworden, erhalten wissen: als er das erste Mal wieder das Pfarrhaus betrat, in welchem er geboren worden war und bis zum Tode des Vaters gelebt hatte, schien es ihm unangenehm aufzufallen, daß man die Thüre zu einem Cabinet weggenommen hatte; da er aber bei einem zweiten Besuche fand, daß man nun gar mit Einreißen der Küche beschäftigt war, bezeigte er große Unzufriedenheit, trat nicht in das Haus ein, und kam seitdem nicht mehr in das Kirchspiel [112]. Auch andere Blindgeborene werden in den Erziehungs-Anstalten oft von Heimweh befallen, und sehnen sich nach dem Vaterhause, in welchem ihnen durch die Länge der Zeit Alles bekannt worden ist; besonders gilt dies von denen, deren Blindheit auf einem schwarzen Staare beruht, wobei oft auch das übrige Nervensystem angegriffen ist, und die deshalb wie weniger lebhaft sind, so auch seltener, langsamer und ungeschickter sich bewegen [113].

Scheu vor dem Tode.

Die erste Kenntnißnahme vom Tode an Thieren machte nach Maaßgabe der Individualität einen verschiedenen Eindruck auf unsere blinden Taubstummen. Laura wollte eines Tages kein Fleisch essen, und um den Grund befragt, antwortete sie: „weil es todt ist.“ Sie hatte nämlich in der Küche einen todten Truthahn betastet und war davor zurückgeprallt, erst nach einiger Zeit bekam sie wieder Appetit zu Fleischspeisen, und genießt sie nun, ungeachtet sie weiß, daß die Thiere dazu geschlachtet werden [114]. Auch Oliver schien sehr bewegt, als er ein ihm bekannt gewesenes Pferd todt fand, hatte einige Tage lang keine Eßlust, und schien sich in Gedanken mit dem Falle zu beschäftigen; von einem Schweine, bei dessen Schlachten er zugegen gewesen war, wobei man ihm begreiflich gemacht

hatte, daß es zum Verspeisen bestimmt sei, aß er ohne Widerwillen[115]. James endlich belustigte sich, wenn er mit todten Vögeln spielen konnte; er stellte sie auf die Füße, und lachte, wenn sie umfielen[116].

Nicht minder charakteristisch war das Benehmen bei Berührung eines menschlichen Leichnams. Laura schauderte noch bei der Erinnerung, daß sie vor längerer Zeit den Leichnam eines ihr bekannt gewesenen Mädchens berührt hatte[117]. Als James zum Leichname seines Vaters geführt worden war und denselben anfaßte, fuhr er zurück; nachher schien ihn aber vorzüglich die Neuheit der Erscheinung und der bei der Leichenbestattung vorkommenden Gebräuche zu interessiren; dies bewies er bei der Beerdigung, wie er auch seitdem jeden Leichenzug im Kirchspiele begleitete; als der Schneider kam, ihm Trauerkleider zu machen, zeigte er ihm, indem er Kopf und Hals nach hinten streckte, das Sterbebett des Vaters, und führte ihn dann zum Grabe. Eines Tages führte ihn seine Schwester zum Leichname eines benachbarten Edelmannes, der sich ihm sehr freundlich bezeigt und ihn namentlich öfters durch ein Geschenk von Tabak und Pfeifen erfreut hatte: er untersuchte denselben sehr genau ohne zu schaudern, stand dann einige Secunden nachdenkend, lächelte hierauf mit einem Ausdrucke von Wildheit, und gab durch Pantomime zu verstehen, daß der Todte ihm wohl bekannt sei und nun beerdigt werden müsse; er ging nachher noch öfters in das Zimmer, wo der Leichnam lag, und zeigte dabei keine Betrübniß, war jedoch dann und wann mehr nachdenkend als gewöhnlich[118]. Itard machte in der Taubstummen-Anstalt, welcher er als Arzt vorstand, die Bemerkung, daß die Zöglinge menschliche Leichname ohne Widerwillen sahen und in ihrem Egoismus der Leichenöffnung eines ihrer Mitschüler nur mit Neugierde, übrigens ganz gleichgültig zusahen.

Seit dem Tode seines Vaters fürchtete sich der muthige James gar sehr vor dem Sterben. Bei einer Unpäßlichkeit legte man ihn in das Bett, in welchem der Vater gestorben war; aber er blieb keinen Augenblick darin, und war sogleich ruhig, als man ihn in ein andres Bett brachte. Späterhin zeigte

er sich bei einer ernstern Krankheit ungemein besorgt: wiewohl so schwach, daß ihn zwei Menschen führen mußten, ließ er sich nicht bewegen, auch nur einen Tag im Bette zu bleiben, sondern bestand darauf, des Morgens beim Erwachen sogleich angekleidet zu werden, da er vermuthlich meinte, man könne nur im Bette sterben; auch beunruhigte ihn in dieser Zeit der Schimmer von weißer Wäsche, die man am Feuer wärmte, indem er sich dabei wahrscheinlich der Sterbegewande oder Leichendecken erinnerte. Uebrigens hatte sich der Trieb der Selbsterhaltung schon früher deutlich genug bei ihm ausgesprochen: er hütete sich immer vor Feuer, Wasser und scharfen Werkzeugen; als er eines Tages auf einem Stege über eine tiefe und reißende Stelle des Flusses herüber kroch, ließ ihn der Vater, um ihn für die Zukunft abzuschrecken, in das Wasser stoßen und herausziehen, und seitdem mied er diese Gefahr[119].

Sympathie.

Schon die Beobachtung der Taubstummen liefert uns eine vielfache Bestätigung der Wahrheit, daß das Sittengesetz ursprünglich in der menschlichen Natur gegründet, ja von ihr unzertrennlich, nicht von einem äußern Willen gegeben oder durch Zufälligkeiten eingeführt ist. Ohne von Menschen darüber unterrichtet worden zu sein, weiß der Taubstumme, was gut und was böse, was recht und was unrecht ist; sein Gefühl offenbart es ihm aber blos für die einzelne Fälle, und nur in Bezug auf diese äußert er seine Billigung und Mißbilligung, denn um es im Begriffe fassen und die Grundsätze der Sittlichkeit in ihrer Allgemeinheit anschauen zu können, fehlt es ihm noch an Klarheit des Selbstbewußtseins[120]. Unsere blinden Taubstummen legen nun für jene Wahrheit ein gleiches und zum Theil noch vollgültigeres Zeugniß ab. Wir erwähnen zuvörderst einige Aeußerungen der Sympathie überhaupt, als der ersten, mit dem organischen und selbstischen Leben noch nahe verbundenen Regung des sittlichen Gefühls.

Der Nachahmungstrieb bestimmt den blinden Taubstummen nicht allein, seine Kräfte auf eine nützliche Weise zu üben, sondern auch Manches zu thun, was in seinen Händen alle Bedeutung verliert oder auch ihm unbegreiflich ist. Man hat gesehen, daß Laura halbe Stunden lang ein Buch vor die Augen hielt und dabei die Lippen wie ein Lesender bewegte [120 +], wie dies auch von Simon erzählt worden ist. Mehr als Nachahmung konnte es auch nicht sein, wenn Anne, als sie noch bei ihren Verwandten und ohne allen Unterricht war, die kirchlichen Gebräuche mitmachte [121].

Dieselbe Sympathie des Menschen mit seines Gleichen, welche den Nachahmungstrieb erzeugt, ruft auch den Trieb zur Mittheilung hervor, der schon durch organisch bedingte, unwillkührliche Aeußerungen vorbereitet ist. Das Angesicht der Blindgebornen hat oft etwas Kaltes und Lebloses; es fehlt ihm die Anmuth der Mienen, welche zum Theil durch bewußtlose Nachahmung der Reflex fremder Gesichter zu sein scheint, wie die Stimme des Taubstummen keinen Wohlklang hat, weil er sie nicht hört. Wenn aber Dufau [122] behauptet, daß sie überhaupt nicht mittheilsam wären und so auch ihre Gefühle durch mimischen Ausdruck wenig offenbarten, so gilt dies wohl nur von denen, deren Seelenthätigkeit weniger lebhaft ist. In James' Gesichte drückte sich Neugier, Erwartung, Zorn u. s. w. deutlich aus [123], und bei Laura malt sich Alles, was in ihrem Innern vorgeht, Hoffnung und Furcht, Vergnügen und Schmerz, Selbstzufriedenheit und Reue, mit den lebhaftesten Farben in ihren Gesichtszügen [124].

Der Taubstumme schafft sich, um seine Vorstellungen Andern mittheilen zu können, eine Geberdensprache, indem er zur Bezeichnung eines Gegenstandes einen Zug desselben wählt, der am meisten hervorstechend und am leichtesten durch Bewegungen darzustellen ist, und Eigenschaften oder Handlungen nach ihrer Erscheinungsweise, dem Eindrucke, den sie hervorbringen, den begleitenden Umständen u. s. w. bezeichnet. Jeder bildet sich seine eigenen Zeichen, je nachdem er die Gegenstände, Eigenschaften oder Handlungen von der einen oder von der

andern Seite gerade aufgefaßt hat; am meisten aber stimmen sie in der Bezeichnung der Seelenzustände unter einander überein. So drückten die, welche in die Pariser Taubstummen-Anstalt aufgenommen wurden, die Geistesthätigkeiten durch Anlegen der Hand an die Stirn aus, wobei eine zufriedene Miene das Wissen, eine betrübte mit Kopfschütteln das Nichtwissen, die längere Dauer der Stellung mit der Miene der Anstrengung das Nachdenken, das schnelle Wegziehen der Hand mit Achselzucken das Vergessen bedeutete; das Vergangene drückten sie aus, indem sie mit der Hand wiederholt rückwärts über die Schultern winkten, und die Erinnerung, indem sie nach einer nachdenkenden Miene plötzlich stark einathmeten und bei heiterem Gesichte mit dem Zeigefinger gegen die Stirne fuhren; Zuneigung oder Abneigung deuteten sie an, indem sie die Hand an das Herz legten und dabei entweder freundlich oder finster aussahen. Außerdem bildeten sie unter einander eine conventionelle, rein willkührliche Sprache, in welcher sie durch eine Bewegung der Hand oder durch eine Stellung der Finger oft ganze Redensarten ausdrückten, und die daher für jeden nicht Eingeweihten ganz unverständlich war [125]. — Der blinde Taubstumme gebraucht gleich dem Sehenden pantomimische Zeichen, die bald instinctmäßig sind, und der Vorstellung, die sie ausdrücken, unmittelbar entsprechen, daher auch, wie die oben angeführten, allgemein verständlich sind, so daß z. B. jedes Kind verstand, was Anne durch ihre Geberden andeutete [126], bald auf besondere Umstände sich beziehen und zum Theil eigenen Erfindungsgeist verrathen. James zeigte, wenn er essen wollte, auf den Mund oder auf den Speiseschrank; wollte er schlafen, so legte er den Kopf zurück; in Krankheiten deutete er auf seinen Kopf, oder ließ die Mutter sein Herz fühlen; Wohlgefallen drückte er durch Klopfen auf den Gegenstand aus; die Handwerker bezeichnete er durch Nachahmung ihrer Bewegungen bei der Arbeit, und seinen Augenarzt Wardrop durch Betasten seiner Augenlieder; wollte er reiten, so hielt er die Hände abwärts zusammen, und stellte den Fuß darein, wie in einen Steigbügel; streckte er den Arm seitwärts so weit als möglich

aus, so bedeutete es London[127]. Oliver bezeichnete durch eine schwankende Bewegung der wagerecht gehaltenen Hand das Fahren im Boote, und durch Drehen derselben in senkrechten Kreisen das Fahren im Wagen[128]. Simon hatte für jeden seiner Bekannten eine besondere Pantomime, für ein Kind macht er das Zeichen des Vaters und deutete dann dessen eigene Größe an, oder zählte an den Fingern, um dessen Folge im Alter unter seinen Geschwistern auszudrücken[129].

Die Stimme bricht bei dem Taubstummen, wenn er von einer Gemüthsbewegung ergriffen wird, unwillkührlich hervor, und da er sie nicht vernimmt, noch auch sie nach dem Muster der Sprechenden zu moduliren vermag, so klingt sie rauh und unangenehm: James, der übrigens bei seinen Scherzen herzlich lachte und bei Betrübniß weinte, brüllte im Zorne[130], und Laura kreischt vor Freude. Sie scheint aber sich des Mangels an Herrschaft über ihre Stimmorgane selbst bewußt werden zu können: bei der unerwarteten Ankunft einer Freundin stieß sie nämlich einen widrigen Laut aus, schwieg aber sogleich, als der Lehrer die Hand auf ihren Mund legte, wobei sie lachte und nun ihre Gespielin umarmte[131]. Da aber der Taubstumme vermöge seines Muskelgefühls auch die Bewegungen, die in seiner Kehle vorgehen, inne wird und sie im Gedächtnisse behalten kann, so wird er durch den Trieb seine Vorstellungen zu äußern bestimmt, auch gewisse Laute als Zeichen zu gebrauchen. So erzählt der taubstumme Teuscher[132] von sich: „im ersten rohen Zustande habe ich zur pantomimischen Bezeichnung besonderer Gegenstände auch eine besondere Stimme beigefügt, und jede Person immer mit derselben Stimme gerufen." Auch Laura bezeichnet ihre Bekannten durch eigene Laute: kommt sie in die Wohnstube, wo ein Dutzend blinder Mädchen sitzen, so umarmt sie jedes und giebt dabei einen besondern Laut von sich, den auch die Mädchen genau kennen. Es scheint aber, als gebrauche sie ihre Stimme vorzüglich nur dann, wenn ihr Gemüth dabei interessirt ist: denn wenn sie allein ist, giebt sie zuweilen einen Laut von sich, der eine bestimmte Person bezeichnet, und auf die Frage, warum sie z. B.

den Namen von Jenette nicht durch das Fingeralphabet buchstabire, sondern den Laut dafür gebe, antwortete sie: „ich denke „an Jenettens Laut, wenn ich denke, wie sie mir gute Sachen „giebt; ich denke nicht daran, ihren Namen zu buchstabiren;" und ein anderes Mal: „weil ich denke, wie sehr sie mich liebt, und wie sehr ich sie liebe." Die Stimme behauptet also auch hier ihre ursprüngliche Bestimmung, zum Ausdrucke der Gefühle zu dienen, welche die Brust bewegen. Howe meint, er würde es dahin haben bringen können, daß Laura ihre Gedanken in ziemlichem Umfange durch Laute auszudrücken gelernt hätte; jedenfalls würde dies immer nur eine sehr unvollkommene Sprache gewesen sein [133].

Wohlwollen.

Wie das menschliche Herz nur in der Liebe das eigentliche Element seines Lebens findet, so steht es auch von mehrern Seiten her der persönlichen Zuneigung offen, und bei unsern blinden Taubstummen zeigt es ebenfalls eine solche Zugänglichkeit.

Zuerst stimmt der sinnliche Eindruck, den die sinnliche Erscheinung eines Menschen auf den andern macht, diesen zur Zuneigung oder Abneigung, ohne daß er zunächst über den eigentlichen Grund davon sich Rechenschaft giebt, da ein ästhetisches Urtheil über Schönheit oder Häßlichkeit nicht immer entscheidet. Es ist eine Unmittelbarkeit psychischer Einwirkung in sinnlichem Gewande, eine Ahnung von Harmonie oder Disharmonie einer fremden Persönlichkeit mit der unsrigen, durch eine Sinnesrührung hervorgerufen. Der Blinde pflegt den sittlichen Werth eines Menschen nach dessen Stimme zu beurtheilen; sie ist für ihn der beste Spiegel der Seele [134], so wie für den Taubstummen Gestalt und Geberde. Während hier der Verstand oft beim Urtheile mitwirkt, zeigte sich bei unserem James, diesem lebenskräftigen und willensstarken Naturmenschen, der blinde Zug der Sympathie oder Antipathie bestimmter: manche Menschen ließ er nicht an sich heran kommen, während er Andern

Interesse und Aufmerksamkeit bewies. Wenn sonst vornehmlich der Blick des Auges und der Klang der Stimme solche Macht über das Gefühl ausübt, konnte bei ihm besonders nur der Riechsinn mit seinen dunkeln, nebelhaften Vorstellungen die Bahn sein, auf welcher jene magische Gewalt ihn berührte. Näherte sich ihm ein Fremder, so betastete er ihn, faßte gewöhnlich seinen Arm, beroch ihn mit zwei bis drei starken Einathmungen, und hatte nun ein bestimmte Meinung von ihm; war diese günstig, so bemühte er sich, ihn näher kennen zu lernen, untersuchte seine Kleidung genauer, und zeigte mehr oder weniger Gefallen an ihm; im entgegengesetzten Falle zog er sich schnell von ihm zurück, entweder gleichgültig, oder mit Zeichen von Widerwillen [135].

Sodann beginnt der Verstand seine Theilnahme an Zuneigung oder Abneigung, indem er die Gesinnungen eines Menschen nach dem Gehalte seiner Aeußerungen beurtheilt, und nach den gemachten Erfahrungen auf dessen künftiges Verhalten schließt. Der Blindgeborne ist, so wie der Taubstumme, zu Mißtrauen gegen andere Menschen geneigt; denn Beide fühlen sich gegen sie bloß gestellt, da ihnen von den Handlungen und Aeußerungen derselben sogar in ihrer unmittelbaren Nähe Vieles verborgen bleibt; nur gegen den, von dessen wohlwollenden Gesinnungen sie sich hinlänglich überzeugt haben, legen sie dies Mißtrauen ab. Solche Vorsicht bewies unter unsern blinden Taubstummen vornehmlich der kluge James: er nahm von keinem Fremden eine Speise an; den Apfel, den er aus Wardrop's Hand mit Zeichen des Mißtrauens zurückwies, nahm er unmittelbar darauf von seiner Schwester mit Freuden an [136].

Der blinde Taubstumme erwiedert das Wohlwollen, das seine Angehörigen ihm beweisen, durch Liebe, die um so mehr die Form einer durch das leibliche Bedürfniß abgedrungenen Anhänglichkeit hat, je hülfloser er in der That ist: so war der blödsinnige Tate an seine Mutter gefesselt, und wurde sehr unruhig, sobald er sie nicht in seiner Nähe fühlte [137]. Aber wie sehr auch der muthige James nach Selbstständigkeit rang, und wie we-

nig er es scheute, einsame Wanderungen zu Befriedigung seiner Lust an freier Bewegung, am Wechsel der Eindrücke und an Erweiterung seiner Kenntnisse anzustellen, so war es doch auch ihm unangenehm, wenn sich die Seinigen entfernten [138]. Am meisten liebte er seine Schwester, und bemühte sich, ihre Zufriedenheit zu erlangen [139]. Er war von einer Krankheit noch nicht ganz hergestellt, als sie erkrankte; da duldete er seine Tante, die er sonst sehr gern bei sich hatte, nicht in seiner Nähe, sondern verlangte, sie sollte in das obere Stockwerk zur Schwester gehen, und ruhte nicht eher, bis sie es gethan; nachher verlangte er selbst herauf geführt zu werden, und als man ihn zur Kranken brachte, freute er sich, daß diese ihm die Hand schüttelte und ihm freundlich auf die Schultern klopfte [140]. Einen Beweis von der Liebe zu seiner Mutter gab er, indem er weinte, da er sie eines Tages bald nach des Vaters Tode unwohl und bettlägerig fand [141]. Daß er nicht mit gleicher Zärtlichkeit dem Vater zugethan war, ist wohl erklärlich. Bei dessen Leichenbegängnisse soll er zwar nach Macfarlane's Behauptung sich sehr betrübt bezeigt, sich mit dem Ausdrucke des Schmerzes über den Sarg gelegt, auch nachmals öfters das Grab besucht und dabei geweint haben [142]. Allein diese Schilderung beruhte auf einer irrigen Deutung; denn nach der Versicherung der Schwester, mit welcher Gordon als Augenzeuge übereinstimmte, hat er über den Tod des Vaters keine Betrübniß, vielmehr bei dem Leichenbegängnisse nur Neugierde geäußert: er ist unter den Leichenbegleitern herumgegangen, hat fast alle betastet, sich eine Zeitlang mit Betasten der Wagen unterhalten, den Sarg als einen neuen Gegenstand genau untersucht, den Zug ohne eine Spur von Rührung begleitet, am Abende nach der Beerdigung aber, so wie mehrere Tage nachher das Grab allerdings besucht und mit beiden Händen darauf geklopft, als ob er den Rasen befestigen wollte [143]. — Man erzählt, Julie Brace habe ihre Geschwister sehr geliebt [144], und Simon sei über den Tod seiner Mutter, ungeachtet sich diese nicht um ihn bekümmert hatte, sehr betrübt gewesen [145]. — Wie innig aber die Gefühle von Laura Bridgman sind,

erkannte man unter Anderem bei folgender Gelegenheit. Sie fand in der Blinden-Anstalt mehr Nahrung für ihren Geist als im elterlichen Hause, fühlte sich darin glücklich, und war von Dank gegen ihre freundlichen Lehrer durchdrungen. Nachdem sie ein halbes Jahr hier gewesen war, erhielt sie einen Besuch von ihrer Mutter, betastete deren Hände und Anzug, ohne sie zu erkennen, und wendete sich, als von einer Fremden, von ihr ab; denn die vielen neuen Gegenstände und Begebenheiten, die seit der Entfernung vom elterlichen Hause ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, hatten bei ihrem beschränkten Sinnesvermögen die Erinnerung der frühern Eindrücke geschwächt. Sie freute sich über eine ihr mitgebrachte Perlenschnur, die sie sonst getragen hatte, und deutete dem Dr. Howe an, daß dies ein Geschenk aus ihrer Heimath sei, aber stieß die Mutter, die sie liebkosen wollte, zurück, und ging zu ihren Gespielinnen. Als sie einen andern Gegenstand aus dem elterlichen Hause von der Mutter bekam, wurde sie sehr aufgeregt, untersuchte sie genauer, gab dem Dr. Howe zu verstehen, daß diese Dame gewiß aus Hannover komme, ließe sich auch einige Liebkosungen von ihr gefallen, ging aber dann gleichgültig wieder von ihr weg. Nach einer Weile, als die schmerzlich betroffene Mutter sich von Neuem ihr nahte, schien sie von dem Gedanken, daß dies keine Fremde sein könne, ergriffen zu werden: sie betastete sehr eifrig ihre Hände, wurde ganz bleich und wieder feuerroth; Hoffnung und Zweifel kämpften in ihr; die Mutter zog sie an sich und küßte sie: da warf sie sich mit dem Ausdrucke des Entzückens an ihren Busen, und wich nicht mehr von ihr; für ihre Gespielinnen und Spielsachen hatte sie nun keinen Sinn mehr. Bei ihrer nachmaligen Trennung bewies sie, das neunjährige Mädchen, eben so viel Verstand und Entschlossenheit, als tiefes Gefühl: sie begleitete die Mutter bei deren Abreise bis vor das Haus, wobei sie sie fest umschlungen hielt, und tappte rings umher, um zu wissen, wer in ihrer Nähe sei; als sie nun eine sehr geliebte Lehrerin bemerkte, faßte sie diese mit der einen Hand, während sie mit der andern sich krampfhaft an die Mutter klammerte,

ließ diese dann los, wandte sich um, und hielt sich schluchzend an die Lehrerin [146]. — Minder lebhaft empfand Lucy Reed: sie zeigte über den Besuch ihrer Mutter eine sehr mäßige Freude, war auch, als diese wieder abreiste, wenig betrübt, weinte zwar den Nachmittag darauf, ließ sich aber durch Laura bald wieder aufheitern; als der Vater sie aus der Anstalt abholte, verließ sie diese ebenfalls ziemlich gleichgültig [147].

Da die Freundschaft auf dem Wohlgefallen beruht, welches Personen, die in mehr oder weniger Beziehungen sich gleich stehen, an einander finden, so fehlt die Geneigtheit solche Verbindungen einzugehen da, wo das Selbstgefühl ein gewisses Maaß überschreitet und in Selbstgenügsamkeit übergeht, bei welcher man Andre nicht als ebenbürtig anerkennen, ihnen nicht gleiche Rechte zugestehen, noch auch durch vertrauten Umgang seine Schwächen verrathen mag. Dies war bei James der Fall: er machte sich mit Knaben seines Alters nichts zu schaffen, und spielte, da er ihre Ueberlegenheit fürchtete, lieber allein; nur den Knaben, der ihm zur Bedienung gegeben war, duldete er um sich, und ließ es sich gefallen, daß dieser ihm half, wenn er z. B. zu seinem Vergnügen allerhand Dinge auf dem Bache schwimmen ließ [148]. Unter blinden Knaben würde er vielleicht zutraulicher geworden sein; denn die Vorsteher von Blinden-Anstalten bemerken, daß ihre Zöglinge sehr verträglich mit einander leben, zusammenhalten und einen solchen Gemeingeist beweisen, daß sie von Neid und Eifersucht gegen einander fremd, vielmehr auf das, was einer von ihnen leistet, stolz sind [149]. Auch Laura ist gegen ihre Mitschülerinnen überhaupt freundlich, und hat mehrere Freundinnen unter ihnen; sitzt sie bei der Arbeit oder beim Lernen neben einer derselben, so unterbricht sie alle Augenblicke ihr Geschäft, um ihre Nachbarin recht herzlich zu küssen [150].

Die Achtung geistiger Kraft wurde bei diesem reich begabten Mädchen auch der Grund näherer Freundschaft. Laura schließt sich am meisten denjenigen ihrer Mitschülerinnen an, die am besten mit ihr reden können. Da eine Blinde, deren sie sich anfänglich mit großem Eifer angenommen hatte, sich

sehr dumm erwies, beschäftigte sie sich nicht mehr mit ihr, und war nicht gern mit ihr zusammen; ja, war im Hause ein Schaden angerichtet worden, woran Niemand Schuld sein wollte, so schrieb sie ihn gewöhnlich auf Rechnung des einfältigen Mädchens [151].

Ein Individuum, welches neben angenehmen Eigenschaften auch eine gewisse Schwäche zeigt, flößt eine eigene Theilnahme ein, indem man dadurch veranlaßt wird, im Gegensatze zu demselben sich der eigenen Vollkommenheit deutlich oder dunkel, mit Recht oder mit Unrecht zu freuen. So bewies James, der den Umgang mit Knaben seines Alters mied, sehr viel Neigung zu Kindern, da er im Vergleiche mit ihnen sein Uebergewicht fühlte [152].

Diese Theilnahme artet sich als Mitleid, wo zugleich die nachtheiligen Folgen der bemerkten Unvollkommenheit erkannt werden: als Anne, die auch übrigens wohlwollend und dienstfertig ist, den Stumpf eines einarmigen Mädchens untersucht hatte, weinte sie, und gab als Ursache an, weil das Mädchen nicht stricken könne [153]. Ist das Mitleid auf ein Uebel gerichtet, das man selbst verursacht hat, so äußert es sich in dem Bestreben, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen: Julie Brace betastete die Augen eines Kindes, das sie wegen eines Vergehens geschlagen hatte, und da sie fand, daß es weinte, nahm sie es auf den Arm und suchte es durch Liebkosungen zu beruhigen [154]. Auch erregt die Theilnahme den Wunsch, einen anderweitigen Uebelstand, welcher Besorgniß für die betroffene Person erregt, entfernt zu sehen: als James eines Tages bemerkte, daß seine Schwester nasse Schuhe anhatte, zeigte er sich sehr ungehalten darüber, bis sie andere anzog [155].

So tritt nun auch selbst ohne eigentliche persönliche Zuneigung die Bereitwilligkeit Hülfe zu leisten ein: James hatte zu dem Knaben, der ihn bediente, keine besondere Zuneigung, und es war ihm ganz gleichgültig, wenn er an Stelle des bisherigen einen andern zur Bedienung erhielt; als er aber einst bemerkte, daß derselbe still saß, und bei deshalb angestellter Un-

tersuchung an dessen Fuße eine Bandage fand, ging er sogleich auf die Bodenkammer, suchte unter den mancherlei Geräthschaften daselbst einen Schemmel hervor, den man ihm vor einem Jahre bei einer Wunde am Fuße gegeben hatte, trug ihn herunter, und legte den Fuß des Knaben darauf[156].

Das Gefühl geistigen Uebergewichts, mit Wohlwollen verbunden, erzeugt den Wunsch, Andere zu belehren. Auch dieser natürliche Trieb, der die erste Grundlage der Erziehungskunst ausmacht, zeigte sich bei unsern blinden Taubstummen. Anne suchte, eine in die Anstalt neu aufgenommene Blinde mit zu unterrichten, und gab sich ein besonderes Ansehen, indem sie sie beaufsichtigte und bestrafte[157]. So gab sich auch Laura viel Mühe, ein Mädchen von ihrem Alter, welches in die Anstalt gekommen war und sich sehr unbeholfen zeigte, im Hause zurecht zu weisen, ihm beim An- und Auskleiden behülflich zu sein u. s. w. und that sich darauf etwas zu Gute[158]. Vorzüglich aber bewies sie die lebhafteste Theilnahme bei dem ersten Unterrichte, welchen Oliver Caswell, der, nachdem sie bereits drei Jahre in der Anstalt gewesen war, daselbst aufgenommen wurde, im Fingeralphabete erhielt. Mit erhitztem Gesichte und dem Ausdrucke der ängstlichsten Spannung saß sie neben Dr. Howe und Oliver, hielt ihre Finger auf deren Hände, jedoch so leise, daß sie die Bewegungen derselben nicht hinderte, und wenn Oliver etwas begriffen hatte, so hüpfte sie vor Freude im Zimmer herum: sie wußte, wie schwierig es ist, die ersten Begriffe von der Wortsprache zu erlangen, und leistete auch späterhin beim Unterrichte von Oliver und von Lucy Reed thätigen Beistand[159].

Das Necken gehört mit zu den Lieblingsunterhaltungen unserer blinden Taubstummen. Es macht ihnen ungemeine Freude, Jemandem ohne böse Absicht einen kleinen Streich zu spielen oder ihn auf kurze Zeit in einige Verlegenheit zu setzen, insofern sie dadurch eine Art Ueberlegenheit, namentlich von Klugheit, beweisen, deren Bewußtsein sie ergötzt. James machte sich gern den Spaß, die Leute einzusperren, wo er denn lachte und vor Freude sprang; auch versteckte er bisweilen Dinge,

die Andern gehörten, und lachte herzlich, wenn man ihn ertappte. Besonders pflegte er mit seiner Schwester zu scherzen: als ihm diese z. B. Geld gegeben hatte, um sich dafür vom Krämer zwei Pfeifen zu holen, brachte er nur eine, und auf die Andeutung, daß er zwei hätte sollen bekommen haben, knöpfte er lachend die Weste auf, und zog die zweite Pfeife hervor; Sonntag darauf nahm er den Pfennig, den ihm die Schwester für die Armenbüchse gegeben hatte, zwischen die Lippen und that, als ob er Tabak rauche, um damit zu sagen, er wolle sich wieder eine Pfeife dafür kaufen, steckte aber, als die Schwester darüber unwillig war, den Pfennig in die Büchse. Er selbst ließ sich auch einige Neckerei gefallen, wenn sie nicht zu weit getrieben wurde: sperrte man ihn wieder ein, so machte es ihm Spaß, nur durfte es nicht zu lange dauern; wenn er ausgehen wollte und die Schwester sich zur Thüre geschlichen und davor gestellt hatte, so ging er lächelnd zurück; als sie ihm Gordon's Reitpeitsche, mit der er spielte, unerwartet aus der Hand riß, lächelte er, packte eben so plötzlich die Schwester, und suchte, ihr die Peitsche zu entwinden [160]. Wie Oliver [161] und Julie [162] neckte Laura ebenfalls gern, und scherzte auch für sich allein: wenn sie nämlich in der Fingersprache sich übte, buchstabirte sie zuweilen ein Wort absichtlich unrecht, wobei sie recht schelmisch aussah und die falsch buchstabirende Hand schlug [163].

Wie der unschuldige Scherz, so kann auch der wirkliche Betrug durch das der Einbildung schmeichelnde Gefühl der dabei bewiesenen Klugheit Vergnügen gewähren: Anne hatte, um als Kranke Milch zu bekommen, sich gestellt, als ob sie Husten, Kopf- und Halsweh hätte, und rühmte sich dann ihres Betruges gegen ihre Mitschülerinnen [164].

Auch an spöttischen Aeußerungen über sonderbar scheinende Gebräuche fehlte es nicht. Laura fand es lächerlich, daß man das Wort: Nagel, für ganz verschiedene Dinge gebraucht, und fragte, als man ihr von den Arbeiten des Nagelschmidts erzählte, ob er denn auch die Nägel an den Fingern fertige [165]? Eben so konnte Anne sich nicht in die übliche Art der Sonn-

tagsfeier finden; da sie gerade an einem Sonntage Lust zu stricken hatte, und man es ihr für diesen Tag verbot, fragte sie, ob auch das Spielen auf dem Pianoforte, das Lesen und das Schreiben unerlaubt sei, und da sie dies Alles nicht begreifen konnte, fragte sie endlich mit spöttischer Miene, ob man Sonntags auch nicht essen und Kaffee trinken dürfe [166]?

Rechtsgefühl.

Die Vorstellung von den Verhältnissen des Herrschens und Gehorchens entwickelte sich frühzeitig in der Seele unserer blinden Taubstummen, und man konnte bemerken, wie nach Maaßgabe ihres Charakters und ihrer Seelenkräfte verschiedene Ansichten über den Grund dieser Verhältnisse, wenn auch dunkel, in ihrer Seele auftauchten. James betrachtete es als ein ihm angestammtes Recht, über den Knaben zu gebieten, den ihm seine Eltern zur Bedienung gegeben hatten; gleichgültig gegen dessen Persönlichkeit, achtete er nur die Dienste, die dieser ihm leistete; auf seinen einsamen Spaziergängen wußte er, daß derselbe in einiger Entfernung ihm folgte, und wartete, wenn er auf ein ernstes Hinderniß stieß, bis er herbeikam ihm zu helfen, und als er einst beim Spiele in einem Kahne auf ihn unwillig war, stieß er ihn zur Strafe ins Wasser, zog ihn aber wieder heraus, sei es nun aus Mitleid, oder um ihn noch ferner gebrauchen zu können [167]. Julie nahm die physische Gewalt zum Maaßstabe: sie hatte von Kindheit an die Meinung, daß der Größere von dem Kleineren Gehorsam fordern dürfe, ließ sich also von Jemandem, der kleiner war als sie, nichts befehlen, gab jedoch diese Ansicht auf, da sie größer geworden war als ihre Mutter [168]. Laura endlich meint, dem Klügern gebühre die Herrschaft: sie behandelt diejenigen, an denen sie Geistesschwäche bemerkt, mit Geringschätzung, und fordert von ihnen Dienste, die sie Andern nicht zumuthet [169].

Wie den Blindgebornen strenge Ordnung in ihrer Häuslichkeit Bedürfniß ist, so zeichnen sie sich nach Dufau's [170] Beobachtung auch durch einen lebhaften Sinn für Gesetzlichkeit

aus: sie sind folgsam, so lange man gerecht ist; Willkühr ist ihnen verhaßt und empört sie; ein Betrug verletzt sie um so mehr, da sie ihn mehr als Andre zu fürchten haben. Auch bei den blinden Taubstummen zeigte es sich, daß das Gefühl von Recht und Unrecht der Seele ursprünglich eingepflanzt ist, und daß das Gewissen von selbst erwacht oder leicht zu wecken ist. Laura saß einmal mit zwei andern blinden Mädchen auf einem Schaukelpferde, und zwar sie auf der Kruppe; man sah ihr das Sinnen auf einen muthwilligen Streich schon an, und sie benutzte den Augenblick, wo das Hintertheil des Pferdes im Schaukeln am tiefsten stand, um schnell herabzugleiten, so daß der Vordertheil gewaltsam herab sank und die darauf sitzenden Mädchen herunterfielen; sie war außer sich vor Freude, daß der Streich gelungen war; als sie aber fand, daß das eine Mädchen sich weh gethan hatte, wurde sie betrübt, liebkoste sie, und buchstabirte das Wort: Unrecht [171]. James war betrübt, wenn ihm auf sanfte Weise zu erkennen gegeben wurde, daß er ein Unrecht begangen habe [172]. Simon war eines Tages, man weiß nicht in welcher Absicht, über den Zaun in den Garten seiner Wohlthäterin gestiegen, in den ihm für immer durch die Thüre zu gehen erlaubt war, und wurde dabei ertappt: er eilte zu der Dame, die von dem Vorfalle noch nichts erfahren hatte, warf sich ihr zu Füßen, und zeigte noch einige Tage hindurch große Unruhe [173]. Anne bittet um Vergebung, wenn sie eine Mitschülerin verletzt hat, wobei sie sich mit ihrer Blindheit entschuldigt; aber bei der mindern Reinheit ihres sittlichen Charakters macht sie auch falsche Ausreden, wenn sie einen Fehler begangen hat, und so ist es zweifelhaft, ob ihre scheinbare Reue nicht vielmehr Furcht vor Strafe ist; als ihre Mitschülerinnen es Herrn Carton sagen wollten, daß sie im Zorne ihre Mütze zerrissen hatte, bat sie durch Zeichen, sie möchten knieend Fürbitte für sie einlegen [174].

Das Gefühl von Recht und Unrecht schließt auch das der Vergeltung in sich, und so wurzelt denn auch das Pflichtgefühl der Dankbarkeit tief in der Seele. Anne dankt für Alles, was sie empfängt, verlangt aber auch Dank, wenn sie Jeman-

dem etwas gegeben hat [175]. Hatte Julie etwas geschenkt bekommen, so erinnerte sie sich dessen noch spät und zeigte das Geschenk dem Geber, wenn dieser wieder zu ihr kam [176]. Simon bewies sich überhaupt sehr dankbar gegen seine Wohlthäterin, und so räumte er unter Anderem, da sie in Folge eines Beinbruchs lahm geworden war, alle Steine oder Holzstücke aus ihrem Wege; als sie verreiste, ging er auf eine Meierei zur Arbeit, und kehrte, als sie wieder nach Hause kam, ebenfalls zurück [177].

Eben so sucht der Naturmensch sich für ein erlittenes Unrecht zu rächen. Da James gern in den Stall gehen wollte, wenn Pferde von angekommenen Fremden darin waren, die Knechte aber in solchen Fällen ihn nicht eingelassen hatten, so schloß er sie bei ähnlichen Gelegenheiten in die Küche ein [178]. Julie entdeckte eines Tages, als sie noch im elterlichen Hause war, daß ein Herr sie hatte täuschen wollen; sie holte eine Distel, reichte sie ihm wie zum Geschenke, und als er zugriff, drückte sie ihm die Stacheln in die Hand [179].

Eben so natürlich ist die Vorstellung, daß der, welcher einen Fehler begangen hat, entweder durch Geständniß seiner Schuld oder durch Erleiden einer Strafe dafür büßen muß, der Fehler aber dadurch gesühnt wird. So wollte Julie jedes Versehen auf der Stelle bestraft wissen, und züchtigte ein Kind, als es eine Milchschale zerbrochen hatte [180]. Hatte Anne für einen Fehler Vergebung erhalten oder Strafe erlitten, so erkannte sie, daß hiermit Alles gut gemacht sei, und bei dieser Ueberzeugung fand sich ihr Rechtsgefühl empört, als man von ihr verlangte, daß sie zur Beichte gehen und da ihre Fehler nochmals bekennen solle. Sie erwiederte durch Zeichen, man wolle also wohl, sie solle sagen, daß sie ihre Mütze zerrissen, der Lehrerin die Hand gekratzt, der Superiorin die Brille zerbrochen und Herrn Carton mit dem Fuße gestoßen habe? Dies Alles brauche sie nicht zu beichten, denn es sei bereits vergeben, zum Theil auch bestraft worden. Die Lehrerin führte nun an, sie selbst erkenne sich nicht für fehlerfrei, und gehe daher auch zur Beichte; da nahm Anne eine sehr ernsthafte

Miene an, verwies ihr diese Fehler, und gab ihr auf, um Vergebung zu bitten. Da man jedoch weiter in sie drang und ihr sagte, Carton beichte auch, so mußte sie endlich nachgeben, und ging über diesen Zwang weinend in die Capelle. Acht Tage darauf hörte sie, die Lehrerin habe wieder gebeichtet; in der Meinung, sie selbst solle nun auch wieder zur Beichte gehen, fing sie an zu weinen, und erklärte, sie habe keinen Fehler begangen [181].

Die blinden Taubstummen erkennen ohne Ausnahme die Unverletzlichkeit des Besitzthumes an, und bestätigen somit, daß das persönliche Eigenthumsrecht in der Natur des Menschen begründet ist. James wurde sehr aufgebracht, wenn er etwas von seinen Sachen in dem Kasten, worein er es gelegt hatte, vermißte, maaßte sich aber auch nie etwas Fremdes an. Eines Tages fand er ein Pferd, welches seine Mutter vor einigen Wochen an einen Mann verkauft, der jetzt wieder zu derselben gekommen war und es unterdessen an einen Baum gebunden hatte; James betastete es sorgfältig, erkannte es als das Eigenthum der Mutter, führte es in den Stall, nahm ihm Sattel und Zaum ab, gab ihm Futter, und ging, nachdem er zugeschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, davon [182]. Simon verwahrt seine Habseligkeiten, insbesondere sein Geld, in einem Kasten, wozu er den Schlüssel bei sich führt, weiß, was er für seine Dienste an Bezahlung zu fordern hat, und nimmt von den Kindern seiner Wohlthäterin etwas kleine Münze, aber kein größeres Geldstück an [183]. Eben so unterscheidet Anne fremdes Eigenthum genau von dem ihrigen; als sie von einer Taubstummen zu einem Obstbaume geführt und aufgefordert wurde, sich Obst zu pflücken, deutete sie derselben an, daß sie ohne Carton's Erlaubniß dies nicht thun dürfe [184]. Nach Fowler's Berichte hält die blinde Taubstumme sehr auf das Ihrige, und war sehr erfreut, da man ihr einen Schilling gab, wo sie denn das Geldstück noch eine Weile befühlte [185]. Julie hatte, da sie elf Jahre alt war, einen Fächer, den ihr ein Herr gegeben, demselben wieder zugestellt, da sie schon einen besaß, und als sie am folgenden Tage denselben Fächer bei

einer Freundin fand, steckte sie ihn dem Eigenthümer wieder in die Tasche [186]. Ebenso bewies sie, nachdem sie in die Taubstummen-Anstalt gekommen war, strenge Begriffe vom Eigenthume; wurde ihr etwas geschenkt, so erkannte sie es noch nicht dafür an, sondern gab es zurück, und behielt es nicht eher, als bis man ihr angedeutet hatte, daß es ihr gehören solle; ungeachtet sie arm war und in der Anstalt mancherlei Dinge, die sie gebrauchen konnte, herumlagen, so eignete sie sich doch nie etwas davon zu; dagegen wachte sie aber auch sorgfältig über ihr Eigenthum, und war über einen Eingriff in ihre Rechte sehr aufgebracht [187]. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit benahm sich Laura; ein Stück Kuchen oder Obst, was sie fand, aß sie nie, wenn man ihr nicht zu verstehen gab, daß sie es dürfe [188]. Das Gefühl des Rechts auf den eigenen Besitz giebt wohl zuerst Anlaß zur Achtung fremden Eigenthums; faßt man aber die obigen Beobachtungen zusammen, so kann man nicht annehmen, daß, wie Dufau [189] andeutet, bei den Blindgebornen die Schwierigkeit selbst etwas zu entwenden und das Entwendete zu verbergen, beträchtlichen Antheil an ihrem Abscheu gegen den Diebstahl habe.

Neben dem natürlichen Rechtsgefühle treten aber auch die kleinen Leidenschaften des Egoismus in den der Verschiedenheit des Charakters entsprechenden Formen auf. Julie wollte nach ihrer Krankheit ihr Kleid nicht mehr tragen, sondern riß es herab, und wurde nur durch Mißgunst bestimmt, es zu dulden, indem die Mutter sich stellte, als wollte sie es ihrer andern Tochter anziehen [190]. James machte Ansprüche auf gleiche Rechte mit seinen Brüdern, und ward neidisch, wenn einer derselben neu bekleidet wurde, und er nicht; als man ihm, während sie zu einer Reise neue Hüte bekommen hatten, einen alten gab, schlich er mit demselben bei Seite und riß ihn in Stücke [191]. Bei Annen artete der Neid in Bosheit aus: als sie bemerkte, daß eine Mitschülerin weitere Aermel am Kleide hatte als sie, wollte sie nicht mit ihr spazieren gehen, führte sie vielmehr an ein Pult, und goß ihr ein Dintenfaß über das Kleid, da sie Tages vorher erfahren hatte, daß die Dinte flecke [192]. Einen

geistigern Gehalt und eine edlere Form nimmt der Neid bei der liebenswürdigen Laura an: sie hat es gern, daß ihre Freundinnen von der Lehrerin geliebkoset werden, wird aber dabei leicht eifersüchtig, und sagt, wenn man ihr nicht gleiche Freundlichkeit erweiset: „meine Mutter wird mich lieben“ [193].

Aeußere Sitte.

Einem blinden, taubstummen Kinde die Gesetze des Anstandes beizubringen, würde wohl kaum möglich sein, wenn ihm nicht schon ein dunkles Gefühl für eine des Menschen würdige Form der Aeußerung und der Trieb, seinen Mitmenschen in solcher Form sich darzustellen und ihnen darin zu gleichen, von Natur inwohnte. In der That findet man keine Spur davon, daß man Mühe gehabt hätte, die Individuen, von welchen die Rede ist, zu einem sittlichen Betragen zu bestimmen. James hatte eine gefällige Haltung und ein schickliches Benehmen in der Gesellschaft, nur daß er beim Essen zu gierig war [194]. Laura bewegte sich schon zu der Zeit, als sie in die Anstalt kam, leicht und anmuthig, war sehr reinlich, betrug sich immer, namentlich auch bei Tisch, vollkommen anständig, und bewies überall ein lebhaftes Gefühl für alles Schickliche, so wie ein Verlangen Beifall einzuernten [195]. Dafür, daß dies Gefühl aus dem Innern stammt und mit der leiblichen und geistigen Entwickelung zusammenhängt, spricht auch Fowler's Beobachtung; die blinde Taubstumme im Rotherbither Arbeitshause hatte ein ganz thierisches Leben geführt, als in ihrem siebzehnten Jahre eine völlige Umwandelung bei ihr eintrat: sie wurde mit einem Male eben so aufmerksam auf Kleidung und Anstand als andere Mädchen ihres Alters [196].

Der Wunsch zu gefallen bestimmt auch blindgeborne Mädchen zu Sorgfalt für den Anzug, und sogar für die Wahl seiner Farben, deren Wirkung auf das Auge sie nur vom Hörensagen kennen [197]. Aber selbst wenn ihnen außerdem auch das Gehör fehlt, lieben sie den Putz. Laura ist gern gut gekleidet, und hat sie ein neues Kleidungsstück an, so wünscht

sie besonders auszugehen, und scheint man es nicht zu bemerken, so macht sie darauf aufmerksam; sie hat einen eigenen Kasten für ihre Hüte und einen andern für ihre übrigen Kleidungsstücke, und hält Alles in größter Ordnung; über die Armbänder und Broschen der Mistreß Combe war sie ganz entzückt [198]. Julie liebte schon in der Taubstummen-Anstalt Reinlichkeit, Ordnung und gute Kleidung; sie ordnete sich sorgfältig ihr Haar, und untersuchte die Haartracht besuchender Damen, um sie nachzumachen [199]. Anne steht an den Tagen, wo sie einen neuen Anzug erwartet, besonders vergnügt auf, und hält vorzüglich viel auf Hauben, wünscht sich aber auch andern Putz; als sie von einer Verwandten einige Kleidungsstücke geerbt hatte, fragte sie, ob nicht auch Ohrgehänge dabei wären, und bedauerte sehr, daß sie fehlten [200]. Aber auch James hielt große Stücke auf einen guten Anzug, und wenn ihm das Maaß genommen worden war, so konnte er es nicht erwarten, das neue Kleidungsstück zu erhalten: dem Schneider, der ins Haus kam, wich er nicht von der Seite, bis der letzte Stich gemacht war; und so besuchte er auch den Schuster fleißig, bis er die neuen Schuhe hatte; seine Eltern belohnten und bestraften ihn daher auch durch neue oder alte Kleidung [201]. Von Simon wird ebenfalls erzählt, daß er gute Kleider, besonders von feinem Tuche, liebt und keine zerrissenen leidet [202]. — Lucy hatte seit ihrem zwölften Jahre die sonderbare Grille gehabt, ihr Gesicht mit einem großen, über den Kopf gehängten Tuche bedeckt zu halten, so daß ihr Vater dasselbe in zwei Jahren nur einmal, und dann auch nur auf einen Augenblick zu sehen bekommen hatte. Man hatte ihrer Laune nachgegeben, und sie mit einer Anzahl solcher Tücher versorgt, die sie, wenn sie schmutzig waren, wechselte, was sie jedoch nur in der Nacht, oder wenn sie allein war, vornahm. Da sie in dem Alter, wo ein Mädchen mehr als früher auf das Aeußere zu achten anfängt, dies räthselhafte Benehmen begann, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie im Bewußtsein ihrer Blindheit fürchtete, ihr Gesicht sei entstellt, und es deshalb verhüllte. Nachdem sie einen Monat in der Anstalt gewesen war, und mit den

Kindern daselbst, die sie wohl als ebenfalls blind erkannt haben mochte, sich befreundet hatte, fertigte sie eine Augenbinde, dergleichen diese tragen, und gab einer Mitschülerin durch Zeichen zu verstehen, wenn sie mit ihr auf ihre Schlafstube kommen und bei ihr bleiben wolle, so werde sie das Tuch abnehmen und die Binde anlegen. Dies geschah; als aber die Lehrerin hinzukam, war Lucy noch ängstlich und wollte anfänglich das wohlgebildete Gesicht noch unter der Bettdecke verbergen. Am andern Morgen kam sie mit der Augenbinde in die Schulstube, und schien mit sich zufrieden, daß sie sich überwunden hatte, ihr Gesicht zu enthüllen; gleichwohl kostete es ihr immer noch einigen Kampf: kam ihr Jemand nahe, so hielt sie die Hände oder die Schürze vor; auch setzte sie sich gern in einen Winkel, mit dem Gesichte gegen die Wand; indeß legte sich diese Scheu bald [203].

Bemerkenswerth ist endlich, in welch' deutlichen Zügen auch bei diesen von der Natur in Hinsicht der äußern Sinne, aber nicht des innern Sinnes vernachlässigten Kindern die weibliche Sittsamkeit sich offenbarte. Lucy war im Ganzen wenig gesittet, aber zeigte in Anzug, Stellung und Handlungen nie einen Mangel an Schamhaftigkeit, und wie von einer dunkeln Ahnung bestimmt, ließ sie sich eher von einer weiblichen, als von einer männlichen Person berühren: vor einer solchen bebte sie zurück, duldete auch von ihr durchaus keine Liebkosungen [204]. Laura bewies in dieser Hinsicht eine noch größere Zartheit des Gefühls, ohne daß man zu errathen vermochte, wie sie zu einem Begriffe von Geschlechtsverhältnissen hätte kommen können. Gewöhnlich kommt außer Dr. Howe kein Mann in ihre Nähe. Vor einem Fremden zieht sie sich schüchtern zurück, während sie gegen Frauenzimmer zutraulich ist, sie liebkoset und sich von ihnen liebkosen läßt. Wenn Combe seine Hand auf ihren Kopf legte, so wurde sie ängstlich und schob sie weg; ebenso stieß sie Dickens' Hand, als er sie ihr reichte, zurück, hielt aber mit Vergnügen seine Gattin an der Hand, küßte sie, und untersuchte ihren Anzug mit mädchenhafter Neugier. Da sie von Oliver Caswell, als dessen

Ankunft in der Anstalt erwartet wurde, viel vernommen hatte, war sie sehr neugierig auf ihn, und als er nun eintraf, küßte sie ihn, fuhr aber blitzschnell zurück, als erschräke sie darüber, etwas Unschickliches begangen zu haben. In Howe's Gegenwart vergißt sie nie, die höchste Schicklichkeit zu beobachten, und verbessert auf das Schnellste jede etwanige Unordnung in ihrem Anzuge, wie nur immer ein zum Anstande streng erzogenes Mädchen kann. Ihre lebhafte Phantasie trägt beim Spiele solche Verschämtheit selbst auf das Leblose über: indem sie eines Tages ihre Puppe ins Bett legen wollte, ging sie zuvor im Zimmer herum, um sich zu überzeugen, wer zugegen sei; als sie den Dr. Howe fand, kehrte sie lachend um, und wartete so lange, bis er sich entfernt hatte, worauf sie in Gegenwart der Lehrerin die Puppe entkleidete [205]. Sie konnte höchstens nur flüchtige Belehrungen über das Verhältniß der Geschlechter erhalten haben, und daß diese einen so tiefen Eindruck bei ihr gemacht hatten, bleibt immer merkwürdig.

Erkenntniß.

Räumliche und zeitliche Verhältnisse.

Alles Leben ist ein Einiges und Ganzes, und jede seiner Aeußerungen besteht in einem Zusammenwirken mannichfaltiger, aus seiner Wesenheit hervorgehender Momente. So treten auch die dem Begriffe nach zu unterscheidenden Seelenkräfte nur durch eine mehr oder weniger ausgebreitete Verbindung in wahrhaft lebendige Wirksamkeit, und es ist z. B. in der sinnlichen Wahrnehmung schon ein Urtheil enthalten, wie dies Howe durch einen psychologischen Versuch nachwies. Er ließ nämlich Lauren ein glattes Rohr anfassen und zog es durch ihre Hand; indem sie nun angab, ob es kurz oder lang sei, urtheilte sie nach der Dauer des Eindruckes, brachte aber zugleich die Schnelligkeit der Bewegung mit in Anschlag [206].

Wie sie hier zu Erkenntniß einer räumlichen Eigenschaft die Beobachtung des Zeitverhältnisses benutzte, so beweiset sie sonst eine unmittelbare Anschauung des Letztern, indem sie es nach der Dauer ihrer innern Hergänge und nach dem Rhythmus des organischen Lebens, unabhängig von äußerer Sinnesthätigkeit, schätzt. Ohne den Wechsel von Licht und Finsterniß oder den Stand der Uhren wahrnehmen zu können, hat sie eine be-

stimmte Tagesordnung, und geht z. B., ohne daran erinnert zu werden, Abends um sieben Uhr regelmäßig zu Bett. In der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in der Anstalt hatte man sie zu Bett gebracht; da man sie aber gewöhnen wollte, von selbst zu gehen, so überließ man sie eines Abends sich selbst, während man sie unbemerkt beobachtete; nachdem sie in Erwartung einer Führerin bis spät in die Nacht aufgesessen hatte, sprang sie plötzlich auf, und ging tappend in ihre Schlafstube; seitdem hat sie sich ihre Zeit zum Schlafengehen selbst gewählt, und hält nun pünctlich die Stunde [207]. Auch Simon soll bei Verrichtung der Geschäfte in der Wirthschaft die gehörige Tageszeit beobachten [208].

Ursprung und Zweck.

Der Menschengeist strebt nach Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen und findet eine große Befriedigung darin, den Ursprung eines Dinges zu erkennen. Ein einfaches Bild davon lieferte Anne, als Carton sie zu einem Aprikosenbaume führte und sie denselben betasten ließ: der Fund einer darauf gewachsenen Aprikose setzte sie in Erstaunen; sie führte Carton's Hand auf die Frucht, um ihm ihre Entdeckung mitzutheilen, begann dann von Neuem die Untersuchung des Baums, und äußerte, so oft sie auf eine Aprikose traf, die lebhafteste Freude. Nach der Lehrstunde ging sie allein in den Garten, und untersuchte alle Gewächse, ob sie nicht ähnliche Früchte trügen [209].

Noch mehr aber als der Ursprung interessirt den Menschen der Zweck. Immer thätig und auf die eigene Zukunft hinwirkend, nimmt ihn auch die Zukunft der Dinge mehr in Anspruch als ihre Vergangenheit, und er fragt vor Allem, was sie sollen, worauf es bei ihnen abgesehen ist, ehe er untersucht, woher sie kommen. Denn er setzt überall einen Zweck voraus, da es bei ihm fest steht, daß die Forderungen seines eigenen Verstandes auch für die Außenwelt gültig sind, und die Frage nach der Frucht liegt näher als die nach der Wurzel. So

forscht nun auch der blinde Taubstumme mit vorzüglichem Eifer nach dem Nutzen der Dinge. James z. B. hatte sich mit dem Gebrauche der im gemeinen Leben vorkommenden Gegenstände bekannt gemacht; besonders interessirten ihn mechanische Vorrichtungen, und er konnte nicht satt werden, Schlösser auf und zu zu schließen und an Wagen die Federn in Schwingung zu setzen, oder die Tritte herab und herauf zu schlagen. Er freute sich ungemein, die Bestimmung eines ihm bisher noch fremd gewesenen Gegenstandes entdecken zu können, und so ging er denn auch, da er mit der Familie nach Nairn gezogen war, fleißig in die dasigen Werkstätten und Krambuden, um die Geräthschaften daselbst zu untersuchen und ihren Gebrauch kennen zu lernen [210].

Hieran knüpft sich nun auch das praktische Urtheil über die Anwendbarkeit eines Dinges in Bezug auf die vorhandenen Verhältnisse. James z. B. hatte ein Paar Schuhe bekommen, die für ihn zu eng waren und die seine Mutter deshalb in einem Cabinet aufbewahrt hatte; einige Zeit darauf verschaffte er sich den Schlüssel dazu, holte die Schuhe heraus, und zog sie dem ihn bedienenden Knaben an, da dieser von ziemlich gleicher Größe mit ihm, nur etwas kleiner war, und dem sie daher auch wirklich paßten.

So erkennt nun der blinde Taubstumme auch den Zweck der Zeichen, welche ein Anderer sich bemüht ihm zu geben, und versteht, was dieser damit ausdrücken will. Wenn Tate's Mutter ihn füttern wollte, schlug sie ihm mit dem Löffel auf die Hand, wo er denn nach der Schüssel griff und sie hielt; dies war das einzige Zeichen, das er verstand, und es genügte für sein armseliges Leben [211]. James hingegen verstand die mannichfaltigsten Dinge, welche seine Schwester durch die Art seinen Arm zu fassen, ihn auf Kopf oder Schultern zu klopfen u. s. w. ihm andeutete [212]. Was Simon für Aufträge verstanden und richtig vollzogen haben soll, können wir nicht nacherzählen, da die Mittel des Verständnisses nicht angegeben sind [213].

James begriff nun auch das Vorhaben der Menschen, indem er ihr gegenwärtiges Benehmen mit dem, was er früher

an ihnen beobachtet hatte, verglich. So hielt er still, als Wardrop beim zweiten Besuche sein Auge berührte, da er vom ersten her wußte, daß derselbe etwas an seinem Auge vornehmen sollte; als er aber nach der Operation zu Gordon kam und dieser ihn niedersitzen ließ, so zog er zurück, und zitterte in Erinnerung des früher Erfahrenen, wurde jedoch durch ein sanftes Klopfen auf den Nacken versichert, daß ihm kein Schaden zugefügt werden sollte. Bei seiner Aufmerksamkeit auf Alles, was um ihn her vorging, bemerkte er es sogleich, wenn sein Vater Stiefeln anzog, und ging nun in der Ueberzeugung, daß sein Vater ausreiten werde, in den Stall, um beim Aufzäumen oder Vorführen des Pferdes zugegen zu sein [214].

Anderweitige Verhältnisse.

Ebenso schloß James von der Wahrnehmung eines Gegenstandes auf das Dasein eines andern, der seiner Erfahrung nach mit jenem in näherer Beziehung stand. Er hatte beobachtet, daß Leute, die zu Pferde gekommen waren, Stiefeln trugen und die Peitsche in der Hausflur ablegten; trat nun ein Fremder ein, so untersuchte James alsbald, ob er Stiefeln anhabe; war dies der Fall, so war es ihm gewiß, in der Hausflur die Peitsche und im Stalle das Pferd zu finden, und er ging in dieser Zuversicht dahin, um an beiden seine Neugierde zu befriedigen [215].

Durch ähnliche Schlüsse wird denn auch die Möglichkeit gegeben, sich von den Einrichtungen und Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft Begriffe zu bilden. Als James eines Tages Tabak, den er sehr gern rauchte, von einem Fremden bekommen hatte, wünschte er eine Pfeife zu haben, und da die Schwester ihm Geld dazu gab, holte er sich eine beim Krämer [216]. Er hatte also einen Begriff vom Handel und von der Bedeutung des Geldes, wie Anne, die sich ein Ei kaufen wollte, und, da man ihr keines gab und doch das Geld behielt, es anfangs für Scherz nahm, dann aber sich darüber erzürnte [217]. James erkannte ein Vierteljahr nach dem Tode seines Vaters

an der Amtstracht eines Geistlichen, der die Familie besuchte, daß derselbe gleiche Geschäfte habe, wie sein Vater, holte ihm daher die Bibel, deren sich dieser in den Betstunden bedient hatte, und gab der Familie ein Zeichen, daß sie niederknieen sollte [218]. So hatte Laura Vorstellungen vom Geschäfte eines Arztes: sie spielte einmal, ihre Puppe sei krank, hätschelte sie, brachte sie zu Bett, legte ihr eine Wärmflasche an die Füße und gab ihr Arznei; Howe mußte, da er dazu kam, der Puppe den Puls fühlen, und als er äußerte, es müsse ein Zugpflaster gelegt werden, schrie Laura vor Freude auf [219].

Die Ungleichheit der bürgerlichen Verhältnisse und Stände bleibt dabei nicht unbemerkt. James ging viel mit den Knechten seines Vaters um, und fand großen Gefallen an ihnen, da die Beobachtung ihrer Arbeiten seine Neugierde beschäftigte und die Theilnahme daran seinem Triebe nach Thätigkeit Nahrung gab: gleichwohl wollte er durchaus nicht in der Gesindestube speisen; auch gab er wohlgekleideten Personen immer den Vorzug vor andern [220]. Laura beweiset ebenfalls denjenigen Besuchenden, die am besten gekleidet sind, die meiste Aufmerksamkeit [221], und Simon bezeigt dem Maire des Dorfs, den er an der Schärpe kennt, großen Respect [222].

Gesammtbildung.

Aus den angeführten Beispielen ergiebt sich, daß der Mangel der beiden edelsten Sinne, denen wir fast alle unsere Kenntnisse verdanken, kein unübersteigliches Hinderniß abgiebt, um zu einigem Verständnisse der Welt und der Menschen zu gelangen. Der blinde Taubstumme vermag, falls er nicht ohne alle Anlagen ist, im gewöhnlichen Umgange von wohlwollenden und verständigen Angehörigen sich Vorstellungen und Begriffe von der Natur und den menschlichen Verhältnissen zu erwerben. Am klärsten erkennen wir dies an James Mitchell, der durchaus keinen methodischen Unterricht genoß. Insofern er weder durch Gesicht, noch durch Gehör Kunde von der Außenwelt erhielt, stand er auf gleicher Stufe mit dem Polypen;

aber sein unsterblicher Geist hatte auch in so dürftigen Mitteln der Erkenntniß hinreichenden Anlaß sich menschlich zu entwickeln gefunden. Er hatte sich von den Eigenschaften und Wirkungen der Dinge einen Schatz von Kenntnissen gesammelt, vermöge dessen er sich mit einer gewissen Freiheit und Selbstständigkeit in der Welt bewegte; er beobachtete Andere um sich her, verglich ihr Thun mit den vorhandenen Umständen, so wie mit den eintretenden Folgen; er hielt die gemachten Erfahrungen zusammen, und schloß daraus auf die Beweggründe und Absichten der Menschen; er errieth den Sinn ihrer Bewegungen, und machte sich durch solche ihnen verständlich; er erkannte die Liebe, die man ihm schenkte, und erwiederte sie dankbar; er bewies Mitgefühl und Neigung zu helfen, hatte Begriffe von Recht und Unrecht, und war in seiner unermüdlichen Thätigkeit heiter und zufrieden. Kurz: er hatte ein wirklich menschliches Dasein errungen, — jedoch nur ein solches, wie es die meist nur auf sich selbst angewiesene Kraft des Individuums zu erlangen vermag. Das Individuum ist aber nur ein Glied in der Kette eines größern Ganzen, und erreicht eine höhere Stufe der Bildung nur durch den geistigen Verkehr mit einem bestimmten Kreise der Menschheit: mit seinem Volke. Und dieser Verkehr besteht in der Wortsprache. Bei der bloßen Geberdensprache bleibt die Erkenntniß mehr dem Aeußern zugewendet, und das Individuum erreicht frühzeitig die Gränzen seiner möglichen Bildung. Selbst bei dem talentvollen und wißbegierigen James war dies der Fall: als er zwanzig Jahre alt war, schrieb seine Schwester an Dr. Gordon, daß er im letzten Jahre keine merklichen Fortschritte in seinem Wissen gemacht habe [223]. Nur wenn das geistige Leben zur Klarheit der Gedanken gediehen ist, wird das Feld seiner Thätigkeit unermeßlich; zu solcher Klarheit aber gelangt es allein durch die Wortsprache (Bd. II. S. 189 fg.).

Die Wortsprache.

Wie das Geistige überall Gestalt annimmt, da es in seiner Universalität dadurch eben das äußere Sein in dessen bestimmter

Form hervorruft, so will auch das innere Leben des Menschen sich äußerlich kund geben, und daher stehen denn die Organe unseres Empfindens und Vorstellens in einem so genauen Zusammenhange mit den Bewegungsorganen, daß das, was in unserer Seele vorgeht, sich alsbald auch in Bewegungen äußert. Vermöge dieses organischen Zusammenhanges treten dergleichen Bewegungen ohne Zuthun unseres Willens hervor, theils sichtbar als Geberden, Mienenspiel, Stellung und Bewegung der Gliedmaaßen, theils in hörbaren Schwingungen innerhalb der Athmungsorgane als Stimme. Dieser unmittelbare Ausdruck des Seelenzustandes, des Fühlens und Verlangens giebt die eigentliche Natursprache ab: so äußert sich das Kind, ehe es noch einen bestimmten Willen hat, und auch in unserem selbstbewußten Leben brechen dergleichen Bewegungen unwillkührlich als Verräther unseres Innern hervor. Der bewußte Wille aber unterwirft die Bewegungsorgane seiner Herrschaft, und bedient sich der Natursprache in der Absicht, gewisse Vorstellungen und Empfindungen in der Seele Anderer zu erregen; er bildet sie sogar kunstmäßig aus, als Pantomime und Gesang ohne Worte. Das Wesentliche der Natursprache besteht immer, auch da, wo sich der Wille ihrer bemächtigt, darin, daß sie die innern Hergänge und Zustände blos im Umrisse und als ein Ungetheiltes zur unmittelbaren Anschauung bringt, weshalb sie auch so mächtig einwirkt und den Eindruck der Wortsprache auf das Gemüth verstärkt. Ihr Verständniß beruht auf einer in Sympathie gegründeten Ahnung, und als eine der ganzen Menschheit zu Theil gewordene Gabe der Natur ist sie jedem Stamme unseres Geschlechtes und jedem Weltalter gleich verständlich.

Der Mensch soll aber durch geistige Selbstthätigkeit sich ausbilden, und dadurch frei werden; und das Individuum soll, um als solches eigenen Werth zu erlangen, einem bestimmten Volke und einer bestimmten Zeit angehören. Die Wortsprache entspricht diesen Forderungen. Sie ist das Werk des Denkens in der dem Geiste eines Volkes und seiner Zeit entsprechenden Form. Da nämlich das Denken im Zergliedern einer Vor-

stellung und im selbstthätigen Wiedervereinen der unterschiedenen Momente besteht, so bildet sich die Wortsprache dadurch, daß das, was als Element der Vorstellung erkannt worden ist, durch ein eigenes sinnliches Zeichen ausgedrückt wird. Unter den Bewegungsorganen aber, durch welche ein solcher Ausdruck zu vermitteln ist, sind die mit unsern Athmungsorganen verbundenen Theile, zwischen welchen die ausgeathmete Luft durchströmt, am meisten dazu geeignet, weil sie der mannichfaltigsten und schnellsten Bewegungen fähig sind, die in Verbindung mit den entsprechenden Bewegungen der ausströmenden Luft als Lautgebilde hörbar werden. Der bewußte Wille bemächtigt sich daher der in der Natursprache gegebenen Stimme, um die Elemente der Vorstellung in eigenen Lautgebilden, den Worten, auszudrücken, und indem er diese in einer seinen Zwecken angemessenen Verbindung ausspricht, schafft er die Wortsprache, welche die Mittheilung bestimmter Gedanken möglich macht. Das Eigenthümliche der Wortsprache besteht demnach darin, daß sie den Gedanken nicht ungetheilt und unmittelbar zur Anschauung bringt, sondern ihn nach seinen Elementen in verständiger Gliederung und in scharf begränzter Gestaltung, mithin vollkommen deutlich überliefert.

Was wir thun, wirkt, gleich einer organischen Lebensthätigkeit, auf uns selbst zurück: durch das Gute, das wir vollbringen, werden wir selbst besser; in der Uebung der Wohlthätigkeit thun wir uns selbst wohl, und indem wir lehren, gewinnt unser Wissen an Klarheit, Ordnung und Tiefe. Ist uns daher die Wortsprache zunächst ein Mittel, Andere mit den Erzeugnissen unseres Seelenlebens bekannt zu machen, so nützt sie in ihren Folgen uns selbst am meisten. Solange der Mensch sich blos der Geberdensprache bedient, bleiben seine eigenen Vorstellungen so nebelhaft, unbestimmt und dunkel, wie die, welche er dadurch in Andern hervorruft; erst indem er in der Wortsprache mit Bewußtsein die Vorstellungen in ihre Elemente zerlegt und diese zur Bezeichnung eines besondern Gedankens zweckmäßig verknüpft, gewinnt sein Denken an Schärfe und Bestimmtheit.

Der Menschengeist ist überall bemüht, seinen Erzeugnissen Bestand und Dauer zu geben, da das Geistige seiner Wesenheit nach ewig und unvergänglich ist; und so sucht er auch einen bleibenden Ausdruck für seine Gedanken. Außer den flüchtigen Bewegungen, durch welche er für den Augenblick sein Inneres offenbart, will er auch noch beharrliche Zeichen dafür besitzen; der Strom der verhallenden Rede soll erstarren und als krystallinische Gestaltung eine dauernde Stelle im Raume einnehmen. Die hiermit ins Dasein gerufene Schrift nimmt aber in ihrer Entwickelung einen ähnlichen Gang wie die Sprache. Zuerst ist sie Bilderschrift, die, der Geberdensprache analog, den ungetheilten Gedanken symbolisch darstellt; sie schreitet fort zu Bezeichnung der einzelnen Worte durch willkührlich bestimmte Figuren, und vollendet sich in der Buchstabenschrift, welche die Elemente des Gedankens, die Worte, wiederum in ihre letzten Bestandtheile, die Laute, zerlegt, und somit das in der Wortsprache begonnene Werk weiter durchführt. Sie wird nun ein wichtiger Haltpunct für den menschlichen Geist, indem sie den Gedanken in völlig durchgeführter Gliederung zum bleibenden Gegenstande sinnlicher Anschauung macht.

Unterricht.

Der Taubstumme ist im Besitze der in Mienen, Geberden und Tönen bestehenden Natursprache. Vermöge des organischen Zusammenhanges zwischen Empfindung und Bewegung gebraucht er diese Sprache zuerst instinctmäßig; späterhin bedient er sich auch willkührlicher Zeichen, auf welche er entweder durch eigene Erfindung gekommen ist, oder die er durch Nachahmung sich angeeignet, oder durch systematischen Unterricht erlernt hat. Dabei gelangt er jedoch nie zu einer rechten Klarheit des Denkens. Taubstumme, die in der Wortsprache unterrichtet worden sind, geben dies aus eigener Erfahrung an, z. B. Kruse und Teuscher, die beide zu Taubstummenlehrern sich ausgebildet haben. „Der uncultivirte Taubstumme,“ sagt Ersterer[224], „hat schon eine Art allgemeiner Begriffe: er

„bezeichnet den Baum, indem er das Laubdach mit beiden „Händen in der Luft beschreibt; die Blume, indem er die dem „Wachsen und dem Beriechen entsprechenden Bewegungen macht „u. s. w. — aber ohne Worte sind die Begriffe nur unvoll„kommen, und selbst wenn er in der Wortsprache sich auszu„drücken anfängt, ist diese bei ihm mehr eine allgemeine Andeutung „und noch sehr unbestimmt." Eben weil er nicht in Worten, also nicht klar, denkt, hat er auch, wie schon Sicard bemerkt hat, keine deutliche Erinnerung von seinem frühern Seelenzustande; „ich besinne mich," sagt Teuscher[225], „nur noch „dunkel, auf welche Weise ich, ein sonst nur der Geberden„sprache sich bedienender Taubstummer, gedacht habe, ehe ich „in das Heiligthum der (Wort-) Sprache eingeführt worden „bin."

Um dem Taubstummen die Wortsprache, als das wesentlichste Mittel seiner höhern Bildung, beizubringen, verfährt man so, daß man ihm ein Wort sichtbar macht, und es in seine Muttersprache, die Pantomime übersetzt, d. h. damit die Geberde verbindet, durch welche er die durch dasselbe bezeichnete Vorstellung auszudrücken pflegt, oder dabei auf den bezeichneten Gegenstand selbst hindeutet.

Das Wort wird aber zuerst sichtbar an der Außenseite seiner Bildungsstätte selbst, in den Bewegungen der Lippen, der Zunge, des Unterkiefers und des Kehlkopfs, welche der Bildung der verschiedenen Laute entsprechen, und es giebt Stocktaube, welche blos durch aufmerksames Beobachten dieser sichtbaren Bewegungen jeden Redenden verstehen, falls er nur gut articulirt[226]. Wird nun der Taubstumme beim Unterrichte veranlaßt, diese Bewegungen, besonders die, welche er an der Kehle des Sprechenden theils sieht, theils mit der Hand fühlt, aufmerksam zu beobachten, so versucht er sie nachzumachen. Indem er so mit der Stimme tappt, wird er durch Gemeingefühl inne, was in seiner Kehle vorgeht, und deutet man ihm an, daß er endlich die rechte Bewegung getroffen und den bestimmten Laut hervorgebracht hat, so vermag er die damit verbunden gewesene Anstrengung und Empfindung seinem Gedächtnisse einzu-

prägen, so daß er das Wort willkührlich aussprechen lernt, ohne es selbst zu hören, und allmählig der Rede mächtig wird, indem er selbst nur durch ein Gefühl in der Kehle Kenntniß davon bekommt. Nebenbei ist zu bemerken, daß ihm die frühzeitig erlernte Tonsprache selbst für seine Gesundheit vortheilhaft ist; denn, wie jede Kraft im Leben sinkt, wenn sie zu wenig geübt wird, so ist dies auch hier mit dem Athmen der Fall. Bei dem Stummen ist nach Itard's[227] Beobachtungen der Husten und das Auswerfen selten und unvollkommen, so lange man es ihn nicht besonders lehrt, und daher gehen bei ihm Lungenkatarrhe häufig in Lungensucht über, die freilich wegen derselben Unthätigkeit der Lungen weniger tödlich sind. Auf der andern Seite wird der Stumme, wenn er erst in spätern Jahren, wo Kehlkopf und Lungen bereits in ihrer Entwickelung bedeutend zurückgeblieben und einer weitern Ausbildung unfähig geworden sind, sprechen lernt, und dabei sich sehr anstrengt, leicht von Lungenkrankheiten befallen[228].

Wie der Taubstumme die Rede anfänglich für mit dem Munde gegebene blos sichtbare Zeichen gehalten hat[229], so glaubt er auch beim ersten Anfange im Lesenlernen, die Schrift solle ein Bild sein. „Man schrieb mir," sagt Kruse[230], „ein „Wort an die Tafel, und zeigte mir den Gegenstand, den es „bezeichnete; ich verglich sorgfältig die Buchstaben mit der Ge„stalt des Gegenstandes, und konnte keine Aehnlichkeit finden; „wie mir dabei zu Muthe war, kann ich gar nicht beschreiben." Hat aber der Taubstumme die Lautbildung begriffen, so ist er zum Verständnisse der Buchstabenschrift vorbereitet, und diese unterstützt ihn wieder beim Aussprechen: so konnte Trézel, nachdem er sein Gehör erhalten hatte, die Worte viel leichter aussprechen, wenn er sie geschrieben vor sich sah, als wenn man sie ihm vorsagte[231], woran freilich auch die Ungeübtheit des Ohrs Antheil hatte. Endlich lernt der Taubstumme die Schriftzeichen auch durch Stellung der Finger nachahmen und somit ein Fingeralphabet bilden, vermittelst dessen er überall ohne zu sprechen und ohne sich eines Schreibmaterials zu bedienen, in der Wortsprache sich ausdrücken kann.

Schon seit dem funfzehnten Jahrhunderte sind einzelne Taubstumme in der Wortsprache unterrichtet worden [232], und so hat man seit dem sechzehnten Jahrhunderte hin und wieder auch Blinden eine tastbare Schrift zum Lesen gegeben [233]. Aber erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, diesem Zeitalter, welchem außer dem Prädicate der Aufklärung auch das der Humanität gebührt, hat man diese Mittel, das geistige Leben der Blindgebornen wie der Taubstummen zu fördern, zuerst zum Gegenstande des öffentlichen Unterrichtes gemacht. Nachdem 1760 die erste Taubstummen-Anstalt durch de l'Epée in Paris errichtet worden war, eröffnete 1784 Victor Hauy daselbst die erste Lehranstalt für Blinde. Er lehrte sie eine über die Oberfläche hervorragende Schrift mit den Fingern lesen, wozu er sich metallener Lettern bediente, an deren Stelle man nachher die Buchstaben durch den Druck erhaben darstellen oder durch Nadelstiche in Papier bilden ließ. Auch lehrte er die Blinden schreiben, wobei sie blos der Beihülfe tastbarer paralleler Linien bedurften, welche der schreibenden Hand zum Wegweiser dienten.

Hiermit waren nun auch die Mittel für den Unterricht eines blinden Taubstummen erfunden, und de l'Epée wünschte sich einen solchen Zögling, wie denn auch sein Nachfolger, Sicard, über die in einem solchen Falle anzuwendende Lehrmethode Betrachtungen anstellte. Erst Sicard's Schüler, der berühmte Taubstumme Massieu, fand eine solche Schülerin an Demoiselle Morisseau, die seit der zartesten Kindheit taubstumm gewesen und im dreizehnten Jahre blind geworden war, nachdem sie bereits im Schreiben und Lesen Unterricht erhalten hatte. Da nach ihrem Erblinden ihr Unterricht eine Zeitlang unterbrochen worden war, hatte sie allerdings viel vergessen; indeß hatte sie doch schon bleibende Vorstellungen von der sichtbaren Welt, wie auch Begriffe von der Wortsprache und der Schrift erlangt, und da sie in Massieu's Schule des früher Erlernten zum Theil sich wieder erinnerte, so war schon eine Grundlage höherer Bildung gegeben, auf welche ihr Lehrer fortbauen konnte, indem sie auf das Verständniß erhabener

Buchstaben, tastbarer mimischer Zeichen und des Fingeralphabets leichter einzugehen vermochte [234]. Uebrigens hatte man bemerkt, daß die Blinden und Taubstummen, die in Paris in einer Anstalt beisammen lebten, sich mit einander unterhielten, indem Einer die Hand des Andern nahm und damit Zeichen machte [235].

Es fragte sich aber, ob es möglich sei, solchen Personen, die von früher Kindheit an taubstumm und blind gewesen waren, durch methodische Anwendung tastbarer Zeichen zum Verständnisse der Wortsprache und dadurch zu höherer Bildung zu verhelfen. Den ersten Versuch dazu veranlaßte Dr. Gordon, indem er der Miß Mitchell vorschlug, ihren Bruder, James, die Buchstabenschrift zu lehren. Sie ging sehr gern darauf ein, und erhielt zu diesem Zwecke Lettern aus Pappe, Holz und Metall, erklärte aber fünf Monate darauf, der Versuch sei ganz fehlgeschlagen. „Mein Bruder," schrieb sie im October **1814**, „schien anfangs die Uebung, die ich mit ihm vornahm, „als ein unterhaltendes Spiel zu betrachten, wurde es aber „bald überdrüssig; er wurde verdrüßlich, wenn ich ihn zum „Fortfahren aufmunterte, und da ich die wenige Gewalt, die „ich über ihn habe, nicht aufs Spiel setzen mochte, durfte ich „ihn nicht länger damit belästigen. Ich habe es nicht an „Mühe fehlen lassen. Wäre diese Methode früher und mit „Ausdauer angewendet worden, so würde sie wohl Erfolg ge„habt haben; aber jetzt, wo James schon neunzehn Jahre „alt ist, wo die Gewohnheiten schon tiefe Wurzeln bei ihm ge„schlagen haben, und sein eigener Wille mehr Kraft gewonnen „hat, fürchte ich, daß der Versuch ihn zu unterrichten ohne „Erfolg bleibt; wenigstes müßte es Jemand unternehmen, der „sich mehr Gewalt über ihn zu verschaffen weiß als ich. Ich „kann es ihm nicht so interessant machen, daß es ihm Vergnügen „gewährt, und als Geschäft mag er es nicht. Er ist gewohnt, „seinem eigenen Sinne zu folgen, und thut nur das, was ihm „gefällt" [236].

In der neuesten Zeit haben zwei Männer als Vorsteher von Blinden-Anstalten, Dr. Howe in Boston und Abbé

Carton in Brügge, gleichzeitig und von einander unabhängig den Unterricht blinder Taubstummen übernommen, und im glücklichen Erfolge einen reichen Lohn ihres mühevollen Wirkens errungen. Es ist ein schöner Sieg, den der ausgebildete und von Humanität angespornte menschliche Verstand über das natürliche Gebrechen davon trägt, wenn es ihm gelingt, den blinden Taubstummen durch Unterricht in der Wortsprache einer höhern Bildung zu befähigen. Aber erfreulich ist es auch, die selbsteigene Kraft der Seele zu bemerken, die, den Eindrücken des Lichtes und des Schalles für immer unzugänglich, das allein durch den Tastsinn sich ihr darstellende Wort nach seiner Bedeutung erkennt, es zu ihrem Eigenthume macht, und es zur Bildung und Mittheilung von Gedanken gebraucht.

Bedingungen.

Um so leichter und vollkommener wird allerdings solcher Unterricht gelingen; je jünger, talentvoller, wißbegieriger und gelehriger der Zögling ist, wie das Beispiel von Laura Bridgman lehrt. Daß aber auch bei Individuen von reiferem Alter und geringern Anlagen Bedeutendes ausgerichtet werden kann, ersehen wir aus den Beispielen von Anne Timmermans, die in ihrem zwanzigsten, und von Julie Brace, die in ihrem dreißigsten Jahre die Wortsprache erlernte. Jedenfalls ist aber eine gewisse Fügsamkeit und Hingebung des Zöglings nöthig, damit er den Uebungen, die man mit ihm vornimmt, und deren Zweck er anfänglich nicht zu errathen vermag, sich willig unterzieht und so die ersten Schwierigkeiten überwindet. Dem talentvollen James fehlte nur diese Nachgiebigkeit, um die Wortsprache zu erlernen, in der er sonst gewiß große Fortschritte gemacht haben würde. Junge Mädchen werden schon in dieser Hinsicht sich auch hier als die dankbarsten Zöglinge erweisen; auch Knie [237] machte an den blinden Mädchen in seiner Anstalt die Erfahrung, daß sie in einem Alter von funfzehn bis siebzehn Jahren den männlichen Indi-

viduen von gleichem Alter an Aufmerksamkeit und Geisteskraft überlegen sind.

Der Lehrer aber muß außer den übrigen Eigenschaften eines Erziehers vorzüglich eine große Geduld besitzen, um mit unermüdlicher Ausdauer und ungetrübter Freundlichkeit, auch wenn noch kein Erfolg zu bemerken ist, seine Bemühungen fortzusetzen. Gewiß hat Carton[238] vollkommen Recht, wenn er sagt: „die Geduld eines männlichen Lehrers reicht hier nicht „aus; nur ein weibliches Wesen kann solche Schwierigkeiten „überwinden, denn das Weib beweiset einen Instinct und eine „geheimnißvolle Macht, sich mit der Kinderseele in Verkehr zu „setzen, wo wir Männer mit unsern Kenntnissen und unserer „Einbildung nichts ausrichten würden." Wie Carton, so hat auch Howe in seiner Anstalt Lehrerinnen, denen Laura sich freiwillig beigesellt. Auch an den blinden Taubstummen bewährt sich die Gewalt, die ein weibliches Wesen ausüben kann: Niemand vermochte so viel über den eigenwilligen James, als seine Schwester[239]; Lucy war in ihrer Widerspenstigkeit nur von einer jüngern Schwester zu bändigen gewesen[240], und Carton[241] sah einen blinden Taubstummen, der schwachsinnig war und Anfälle von Tobsucht hatte, aber von seiner vierzehnjährigen Schwester sich sogleich besänftigen und zum Gehorsam bringen ließ. — Auch darin mag Carton Recht haben, daß er geistliche Frauen für besonders geeignet hält, diesen Unterricht zu ertheilen, insofern sie nämlich dem Familienleben fern stehen und deshalb nur in einer gemeinnützigen Wirksamkeit Befriedigung für ihr Herz finden. Allein eben weil sie einen Ersatz für das ihnen mangelnde Familienglück suchen, gehen sie leicht in ihrem Eifer zu weit, und machen Mißgriffe. Carton erwähnt selbst einen Fall der Art: die frommen Schwestern nämlich waren es, die ohne sein Vorwissen die arme Anne nöthigten, zur österlichen Beichte zu gehen, was diese nur mit Groll im Herzen über solchen Zwang thun konnte[242]. Während eine Lehrerin mit rein menschlicher Gesinnung unter Leitung eines einsichtsvollen Erziehers gewiß ungemein wohlthätig wirkt, kann ein Weib, das vom Geifer eines Zeloten an-

gesteckt ist, hier wie anderswo durch Fanatismus unsägliches Unheil stiften: bekanntlich gebrauchen auch die Geister der Nacht frömmelnde Sünderinnen mit vorzüglichem Erfolge als Werkzeuge für ihre heillosen Pläne.

Erster Unterricht.

Die Mittel des Unterrichts sind tastbare Buchstaben, welche bald durch Stellung der Finger gebildet werden, bald in Erhöhungen auf dem Papiere bestehen, die entweder durch die Buchdruckerpresse oder durch Nadelstiche hervorgebracht worden sind.

Der Anfang und die Grundlage des Unterrichtes besteht darin, daß man den Zögling Hauptworte, und zwar Namen, für tastbare Dinge kennen lehrt. Man kann dafür nichts weiter thun, als daß man ihn einen ihm bekannten Gegenstand und gleichzeitig das denselben bezeichnende, in tastbaren Buchstaben dargestellte Wort zu wiederholten Malen betasten läßt; das Uebrige muß man ihm selbst überlassen. Er hat zwei sinnliche Eindrücke (den des Gegenstandes und den des Wortes) mit einander zu verbinden, und da sie wiederholt in derselben Verbindung vorkommen, so muß er einen innern Zusammenhang unter den Dingen, von welchen diese Eindrücke herrühren, annehmen. Nun ist das Eine ein bekannter Gegenstand, bei dessen Berührung er sich auch an dessen Gebrauch erinnert, während der andere nicht als Körper an sich, sondern blos durch eigenthümliche Gestaltung seine Aufmerksamkeit auf sich zieht: es ist ein Stück Papier mit Figuren, die auf dessen anderweitige mechanische Benutzung keinen Einfluß haben, oder eine Stellung der Finger, durch welche nichts weiter verändert, nichts ausgerichtet wird. Dann wird ihm ein zweiter bekannter Gegenstand vorgelegt, und damit ein anderer verbunden, der ähnliche, wie im ersten Falle, aber davon verschiedene Figuren darbietet. Durch Wiederholung dieser Wahrnehmungen kommt er endlich zu dem Schlusse: die in beiden Fällen mit bekannten brauchbaren Gegenständen verbundenen Gegenstände müssen, da sie im Allgemeinen einander gleich sind (Erhöhungen auf

dem Papiere oder Fingerstellungen), auch eine gleiche Bestimmung haben; nun ist aber kein äußerer, materieller Zweck derselben zu entdecken, gleichwohl müssen sie doch einen Zweck haben; dieser kann also nur darin bestehen, andere Gegenstände zu bezeichnen, und die Verschiedenheit der Figuren muß der Verschiedenheit der Gegenstände entsprechen. So kommt denn der Zögling zu der Entdeckung, daß der eine Körper blos das Zeichen für den andern Körper sein soll, so daß er, wenn man auch ihn allein wahrnimmt, an den andern erinnert, und daß diese Erinnerung seine einzige Bestimmung ausmacht; daß er also etwas Anderes bedeutet, als er wirklich ist; daß er blos eine Vorstellung hervor zu rufen bezweckt, mithin symbolischer Natur ist. Da hiermit etwas Sinnliches nicht als Solches, sondern als Ausdruck einer Vorstellung erfaßt wird, so liegt in diesem Hergange der Seelenthätigkeiten schon eine Abstraction, und es wird dadurch der Weg zu Vorstellungen des Uebersinnlichen angebahnt. Wiewohl die natürliche Geberdensprache zur symbolischen Auffassung der Erscheinungen einigermaaßen vorbereiten sollte, so ist doch darauf wenig Gewicht zu legen, da sie mehr instinctmäßig, als mit Bewußtsein geübt und verstanden wird. Selbst sehenden Taubstummen fällt es anfangs schwer, die Worte als Zeichen zu erkennen: sie starren die Schrift lange Zeit gedankenlos an, und Einer begriff sogar, da er sein Gehör erhalten hatte, erst spät, daß die Rede, die er vernahm, zur Mittheilung von Gedanken diene[243]. Erst wenn sie durch Erlernen der Tonsprache erfahren haben, daß das Wort durch eine Folgenreihe von Lauten hervorgebracht wird, leuchtet es ihnen eher ein, daß es, geschrieben, aus mehrern Buchstaben bestehen muß, deren jeder eine eigene Bewegung der Sprachorgane bezeichnet. Dem blinden Taubstummen muß es noch schwerer fallen, zu begreifen, warum eine ganze Reihe willkührlicher Figuren zur Bezeichnung eines Gegenstandes nöthig ist; ihm sein Geschäft zu erleichtern, müssen ihm daher zum Anfange möglichst kurze Worte vorgelegt werden.

Der folgende Bericht über den Anfang des Unterrichts bei einzelnen Individuen wird dies anschaulicher machen.

Howe gab Lauren bekannte Gegenstände mit daran befestigten Zetteln, auf welchen die möglichst kurzen Namen derselben, als cup, key, book, spoon, fork, knife, erhaben gedruckt waren, wiederholt zu tasten. Nachdem dies eine Zeitlang geschehen war, gab er ihr einen dieser Zettel besonders in die Hand; sie erinnerte sich, daß derselbe zu einem der auf dem Tische vor ihr liegenden Gegenstände gehöre, legte also den Zettel zu demselben, wo man ihr denn durch Klopfen auf den Kopf ein Zeichen des Beifalls gab. Dann wurde ihr umgekehrt einer dieser Gegenstände in die Hand gegeben, wo sie denn unter den vor ihr liegenden Zetteln den dazu gehörigen aussuchte und den Gegenstand dazu legte. Noch dachte sie sich weiter nichts dabei; da sie nicht einsah, wozu diese vervielfältigten Versuche dienen sollten, saß sie in bloßem Staunen und machte geduldig nach, was ihr der Lehrer vormachte; es war bei ihr blos die Erinnerung, daß die zwei Dinge beisammen sein sollten, und Nachahmung, um Beifall zu erlangen. Da ging ihr mit einem Male ein Licht auf, und man sah es ihr an, daß ihr Verstand dem Geheimnisse auf die Spur gekommen war. Zu allen vor ihr liegenden Dingen war ein Zettel gegeben, und auf jedem derselben eine besondere Figur, die für sich nichts war, sondern nur als Zeichen dienen konnte; sie entdeckte, daß sie dadurch im Besitze eines Mittels sei, die Vorstellung von einem Gegenstande in andern Menschen zu erwecken, und sogleich strahlte auf ihrem Antlitze der Widerschein menschlicher Vernunft. „Ich könnte," sagt Howe, „fast den Augenblick „angeben, wo diese Wahrheit in ihrem Geiste aufdämmerte und „Licht über ihr Antlitz goß." Fand sie nun etwa den auf einem Zettel bezeichneten Schlüssel nicht unter den Dingen auf dem Tische, so ging sie zur Thüre, und hielt mit dem Ausdrucke freudiger Selbstzufriedenheit den Zettel an den in der Thüre steckenden Schlüssel [244].

Die Blindenschrift, deren sich Carton beim Unterrichte bedient, ist durch Nadelstiche in Papier gebildet, welche auf der andern Seite des Blattes als tastbare Erhöhungen erscheinen; jeder Buchstabe besteht aus höchstens sechs solcher Puncte, die

in gehöriger Form aneinander gereiht sind. Er begann den Unterricht bei Annen damit, daß er ihr einzelne Buchstaben vorlegte, welche die Stelle ganzer Worte vertraten und in ihrer Gestalt Aehnlichkeit mit dem Gegenstande hatten, nämlich o für das flamländische mond (Mund) und oo für oog (Auge). Er ging dann zu oor (Ohr) über und so fort. Sie begriff ziemlich schnell die Bestimmung dieser Zeichen, und lernte in Zeit von einigen Wochen die Bedeutung von zwanzig bis dreißig Worten. Man gab ihr vornehmlich solche von ihren Kleidungsstücken, auf die sie sehr viel hält, und von ihren Lieblings-Speisen oder Getränken. Wenn sie etwas begehrte, ließ sie die Lehrerin das Wort, das sie dazu ausgesucht hatte, betasten, und war sehr glücklich, wenn man sie verstand[245].

Bei andern Zöglingen fing Howe den Unterricht mit der Fingersprache an, und wählte zuerst Worte, die aus drei Buchstaben bestehen (key, cup, mug). „Ich nahm," sagt er, „Oliver's Hand, und machte mit meiner rechten Hand diese „Buchstaben; er fühlte mit beiden Händen nach der meinigen, „und da ich sie wiederholte, suchte er sie nachzumachen. In „wenigen Minuten lernte er die Bewegungen meiner Finger mit „der linken Hand tasten und mit der rechten nachmachen. In „einer halben Stunde hatte er mehr als ein halbes Dutzend „Buchstaben bilden gelernt, und schien über seine Fortschritte, „oder vielmehr über den Beifall, den er sich dadurch erworben, „erfreut; indem er dabei den Schlüssel, die Tasse, die Kanne „berührte, hatte er von der Beziehung derselben zu den Zeichen, „die er machte, noch keine Vorstellung. Als seine Aufmerksam„keit nachließ, fing ich an, mit ihm zu spielen, und als er das „Spiel überdrüßig war, führte ich ihn zum Tische zurück, wo „er denn auch wieder bereit war, meine Bewegungen nachzu„machen. Er lernte die Buchstaben von key, pen, pin kennen, „und da ihm dabei diese Gegenstände selbst wiederholt in die „Hand gegeben wurden, so begriff er zuletzt die Bedeutung, „doch machte ihm diese Entdeckung bei Weitem nicht so viel „Freude, als es bei Lauren der Fall gewesen war. Ich „legte die genannten Sachen auf den Tisch, ging mit den Kin-

„dern etwas weiter davon, machte mit Oliver's Fingern die „Buchstaben von key, und Laura brachte sofort den Schlüssel; „dies schien Olivern zu unterhalten, er sah sehr aufmerksam „aus und lächelte. Ich ließ ihn dann die Buchstaben von „bread machen, worauf Laura ein Stück Brod holte; er be„roch es, brachte es an die Lippen, richtete den Kopf auf, schien „einen Augenblick nachzudenken, und lächelte dann mit der „Miene selbstgefälliger Klugheit, als wollte er sagen: aha! ich „verstehe" [246].

Lucy Reed begriff nicht so schnell. Zwei Monate lang hatte sie täglich die Bewegungen der Finger, welche die Lehrerin ihr zeigte, willig nachgemacht, ohne zu einem Verständnisse zu gelangen. Da brachte ihr Laura eines Tages eine Feige, buchstabirte dabei das Wort fig, und deutete ihr an, daß sie es nachmachen sollte; sie wollte nicht, da aber Laura darauf bestand, ihr zu verstehen gab, daß sie dann die Feige bekommen würde, auch es ihr nochmals vorbuchstabirte, that sie es endlich, wo ihr denn Laura hoch erfreut Kopf und Nacken klopfte. Von jetzt an machte Lucy einige Fortschritte, aber erst nach fünf Monaten fing sie an, von freien Stücken etwas durch die Fingersprache zu verlangen [247].

Auf diese Weise wurde den Zöglingen die Grundlage der Wortsprache und die Möglichkeit sich einigermaaßen darin auszudrücken gegeben. In der That machte Oliver eine Zeitlang seine Mittheilungen nur in Hauptworten, indem er voraussetzte, daß man sich die fehlenden Worte dazu denken werde. Er ging z. B. zum Lehrer und machte in der Fingersprache die Buchstaben Fred, da er zu Frederik geführt werden wollte; als man ihn nun in das Zimmer führte, in welchem dieser gewöhnlich saß, aber jetzt nicht zugegen war, machte er die Buchstaben Fred Smith, indem er sagen wollte, Frederik werde wohl bei Smith sein, und ging hin, ihn daselbst zu suchen [248].

Weiterer Unterricht.

Das zweite Element der Sprache neben dem einen Gegenstand bezeichnenden Hauptworte ist die Aussage oder das Attri-

butiv. Die dahin gehörigen Zeitworte und Eigenschaftsworte lassen sich nicht auf dieselbe einfache Weise lehren, da sie eben nicht sinnliche Gegenstände selbst, sondern nur daran zu bemerkende Veränderuugen oder Eigenschaften bezeichnen, mithin Abstraction voraussetzen. Hier treten also bedeutende Schwierigkeiten ein. Dem sehenden Taubstummen kann man mit Hülfe der Pantomime die Bedeutung solcher Worte beibringen; man drückt z. B. durch die Mienen Ernst und Fröhlichkeit, Wohlgefallen und Abscheu, Beifall und Mißfallen, durch die Gliederbewegung Stärke und Schwäche, Schnelligkeit und Langsamkeit u. s. w. wie auch Handlungen selbst aus, und doch fällt es auch unter diesen Umständen dem Zöglinge schwer, die Zeitworte gebrauchen zu lernen [249]. Der blinde Taubstumme aber muß bei solchem Unterrichte das Beste selbst thun, und man kann ihm blos Gelegenheit geben, den Sinn solcher Worte zu errathen, indem man ihn dieselben öfters gleichzeitig mit Vollziehung einer Handlung wahrnehmen läßt. So lernt er, und dies ist sein erster Fortschritt in der Sprachkenntniß, transitive Zeitworte, namentlich solche, welche äußere Bewegungen, sinnliche Handlungen bezeichnen, kennen und die ersten Sätze bilden. Dergleichen kurze Sätze, wie: schließ Thüre! gieb Buch! lernte Laura im ersten Jahre ihres Aufenthaltes in der Anstalt verstehen und gebrauchen: kamen aber zwei Hauptworte darin vor, so versuchte sie, das Verhältniß derselben durch die verschiedene Stellung der Worte auszudrücken; wollte sie z. B., daß man ihr Brod gebe, so sagte sie: Laura Brod geben; verlangte sie aber zu trinken, so stellte sie die Worte so: Wasser trinken Laura [250]. Ebenso drückte sich Oliver auf dieser Stufe der Sprachkenntniß durch Verbindung eines oder zweier Hauptworte mit einem Zeitworte aus; er hatte sich z. B. an einer Flasche geschnitten, und gab die Worte: schneiden Flasche; er war dabei gewesen, als der Zimmermann Bradford ein Boot ausbesserte und berichtete darüber mit den Worten: Bradford brechen Boot, indem er hierbei, wie bei andern Gelegenheiten, noch die Geberdensprache zu Hülfe nahm, um sich deutlicher zu machen [251]. Anne lernte die Zeitworte, die man ihr

im Imperativ gab, in Kurzem verstehen; Carton gab ihr abwechselnd einen Satz, den sie lesen und dessen Sinn sie ausführen mußte. Um sie auf die Probe zu stellen, sagte ihr Jemand: iß den Stuhl! sie schüttelte den Kopf, und that endlich, als bisse sie in den Stuhl. Sie lernte Legen und Werfen unterscheiden; hieß man ihr etwas Zerbrechliches werfen, so war sie eine Weile ungewiß, was sie thun sollte, dann untersuchte sie die Fläche, auf welcher der Körper zu liegen kommen sollte, und machte dann mit Vorsicht die Wurfbewegung [252]. — Erst später können die Eigenschaftsworte gelernt werden, da ihr Verständniß schwieriger ist. Dies gilt selbst von denen, die sich auf das rein Räumliche beziehen und daher auch allein eigentlich gelehrt werden können. So brauchte man eine ganze Stunde, um Lauren die Bedeutung von rechts und links begreiflich zu machen; als sie die rechte und linke Hand unterschied, faßte sie den Begriff noch nicht allgemeiner, und nachdem sie diesen auch auf die übrigen paarigen Theile ihres Körpers hatte anwenden lernen, hielt sie plötzlich inne, legte verlegen die Hand an die Nase, und fragte, ob diese rechts oder links sei [253]?

Von der dritten Classe der Worte, den Partikeln oder Ergänzungsworten, lassen sich ebenfalls blos diejenigen Präpositionen, welche ein räumliches Verhältniß der Dinge zu einander bezeichnen, tastbar ausdrücken, und auch hier werden die Unterschiede erst allmählig näher erkannt. So ließ man z. B. Lauren vorläufig dabei, als sie in und auf noch nicht unterschied und etwa sagte: Lehrer sitzt im Sofa [254]. Anne mußte auch hier Proben ihrer Kenntniß ablegen. Man hieß ihr, auf dem Tische zu gehen, und sie zog die Schuhe aus, und stieg auf den Tisch, als wollte sie darauf gehen; als man ihr die Worte gab: wirf deinen Kopf auf den Boden! las sie sie mehrere Male, zweifelnd ob sie sie recht verstehe, lachte, sann darauf eine Weile nach, faßte endlich den Kopf mit beiden Händen, und machte eine Bewegung, als ob sie ihn würfe [255].

Die Bedeutung der übrigen Partikeln und überhaupt der Worte, welche nicht blos ein äußeres, mechanisches und durch

den Tastsinn erkennbares Verhältniß ausdrücken, die Kenntniß des Pronomens und des Artikels, die Flexion der Hauptworte nach Genus, Numerus und Casus, und der Zeitworte nach Person, Modus und Tempus, die Form der Fragesätze u. s. w. läßt sich nicht lehren, und dies Alles zu lernen, muß dem Verstande des blinden Taubstummen selbst überlassen bleiben. Er lernt es aber auch mehr oder weniger wirklich, und dazu die Ausdrücke von Uebersinnlichem, von Freude und Liebe, von Denken und Wollen u. s. w. So, um vor der Hand nur ein Beispiel anzuführen, äußerte sich Laura nach Angabe des von der Lehrerin geführten Tagebuches eines Tages, da Howe seit einem Monate abwesend war, und man ihr sagte, daß er erst in vier Wochen zurückkehren werde, in folgenden Worten: „Doctor wird in vier Wochen nicht kommen; vier Wochen und „vier Wochen macht acht Wochen, er wird viele Schulen ma„chen.“ Dann fragte sie: „werden da auch taube Knaben „und Mädchen in den Schulen sein? Wird Doctor sehr müde „sein; bleibt er, für viele kleine blinde Mädchen zu sorgen?“ Ein andres Mal sprach sie ungewöhnlich viel hinter einander in Bezug auf die bevorstehenden Ferien: „ich muß nach Han„nover gehen, meine Mutter zu sehen; doch nein, ich werde „sehr schwach sein, so weit zu gehen; ich will nach Halifax „gehen, wenn ich mit Ihnen gehen kann; wenn Doctor fort „ist, denke ich, will ich mit Jenette gehen; wenn Doctor zu „Hause ist, kann ich nicht gehen, weil er nicht allein bleiben „mag, und wenn Jenette fort ist, kann er nicht seine Kleider „ausbessern und Alles allein besorgen[256].“ Wir finden hier Bezeichnungen von Zeitverhältnissen und Bedingungen, von Absichten und Gründen, überhaupt von Begriffen, die das Kind nicht von Andern empfangen, sondern nur in sich selbst hatte schaffen können. Diese Eroberung des Geistes ist ein wahrhaftes Wunder, denn sie ist aus dem rein Sinnlichen nicht zu erklären; aber sie ist ein Wunder, das alle Tage vorkommt, — denn wie lernt denn jedes Kind seine Muttersprache anders, als durch die ihm inwohnende selbsteigene Kraft? Die Namen für Gegenstände und Personen kann man ihm bei-

bringen, und sonst nichts. Man ist nicht im Stande, ihm die erste Kenntniß der Sprache durch Erklärungen mitzutheilen, und Niemandem fällt es ein, solchen vergeblichen Versuch zu machen. Indem man mit dem Kinde plaudert, ihm etwas heißt oder verbietet, ihm erzählt oder vorspricht, es lobt oder tadelt, geschieht es in der Voraussetzung, daß es den Inhalt der Rede errathen wird, und selbst wenn man ihm etwas erklären will, untersucht man nicht genau, ob es vermöge der schon erreichten Bildungsstufe im Stande ist, das Gesagte zu fassen. Man verfährt dabei eigentlich instinctmäßig, indem man sich durch einen Anachronismus in die Zukunft des Kindes versetzt, ohne sich dessen deutlich bewußt zu werden. Und das ist eben das Rechte: eine methodische Abrichtung widerspricht der Natur des menschlichen Geistes, der zur Selbstthätigkeit bestimmt ist, und bleibt eitel Pfuscherei. Das Beste, Werthvollste der Sprache, die Bezeichnungen von Allem, was nicht selbst Körper, sondern vom Materiellen abstrahirt ist und nur als Vorstellung besteht, muß das Kind den Sprechenden ablauschen, indem die Begriffe davon nach ihren Keimen in seiner Seele liegen und nur des Anstoßes bedürfen, um sich zu entwickeln. Hat aber das Kind aus den Umständen, unter welchen es ein Wort aussprechen hört, und mit Berücksichtigung der vorher oder nachher wahrgenommenen Erscheinungen auf dessen Bedeutung geschlossen, so wird ihm das, was anfänglich nur Vermuthung war, durch weitere Erfahrung allmählig zur Gewißheit, und es macht unter geeigneten Verhältnissen so schnelle Fortschritte im Verstehen der Sprache, daß selbst ein erwachsener Mensch ziemlich eben so lange zubringen dürfte, um eine ihm bisher noch ganz fremde Sprache aus dem bloßen Umgange zu erlernen.

Erfolg des Unterrichts.

Dieselbe Macht des Geistes, welche bei jedem Kinde das Verständniß der Sprache begründet, so wie sie die Sprache überhaupt beim Menschengeschlechte ins Leben gerufen hat, zeigt

sich bei dem blinden Taubstummen in besonders hellem Lichte, da sie hier eigene Schwierigkeiten zu besiegen hat.

Uns scheint es beinahe unmöglich, sich die vielen Worte, deren man zum Sprechen bedarf, zu merken, wenn man jedes derselben, anstatt es zu hören und zu sehen, als eine eigene Reihe von Buchstaben blos durch Tasten kennen gelernt hat. Das Aussprechen eines Wortes geschieht lediglich durch die freie Bewegung unserer Sprachorgane, die in hohem Grade empfindlich sind. Das Gedächtniß des Muskelgefühls, welches uns überhaupt in den Stand setzt, eine früher erlernte Bewegung zu wiederholen, auch solche, die wir seit Jahren nicht geübt haben, z. B. das Schlittschuhlaufen, wieder vorzunehmen, ist hier besonders lebhaft, und unterstützt auch unsere Wortkenntniß: haben wir uns geübt, ein Wort auszusprechen, so hat es sich auch zugleich mit den dabei vor sich gehenden Bewegungen der Sprachorgane unserem Gedächtnisse tiefer eingeprägt. Daher mag der Taubstummenlehrer Hensen[257] vollkommen Recht haben, wenn er sagt: „Taubstumme müssen „sprechen lernen, nicht hauptsächlich um sich mittheilen zu können, „vielmehr um die Begriffe dem Gedächtnisse fester einzuprägen.“ Ja, er geht so weit, zu behaupten: „ohne dieses Mittel würde „es den Taubstummen nicht blos schwer, sondern wohl un„möglich werden, die große Reihe der zu erlernenden Worte „aus den einzelnen Buchstaben in richtiger Ordnung zusammen „zu setzen.“ Ist es nun für den Taubstummen schon so schwer, die geschriebenen Worte, die er vor sich sieht, ohne Beihülfe der entsprechenden Bewegungen der Sprachorgane sich zu merken, so muß es ihm noch schwieriger sein, wenn er die Schrift nicht zu sehen, sondern blos zu tasten vermag. Allein die Blindgebornen haben ein ungewöhnlich starkes Gedächtniß[258]. Da bei ihnen das Wahrnehmungsvermögen nicht, wie bei den Sehenden, ununterbrochen angeregt, und ihre Aufmerksamkeit nicht durch die Mannichfaltigkeit der sichtbaren Gegenstände zerstreut wird, so sind die durch Tasten empfangenen Eindrücke nachhaltiger, und die Erinnerung räumlicher Verhältnisse ist bei ihnen lebendiger; indem sie sich überall herum finden, schwebt

ihnen ein klares Bild dieser Verhältnisse vor, und Zeune[259] machte sogar die Erfahrung, daß sie einen Körper, den sie durch Tasten kennen gelernt haben, ziemlich kenntlich zu zeichnen im Stande sind. Der Blinde, der zugleich taubstumm ist, muß, da er auch durch den Schall nicht zerstreut wird, in seiner tiefen Einsamkeit noch aufmerksamer auf das Tastbare sein, so daß auch die Vorstellungen von der Gestalt der Körper sich in seiner Seele ungeschwächt erhalten. James z. B. erkannte die Gegenstände auf seiner zweiten Reise nach London wieder, und erfuhr dadurch das Ziel, welchem er zugeführt wurde[260]; er erinnerte sich genau der früher betretenen Wege, der ehemaligen Einrichtungen im väterlichen Hause, des Schemels, der ihm vor einem Jahre gedient hatte und der Stelle, wo derselbe aufbewahrt worden war u. s. w. Auch von Laura wird erwähnt, daß sie eine wunderbare Genauigkeit und Festigkeit des Gedächtnisses beweiset[261]. Dadurch wird denn der blinde Taubstumme in den Stand gesetzt, eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß von Worten zu erlangen, die er weder aussprechen hört, noch geschrieben sieht, und es scheint, daß die Uebung im Fingeralphabete das bei dem Sprechenden in den Sprachorganen rege Gedächtniß auf die Fingerbewegungen überträgt und den Wortgebrauch unterstützt.

Nachdem Laura in das Geheimniß der Wortsprache im Allgemeinen eingeweiht war, gab man ihr statt der bedruckten Zettel metallene Lettern, und ein Bret mit Löchern, worein diese paßten, legte ihre Hand erst auf einen Gegenstand und dann auf die Lettern: sie verstand, was man wünschte, und bildete durch Aufstellung der dazu gehörigen Lettern das den Gegenstand bezeichnende Wort. Dann lehrte man sie die Reihenfolge der Buchstaben im Alphabete, und endlich zu Ende des dritten Monats die Bildung derselben durch Stellung der Finger. Nachdem sie vier Monate in der Anstalt gewesen war, hatte sie bereits bedeutende Fortschritte gemacht. Wurde ihr ein neues Wort mit dem dadurch bezeichneten Gegenstande vorgelegt, so saß sie wie Jemand, der aufmerksam horcht, mit etwas seitwärts gebogenem Kopfe, ängstlichen Mienen, offenem Munde, kaum

athmend, bis sie begriffen hatte, wo sie denn zufrieden lächelnd das Wort mit den Fingern buchstabirte und mit den Lettern bildete [262]. Am Ende des Jahrs hatte sie es in der Kenntniß der Wortsprache bereits so weit gebracht, daß sie kurze Sätze verstand, und durch dergleichen sich auch Andern mittheilen konnte; dabei war sie im Gebrauche des Fingeralphabets so geschickt und behend, daß ein ungewohntes Auge ihren Bewegungen nicht zu folgen vermochte; eben so leicht las sie die Worte, die ein Anderer auf ähnliche Weise in die Luft schrieb, indem sie dessen Hand faßte und jeder Bewegung seiner Finger mit großer Aufmerksamkeit folgte. In seinem Berichte von 1839 sagt Howe von ihr: „jetzt, wo sie zehn Jahre alt ist, „hat ihre Wortkenntniß schon einen ziemlichen Umfang, und „nimmt bei ihrem unauslöschlichen Durste nach Wissen immer „zu; stets bemüht, etwas Neues zu lernen, fragt sie unaufhör„lich nach dem Namen von Dingen, und erfindet neue Sätze." Auch lernte sie in diesem Jahre in vertieften Linien mit Bleistift schreiben. Es war ergötzlich, wird erzählt, das Erstaunen zu bemerken, mit welchem sie sich der ihr anfänglich unbegreiflichen Procedur unterwarf, die Gelehrigkeit zu erkennen, mit welcher sie jede Bewegung nachmachte, und die Ausdauer zu beobachten, mit welcher sie ihren Bleistift zu führen versuchte, bis ihr der Buchstabe gelungen war. Als sie aber dann dahinter kam, daß ihr hier ein Mittel gegeben wurde, entfernten Personen ihre Gedanken mittheilen zu können, war auch ihre Freude gränzenlos; sie gab sich viele Mühe, und nach einigen Monaten konnte sie den ersten Brief an ihre Mutter schreiben. — Combe hatte in diesem Jahre die Anstalt besucht, und kam 1840 wieder dahin; als Laura seinen Namen erfuhr, erinnerte sie sich seines Besuchs vom vorigen Jahre, und schrieb mit Bleistift die Worte: „Laura froh sehen Combe" [263]. — Dickens sah sie 1842; er fand ihr Tagebuch leserlich geschrieben und verständig abgefaßt, und sah sie in gerader Zeile schreiben, indem sie mit der linken Hand der schreibenden rechten folgte [264]. — Nach Howe's Berichte von demselben Jahre hat sie jetzt alle Theile der Sprache inne, kennt zwar noch nicht sehr viele Worte, gebraucht sie aber

mit Leichtigkeit[265]. — Verdankten die menschenfreundlichen Bemühungen des Dr. Howe solchen glänzenden Erfolg allerdings hauptsächlich den ausgezeichneten Geistes- und Gemüthsanlagen, womit Laura von der Natur ausgestattet war, so waren sie doch auch bei minder begabten und gelehrigen Individuen nicht fruchtlos.

Dieselbe glückliche Erfahrung machte Abbé Carton. Anne begriff ziemlich schnell, daß eine durch Nadelstiche in Papier gebildete Buchstabenreihe zu Bezeichnung von Gegenständen diente; konnte sie nun durch einen Zettel, den sie unter andern hervorsuchte, ein Verlangen ausdrücken, welches verstanden wurde, so machte sie dies sehr glücklich. Einmal im Besitze einiger Wortkenntniß, wollte sie diese fast täglich vermehren: sie nahm dann die Hand der Lehrerin wie zum Lesen, und that, als machte sie mit dem Zeigefinger Stiche ins Papier; gab man ihr nun ein neues Wort, so war sie sehr zufrieden; that man es nicht, so trotzte sie und ließ sich im Stricken oder Nähen nicht mehr unterrichten. Als sie etwa vierzig Hauptwörter kannte, worunter auch Personen-Namen waren, unterrichtete man sie auch im Fingeralphabete[266]. Als sie eines Tages allein zu sein glaubte, schrieb sie mit Kreide auf eine Tafel, wie sie bemerkt hatte, daß es die Taubstummen in der Anstalt machten, und untersuchte, ob sie das Geschriebene fühlen könnte[267].

Anwendung des Erlernten.

Laura machte von der erlangten Kenntniß der Wortsprache fleißig Gebrauch. Um sich zu unterhalten oder um sich in der Sprache zu vervollkommnen, übte sie sich, wenn sie nichts Anderes zu thun hatte, in der Wortbildung mittelst des Fingeralphabets, machte aber dann die Bewegungen mit solcher Schnelligkeit, daß man die Buchstaben nicht zu erkennen vermochte; hatte sie dabei ein Wort mit der rechten Hand falsch buchstabirt, so schlug sie dieselbe mit der linken, wie es die Lehrerin zu thun pflegte; hatte sie es aber recht gemacht, so streichelte sie sie, und sah dabei recht vergnügt aus[268].

Im Lesen von Schulbüchern für Fremde fand sie ebenfalls Unterhaltung, und zugleich Befriedigung ihrer Wißbegierde. Dabei will sie kein ihr noch fremdes Wort übergehen und seinen Sinn aus dem Zusammenhange errathen, sondern hat es gern, wenn Jemand bei ihr ist, der es ihr erklären kann; ist dies nicht der Fall, so läuft sie so lange herum, bis sie Jemanden findet, der ihr Aufschluß giebt. Eines Tages las sie auf einer Einladungs-Karte mit erhabenem Drucke die Worte: „Sir! zu einer Zusammenkunft der Curatoren" u. s. w. „Hochachtungsvoll Ewr." u. s. w. Die Lehrerin mußte ihr die Worte: Sir, Curatoren und Ewr. erklären, fand es aber für den Augenblick zu schwierig, ihr einen Begriff von hochachtungsvoll beizubringen, und sagte, sie sollte es, wenn sie größer sein würde, erfahren, oder den Doctor fragen. Da versetzte sie mit sehr verdrüßlicher Miene: „ich will Doctor fragen, denn „ich muß wissen" [269].

Einige Beispiele von den naiven Fragen, die sie beim Unterrichte in der Naturgeschichte that, mögen uns ein Bild von der Lebhaftigkeit ihrer Wißbegierde geben. Sie fragte: „warum lebt Hund nicht mit Schwein?" — (Weil Hunde reinlich, Schweine unreinlich sind.) — „Was macht Hund rein? — Wenn er sich gewaschen hat, wo trocknet er sich? an „Gras?"

Nachdem sie etwas von Würmern erfahren hatte, fragte sie: „hält Ihre Mutter auch Würmer?" — (Nein, Würmer leben nicht im Hause.) — „Warum?" — (Weil sie außer dem Hause Dinge zu essen finden.) — „Und zu spielen? — „Sahen Sie Wurm? — hatte er Augen? — hatte er Ohren? — „hatte er Gedanken? — Athmet er? — Stark? — Wenn er „müde ist? — Kennt Wurm Sie? — Erschrickt er, wenn „Henne ihn ißt?"

Ein anderes Mal fragte sie: kann Kuh Pferd mit Hör„nern stoßen? — Schlafen Pferd und Kuh im Stalle? — „Sitzt Pferd des Nachts? — Warum haben Kühe Hörner?" — (Um böse Kühe zu stoßen, wenn sie von ihnen beunruhigt werden.) — „Verstehen böse Kühe weggehen, wenn gute Kuh

„sie stößt? — Warum haben Kühe zwei Hörner? Um zwei „Kühe zu stoßen?"

Nicht minder fleißig benutzt sie ihre Kenntniß der Wortsprache, um sich Andern mitzutheilen. Ihre Selbstgespräche im Finger-Alphabete unterbricht sie, sobald sie bemerkt, daß Jemand im Zimmer ist, und faßt dessen Hände, um mit ihm zu sprechen[270]. Da die meisten Bewohner des Hauses und viele Freunde, die zum Besuche kommen, das Finger-Alphabet erlernt haben, so hat sie auch einen großen Kreis von Bekannten, mit denen sie sich darin unterhalten kann[271]. Begegnet sie auf ihren Wanderungen durch das Haus einer ihrer Gespielinnen, besonders einer, die sie vorzüglich liebt, so erfolgt nach einer zärtlichen Umarmung alsbald eine lebhafte Unterhaltung mittelst der zarten Finger, deren rasche Bewegung in Fragen und Antworten die Gedanken und Gefühle von den Außenwerken der einen Seele zu denen der andern überleitet[272].

Besonderes Vergnügen macht ihr nun auch das Briefschreiben. Bei Combe's Besuche im Jahre **1840** hatte sie eben einen Brief an zwei ihrer Mitschülerinnen, Namens Baker, beendigt, die zum Besuche bei Verwandten waren, und für die sie einen Arbeitsbeutel verfertigt hatte. Da Combe ihn zu besitzen wünschte, gab sie ihm denselben mit der Aeußerung, sie wolle einen andern schreiben. Es war folgender:

„Luise und Elisabeth Baker. Laura ist wohl. Laura „will Baker Beutel geben. Man will tragen Beutel zu Baker. „Laura wird weinen. Baker wird kommen Laura zu sehen. „Drew ist wohl. Drew grüßt Baker. Laura Bridg„man"[273].

Einen andern Brief, den sie **1842**, als sie zwölf Jahre alt war, ohne fremde Hülfe geschrieben hatte, theilt Howe mit[274]; er lautet in möglichst treuer Uebersetzung so:

„Theure Mistreß Morton! Ich war froh, Brief von „Ihnen zu erhalten. Sie waren sehr gut, an mich zu schreiben. „Ich wünsche, Sie schreiben bald an mich. Miß Rogers „grüßt Sie recht sehr. Ich grüße und küsse Sie. Ich bin „jetzt wohl. Miß Rogers und Swift sind sehr wohl.

„Oliver kann schnell sprechen als ich. Laurena ist jetzt viel „besser; sie wird eine Laufbank haben, um daran zu gehen, wenn „sie gut lernen kann. Dr. Howe ging weg und kam wieder. „Miß Billy hat schlimm Kopfweh. Ich vergesse nicht, oft an „Sie zu denken. Ich gehe täglich in Straße, um mich wohl „und kräftig zu machen. Miß J. grüßt Sie. Ich sagte Caro„linen, daß sie Sie besuche; sie wollte bald mit mir kommen „in der Ferienzeit, Sie lange zu besuchen. Alle Mädchen und „Puppen sind wohl. Ich werde Ihnen bald wieder schreiben. „Ich wünsche Sie zu sehen recht sehr. Ich kam nach Hali„fax, um Sie zu besuchen mit Miß J. und Swift. Ich „war froh, neue Worte zu kennen. Ich lese in Büchern. Miß „Rogers lehren mich darüber. Oliver kennt Alles gut. „J. kaufte zwei neue Bücher für mich, und sie war gut. Le„ben Sie wohl. Laura Bridgman."

Wirkungen der erlangten Sprachkenntniß.

Wir bedürfen für unser Seelenleben eines sinnlichen Stützpunctes, und so denken wir in Worten, als hörbaren und dann auch sichtbar zu machenden Zeichen. Man lernt das Wort, wie es dessen Ursprung mit sich bringt, zuerst als Hörbares kennen; man eignet es als solches sich an, und bringt es eben so durch Aussprechen hervor. Der Anfang im Lesen wird daher so gemacht, daß man das Sichtbare in Hörbares, die Schrift in Laute überträgt; wer spät lesen lernt, lieset anfangs, auch wenn er allein ist, laut, und späterhin bewegt er dabei noch die Lippen, bis endlich die erblickte Schrift unmittelbar in die Vorstellung übergeht, so wie wir eine fremde Sprache beim Lesen oder Hören uns zuerst in die Worte der Muttersprache, oder beim Sprechen aus dieser in die fremde Sprache übersetzen, und Letztere erst dann inne haben, wenn wir sie ohne solche Vermittelung zu gebrauchen und in ihr zu denken im Stande sind, wo schon der Gedanke in ihrem Idiom in uns aufsteigt. Nun macht das Hörbare einen tiefern Eindruck

als das Sichtbare, und die Vorstellung verknüpft sich inniger mit der zu Hervorbringung eines Lautes erforderlichen Bewegung der innern Sprachorgane, als mit der sichtbaren Bewegung äußerer Theile. Daher fangen Taubstumme, sobald sie die Tonsprache eingeübt haben, auch an, mit jeder Vorstellung das Gefühl der zum Aussprechen der dazu gehörigen Worte nöthigen Bewegungen zu verbinden. So sagt Teuscher[275] von seinem jetzigen Zustande: „die Articulation ist meinem Denken „auf das Innigste einverleibt; ich kann nicht anders als in mir „sprechend denken; ich empfinde die Laute, die ich beim Sprechen „hervorbringe, und sie schweben mir vor, auch wenn ich still „denke; es gesellt sich eine Art Zuckung in den Sprachorganen „bei". In ähnlicher Weise erklärt sich Kruse[276] nach eigener Erfahrung; er geht aber zu weit, wenn er behauptet, kein Taubstummer könne in der Schriftsprache denken, da diese nur in einer Reihe von willkührlichen, an sich bedeutungslosen Zeichen bestehe. Der Geist bedarf des Sinnlichen, als eines Gerüstes, an welchem er seinen Bau aufführt, und weil eben das Sinnliche ihm nur in so untergeordneter Weise dient, vermag er statt des Gefühls der Lautbewegungen auch das Gefühl anderer Sprachbewegungen als das Vehikel seiner Vorstellungen zu gebrauchen. Dies wird durch Laurens Beispiel erwiesen, die, wie Howe[277] überzeugend aus einander setzt, in der Fingersprache denkt. Anfangs hatte sie, wie ein Mensch, der eine fremde Sprache erlernt, viel Mühe, sich auf das Zeichen zu besinnen, durch welches sie eine Vorstellung ausdrücken wollte: jetzt kommt ihr Beides zugleich; die Fingersprache ist das Bett ihres Gedankenstromes geworden. In einem lebhaften Traume sieht man sie die Finger bewegen, und als sie erzählte, was sie zu sprechen geträumt habe, antwortete sie auf die Frage, ob sie mit dem Munde gesprochen: „nein, mit den Fingern." Daher darf man auch annehmen, daß, wenn sie für sich allein die Fingersprache übt, dies nicht blos geschieht, um mehr Fertigkeit darin zu erlangen, sondern das Sichtbarwerden des gewöhnlichen Begleiters ihrer Gedanken, und sie in einem Selbstgespräche begriffen ist.

Durch das an dem sinnlichen Haltpuncte der in Fingerbewegungen gekleideten Wortsprache sich aufrankende Denken ist nun auch ihr Selbstbewußtsein klarer geworden. Eines Tages, als sie, wie es schien, vom Lernen ermüdet war, that sie die merkwürdigen Fragen: „warum kann ich nicht aufhören „zu denken? ich muß immer denken. Hören Sie auf zu denken? Hört Harrison auf zu denken, da er todt ist"[278]? Es war nämlich kurz nach dem Tode des Präsidenten Harrison, da die Nachricht davon großen Eindruck auf die Kinder in der Anstalt gemacht hatte, und sie sich viel darüber mit einander unterhielten.

Dabei kennt sie durch das Gemeingefühl die Beziehung ihrer verschiedenen Seelenthätigkeiten zu ihren Organen. Eines Tages sagte sie zur Lehrerin: „Doctor wird in vierzehn Tagen „kommen, denke ich in meinem Kopfe"; und auf die Frage, ob sie denn nicht im Herzen denke? antwortete sie: „nein, ich „kann nicht denken im Herzen; ich denke im Kopfe." Als sie nun gefragt wurde, warum sie nicht im Herzen denke? gab sie zur Antwort: „ich kann da nicht wissen; alle kleine Mädchen können im Herzen nicht wissen." Als sie aber einmal traurig war, sagte sie: „mein Herz thut weh. Wenn Herz „weh thut, fließt dann Blut?"[279].

Bei ihren Bemühungen, sich der Sprache zu bemeistern, versucht sie es auch, nach der Analogie neue Worte zu bilden. Man hatte ihr mit einiger Mühe das Wort: allein, begreiflich gemacht, und sie verstand nun das Geheiß, allein zu gehen oder zu kommen; da drückte sie den Wunsch, mit einem andern Mädchen zu gehen, in den Worten aus: „Laura gehen allzwei"[280].

Hat man ihr etwas erklärt, so giebt sie dann Definitionen davon nach ihrer eigenen Weise. So gab sie an: „Witwe ist Frau, Mann todt und kalt," und deutete dabei durch Herabsenken der Hände gegen den Boden das Begraben an, welches man in der ihr gegebenen Erklärung nicht erwähnt hatte. Auf die Frage, was ein Junggesell sei, sagte sie: „Junggesell nicht „haben Weib und rauchen Pfeife." Als man sie aber dann fragte, was Tenny sei, da er sich kein Weib genommen habe?

hielt sie eine Weile inne, und gab dann die auffallende Antwort: „Tenny ist unrecht" [281].

Anne beschäftigte sich öfters mit einer andern logischen Operation. Da nämlich die Zettel mit den Worten, welche sie kennen gelernt hatte, in eine Schachtel unter einander geworfen wurden, so mußte sie oft lange suchen, ehe sie das Wort, welches sie gerade gebrauchen wollte, heraus fand, und um sich diese Mühe zu erleichtern, legte sie einige Zettel bei Seite. Carton ließ ihr, da er dies bemerkte, einen Tischkasten, der in eine Menge Fächer getheilt war, einräumen, und nun legte sie in jedes Fach Zettel mit Worten, die zu einer Classe gehörten, also mit Hauptworten für Personen, Kleidungsstücke, Hausgeräthe, oder mit Fürworten, Zeitworten u. s. w. Auch suchte sie immerfort, diese ihre Classification zu vervollkommnen, indem sie überlegte, daß ein Wort besser in ein anderes Fach passe [282].

Bei Gelegenheit des Sprachunterrichts über die mehrfache Zahl unterrichtete Carton Annen auch über die Zahlen überhaupt. Hier, wie überall, fand er, daß der Begriff, nur unentfaltet, schon in ihr lag und blos der Anregung bedurfte, um in klarer Gestaltung hervorzutreten [283]. Auch Laura lernte bald addiren und subtrahiren [284].

Wenn nach Rodenbach's Erfahrung die Mehrzahl der Blinden durch echte Religiosität sich auszeichnet [285], so beruht dies darauf, daß sie weniger im Sinnlichen befangen sind, bei der Eigenthümlichkeit ihrer Lage das Bedürfniß eines höhern Schutzes lebhafter fühlen, und durch den geistigen Verkehr mit der Menschheit theils mit den Ergebnissen fremden Denkens bekannt, theils zu eigenem Nachdenken befähigt und angeregt werden. Ein Anderes ist es bei dem Taubstummen: gleich dem Wilden, der seine ganze Kraft auf Erhaltung und Förderung des leiblichen Daseins verwenden muß, erreicht er bei dem Uebergewichte seiner Sinnlichkeit durch eigene Kraft keine solche Bildungsstufe, auf welcher er sich eine klare Vorstellung von der Gottheit zu schaffen vermöchte. Der Keim dazu liegt in ihm, als die unmittelbare Gewißheit, daß etwas Uebersinn-

liches die Dinge um ihn her bestimmt, und im Bewußtsein seiner Ohnmacht befällt ihn ein Grauen bei Ahnung der unsichtbaren Gewalt, die in der Welt herrscht. Die großen Naturerscheinungen leitet er, wie Degerando[286] bemerkt, von einer geheimnißvollen Macht ab, die er mehr fürchtet als bewundert, und die er blos nach dem, was sie auszurichten vermag, nicht von der sittlichen Seite, sich vorstellt; so erkennt er auch in den religiösen Gebräuchen etwas Ehrwürdiges, schafft sich aber dabei nur grob sinnliche und durch abergläubische Vorstellungen verunstaltete Bilder. So sagt Kruse[287] nach dem, was er an sich und an Andern erfahren hat, „der Taubstumme nimmt „böse Wesen an, die dem Menschen Uebles thun und in der „Finsterniß wohnen; er fürchtet sie, und scheuet die Dunkelheit. „Selbst wenn man ihn über Gott belehrt, denkt er sich ihn „nur sinnlich, daß er in der Kirche wohnt, auf dem Thurme „umherschauet, die Pflanzen in der Nacht aus der Erde zieht „u. s. w." — Wenn der Taubstumme angiebt, daß er, ehe er noch Unterricht in der Wortsprache erhalten, deutliche Begriffe vom Uebersinnlichen gehabt habe, so täuscht er sich. Was er in solcher Beziehung von seiner Kindheit erzählt, schöpft er, wie schon Sicard bemerkte, nicht aus seinem Gedächtnisse, sondern aus den Vorstellungen, die er gegenwärtig hat, und so ist auch das, was Massieu über seine damaligen Gedanken geschrieben hat, ihm von seiner Einbildungskraft dictirt[288]. Denn da das Selbstbewußtsein der Taubstummen, so lange sie sich selbst überlassen sind, noch in dichtem Nebel liegt, so haben sie späterhin keine deutliche Erinnerung von ihrem damaligen Seelenzustande, und besonders die weiblichen Individuen bilden sich ein, schon damals geglaubt zu haben, was man ihnen erst später beigebracht hat. Unter vier weiblichen Zöglingen einer von geistlichen Frauen geleiteten Taubstummen-Anstalt erklärte Eine wie die Andere in eigenen schriftlichen Aufsätzen, sie habe, ehe sie unterrichtet worden, die Sonne für den Herrn und Schöpfer der Natur gehalten und als solchen angebetet, in den Sternen aber Lichter zu sehen geglaubt, die des Abends von Menschen, welche zum Himmel heraufstiegen,

angezündet würden u. s. w. [289]. Da Alle im Wesentlichen dasselbe erzählten, und Jede es nur nach ihrer Phantasie weiter ausschmückte, so ist es um so augenscheinlicher, daß ihnen das Ganze von ihren frommen Lehrerinnen in den Kopf gesetzt worden war. Ein ähnliches Exercitium einer Taubstummen theilt Degerando [290] mit.

Der blinde Taubstumme mag, wenn er aus Nachahmungstrieb und um sich Beifall zu erwerben, religiösen Ceremonieen sich unterwirft, eine dunkle Ahnung haben, daß es sich dabei um etwas Heiliges handle. So mochte James empfinden, wenn er in den Betstunden mit der Familie kniete und in der Kirche ernst und ruhig sich verhielt [291], so wie Simon, wenn er sich in der Messe andächtig benahm und das Kreuz am Rosenkranze küßte [292]. Dieser erste rohe Keim religiöser Empfindungen läßt sich nun auch durch Unterricht in der Wortsprache ausbilden, und so hat Carton Annen, die schon früher in den Ceremonieen ihrer Kirche geübt worden war, durch Beantwortung ihrer Fragen nach Entstehung der Dinge allmählig auf eine Vorstellung von Gott geleitet [293]. Auch Laura bewies im letzten Jahre viel Begierde sich über den Ursprung der Dinge, sowohl der Werke von Menschenhänden, als auch der Naturgegenstände, zu unterrichten, und hatte in Büchern oder durch andere Kinder das Wort: Gott, kennen gelernt, aber noch keine bestimmte Vorstellung davon. Howe nämlich, der sie auch nur durch Beispiele in der Moral unterrichtet, hat es allen Hausgenossen zur Pflicht gemacht, nichts, was auf Religion Bezug hat, gegen sie zu äußern, indem er erst ihre weitere Reife abwarten will, um dann mit wahrhaftem Erfolge für ihre religiöse Bildung wirken zu können; vorläufig begnügt er sich, ihr durch Kenntnisse von der Anziehung des Magnets, vom Wachsthume der Pflanzen u. s. w. einen Begriff von immateriellen Kräften beizubringen [294]. Und auf solche Weise kann denn die geistige Bildung des blinden Taubstummen endlich auch ihren Schlußstein erhalten.

Lebensbahnen.

Lebensbahnen.

V o r w o r t.

Bevor wir zu Gegenständen übergehen, welche die Mannichfaltigkeit der Richtungen des Menschenlebens betreffen und somit eine unmittelbar praktische Beziehung haben, gedenken wir der Aufgabe und Methode des bisher Verhandelten.

Wir beabsichtigten bei unsern „Blicken ins Leben," uns die Stellung des Menschen in der Welt, wie sie den Bestimmungen der Natur gemäß, also auch durch naturwissenschaftliche Untersuchungen zu erkennen ist, anschaulich zu machen; wir wollten uns sein Verhältniß zu den Erscheinungen und zu deren ewigem Grunde vergegenwärtigen, wie es sich, vom physiologischen Standpuncte aus betrachtet, uns darstellt.

Der Ausgangspunct und die Grundlage des ganzen Unternehmens war demnach die Erfahrung; die Erfahrung, die nichts Thatsächliches ausschließt, vielmehr außer dem durch die Sinne Erkannten auch das im Bewußtsein Wahrgenommene in sich begreift. Die empirischen Thatsachen mußten aber zusammengestellt, verglichen und unter gemeinsame Gesichtspuncte gebracht werden, damit

als unmittelbare Ergebnisse derselben umfassende Ansichten gewonnen würden. Wenn nun überhaupt eine Betrachtungsweise, welche darauf ausgeht, den Zusammenhang der Dinge und den Grund der Erscheinungen zu erkennen, philosophisch genannt, und die Freiheit der Untersuchung zu den charakteristischen Merkmalen des philosophischen Denkens gezählt wird, so könnten auch unsere Betrachtungen als philosophisch bezeichnet werden. Aber für philosophisch im strengern Sinne des Wortes gaben sie sich nicht aus. Da die persönliche Besonderheit bei keinem Unternehmen ungestraft außer Acht gelassen wird, so versuchten wir nicht, uns auf den Höhen einer aus reiner Vernunftanschauung hervorgegangenen Speculation zu bewegen, sondern hielten uns auf dem für uns sicherern Wege der Reflexion, die jedoch auch bis zu den letzten Gründen herauf zu klimmen strebt. Es lag auch jedem Leser klar vor Augen, daß der Führer bei diesen Betrachtungen kein Dialektiker war, der in kunstgerechten Formen des Systems zu Eingeweihten sprach, sondern ein Naturalist, der das, was sich aus dem gesammelten Erfahrungs-Stoffe in seinem Geiste gestaltet hat, in schlichter Muttersprache mittheilt.

Was nun den Gang der Darstellung betrifft, so legten wir die aus erfahrungsmäßiger Auffassung der gesammten Erscheinungen des leiblichen Lebens sich ergebenden allgemeinen Merkmale desselben zu Grunde, denen zufolge es überall durch den Gedanken bestimmt wird, und eben nichts Anderes als dessen materielle Verwirklichung ist (Bd. I. S. 1—27). Nun fanden wir dieselben Merkmale, nur nach höherem Maaßstabe und unbegränzt, in den großen Verhältnissen der Natur wieder, deren geistiger Grund, wie sie selbst nur als unendlich gedacht werden kann (ebd. S. 28—37), und erkannten somit das organische Leben für die innerhalb besonderer Schranken sich wieder-

holende Form des Daseins der Welt als eines Ganzen (ebd. S. 38—52). Ist hiernach das Lebensprincip ein Abbild der als schöpferisch sich bethätigenden Weltkraft, so schlossen wir daraus, daß die Seele das über das leibliche Bilden hinausgehende, zu selbsteigenem Dasein gesteigerte Lebensprincip, und der Widerschein des unendlichen Grundes der Welt, nicht als eines äußerlich Wirkenden, sondern als des Seienden selbst ist (ebd. S. 53—76).

Nachdem auf diese Weise eine Grundansicht vom Ursprunge der Seele und ihren Verhältnissen im Allgemeinen gewonnen war, kam es darauf an, ihre Naturgeschichte weiter zu verfolgen, und eine Uebersicht ihrer Thätigkeiten nach den Stufen ihrer Entwickelung, so wie mit Hinweisung auf die in ihrem Begriffe übereinstimmenden Erscheinungen des organischen und des Weltlebens zu geben. Zuerst wurden auf solche Weise die allgemeinsten Richtungen der Seelenthätigkeit, die Formen des Innewerdens, Gefühl und Erkenntniß (ebd. S. 79—164), und des Aeußerns, Instinct und Wille (ebd. S. 169—253) betrachtet. Darauf mußten die besondern Richtungen, und zwar zunächst und in der Folge der Thierreihe die Beziehungen zur Selbsterhaltung (Bd. II. S. 3—58), und die Artungen des Selbstgefühls (ebd. S. 61—167) übersichtlich dargestellt werden; dann das Selbstbewußtsein als Eigenthümlichkeit der Menschenseele, in welcher das, was im leiblichen Leben symbolisch ausgedrückt und in der Thierseele als Rudiment erschienen war, zu wirklicher Entwickelung gediehen ist (ebd. S. 171—211). Dies führte zur Betrachtung der Persönlichkeit, nach ihren Bestimmungsgründen und nach ihrer Aussicht auf Vollendung (ebd. S. 215—300). So waren wir zu einem Standpuncte gelangt, von wo aus wir die Gesammtheit des Daseins als ein Einiges, die mannichfaltigen Formen als Entwickelungs-

stufen, unser geistiges Wesen aber im Zusammenhange mit der Natur und ihrem ewigen Grunde überschauen. Um endlich wesentliche Puncte dieses Verhältnisses durch Beispiele ungewöhnlicher Lagen anschaulicher zu machen, sammelten wir die Erfahrungen über das Seelenleben bei Unvollständigkeit der Sinne, in welchen es sich zeigt, wie der Menschengeist, als aus dem Lebensprincipe hervorgegangen, in der Außenwelt das ergänzende Glied seines Daseins und die Bedingung seiner Entwickelung findet, als der vollkommenste Widerschein des göttlichen Wesens auf Erden aber auch bei größter Beschränktheit des Verkehrs mit dem Aeußern sich in selbsteigener Kraft der Erkenntniß und der Sittlichkeit zu bewähren vermag (Bd. III. S. 3—102).

Hiermit ist nun der Anknüpfungspunct für Beleuchtung specieller Gegenstände gegeben. Es scheint nämlich nicht unpassend, den Kreis dieser Darstellungen mit Erörterungen, welche eine praktische Beziehung haben, zu schließen, indem wir besondere Bahnen menschlichen Seins und Wirkens nach den bisher entwickelten Ansichten ins Auge fassen, und mannichfaltige Sinnesarten und Lebensverhältnisse überblicken.

Menschliche Angelegenheiten vom naturwissenschaftlichen Standpuncte aus zu betrachten, kann nicht als ein Eingriff in ein fremdes Gebiet angesehen werden. Da die Natur der Inbegriff der Wirklichkeit und das Offenbarwerden des göttlichen Seins ist, so hat die Naturwissenschaft das Dasein in seiner ganzen Fülle, nach seinen Erscheinungen, seinen Gesetzen und seiner Wesenheit zu fassen; sie ist die gemeinsame Wurzel alles andern Wissens, und überläßt blos das Unding, als Gegenstand beliebiger Behandlung, solchen Disciplinen, die sich nicht auf sie stützen, noch auch mit ihr befreunden wollen. Wenn

sie das, was wir treiben und verlangen, nicht begründet und billigt, so steht es in der That entweder um uns oder um den Zustand unserer Naturwissenschaft schlecht. Freilich ist diese in ihren einzelnen Zweigen nicht befähigt, den Leitstern für Beurtheilung menschlicher Lebensbahnen abzugeben. Aber es giebt eine Wissenschaft des Lebens, die hierzu berufen ist; unbewußt hat man ihr den rechten Namen: Physiologie, d. h. Naturwissenschaft schlechthin, beigelegt, denn das ist sie in der That, indem sie die verschiedenen Lehren von den Körpern und Kräften, insofern sie einzelne Momente für die Erkenntniß des organischen und des allgemeinen Weltlebens darbieten, in sich aufnimmt und unter einem umfassenden Gesichtspuncte vereint. Sie hat die Natur des Menschen zum Gegenstande, also den ganzen, ungetheilten Menschen, sein einiges, leiblich geistiges Leben; den Menschen, als die kleine Welt, die, als höchste Erscheinung der irdischen Schöpfung, deren Gesammtinhalt nach verjüngtem Maaßstabe in sich begreift, und somit das Wirken der schaffenden Kraft am deutlichsten erkennen läßt. Ja, wenn die Physiologie ihre wahre Aufgabe einst verstehen lernt, so wird sie der ganzen Naturwissenschaft den Schlußstein geben, und dann werden auch alle auf irgend ein Feld menschlicher Wirksamkeit bezügliche Wissenschaften ihren Grundstein von ihr zu entlehnen haben.

Die hier folgenden Aufsätze werden keine neuen Endresultate liefern. Der Werth oder Unwerth der verschiedenen Lebensbahnen ist längst ins Klare gesetzt, oder eigentlich nie dunkel gewesen; aber die alte Wahrheit will immer wiederholt, fester begründet und gegen den Irrthum vertheidigt werden. Die Eigenthümlichkeit dieser Blätter wird nur darin bestehen, daß das Anerkannte hier im Zusammenhange mit naturwissenschaftlichen Ansichten dargestellt wird.

Uebrigens können auch hier keine erschöpfenden Erörterungen erwartet werden, da dergleichen mit „Blicken ins Leben“ nicht versprochen sind. Auch besteht ja die Gründlichkeit weniger in breiter Ausführlichkeit, als vielmehr in Darlegung des innern Zusammenhanges.

Die rechte Mitte.

„Medium tenuere beati heißt nach zeitgemäßer Intrepretation: die Seligen hielten die Mitte, oder vielmehr: sie hielten etwas auf die Mitte; — die Seligen, d. h. die Verblichenen, überhaupt also die, welche nicht der Gegenwart angehören. Ganz recht! Wer nicht begreift, daß man beim Anlangen auf der Mitte eines Gebietes erst den halben Weg zurückgelegt hat, der hat keinen Theil am Bewußtsein des Zeitalters, der ist ein todter Mann. Zeigt es sich ja doch überall, daß die Mitte nur etwas Halbes ist! Zwischen Gesundheit und Krankheit liegt die Kränklichkeit mitten inne, und diese ist doch offenbar nichts Rechtes; ja statt ihrer wählen wir muthig lieber die Krankheit, die doch Charakter hat, einen bestimmten Verlauf nimmt, und, sei es nun mit Genesung oder mit Tod, doch ein Ende erreicht, während die Kränklichkeit, die uns allen Genuß des Lebens verkümmert und unsre freie Wirksamkeit auf jedem Schritte hemmt, endlos sich hinziehen kann. Wie also hier die Mitte schlimmer ist als die beiden entgegengesetzten Zustände, so ist sie es auch zwischen Gutem und Bösem. Wie verächtlich ist nicht die bleiche Halbheit, die das Gute gern möchte, aber nicht die Kraft hat es auszuführen; die nach dem

Rechte wohl Verlangen trägt, aber vor der Forderung desselben zurückbebt! Nein, wir müssen uns für die Entschiedenen erklären im Kampfe für das Gute und Rechte, und achten die dreisten Gegner, bei denen man doch weiß, wie man mit ihnen daran ist, höher als jene Halbmänner: ein Marat ist uns lieber als ein Casimir Périer. Und welchen Abscheu verdient nun nicht gar jene unselige Mitte von Wahrem und Falschem, wo man zu zaghaft ist, die Wahrheit in ihrer ganzen Nacktheit darzustellen, und, um die Schwachen zu schonen, noch einige Hüllen an ihr läßt, mit welchen Vorurtheil und Aberglauben sie verunstaltend bekleidet haben. Also fort mit der Mitte! Ihre Vertheidiger sind die abgelebten Ueberreste einer untergegangenen Zeit. Das Losungswort der Gegenwart kann nur das Extrem sein. Der Zustand der Wissenschaft stimmt damit überein. Denn bekanntlich ist die Philosophie in unsrem Zeitalter auf ihren höchst möglichen Gipfel gediehen; wir wissen zwar nicht genau, ob sie bereits durch Hegel, oder erst neuerlich durch Schelling vollendet worden ist, wiewohl nach den neuesten Nachrichten Letzterer sie wirklich zu Ende gebracht haben soll: aber so viel steht fest, sie hat ihre äußerste Grenze erreicht, und — Ruge hat es gesagt — die Wissenschaft selbst ist extrem, denn zu ihr kommt man zuletzt."

So ungefähr würden wir sprechen, wollten wir uns die Anerkennung verschaffen, daß auch wir auf der Höhe des Zeitalters stehen. Ja, wir dürften darauf rechnen, daß selbst diejenigen, welche nur mit Grausen von unten her zu dieser schwindelnden Höhe hinauf blicken, mit uns zufrieden sein würden; denn, im Allgemeinen und zwar aus triftigen Gründen damit einverstanden, daß die sogenannte rechte Mitte nichts taugt, würden sie es dankbar annehmen, daß wir ihnen in unsern Worten neue und für Jedermann einleuchtende Beweise geliefert haben, wie gefährlich für ihre Zwecke jenes Emporstreben sei. Wir wollen indeß die Gunst ganz unbeachtet lassen, uns vielmehr nur der Sache zuwenden, und zunächst, wie trivial auch dies erscheinen mag, uns an den Wortbegriff halten, dann aber die angeführten Beispiele von der Verwerflichkeit der Mitte

beleuchten, um endlich zu allgemeinen Resultaten über unsern Gegenstand zu gelangen.

Die Mitte bezeichnet ursprünglich ein räumliches Verhältniß, und wir können sie für nichts Andres erklären, als für denjenigen Punct an einem Körper, der von dessen beiden Enden oder entgegengesetzten Gränzflächen gleich weit entfernt ist. Sie drückt also die gleichmäßige Beziehung zu den in geradem Gegensatze zu einander stehenden Theilen aus: denn die beiden Enden oder Gränzflächen sind sich im Durchmesser entgegen gesetzt, und den einander gerade gegenüber liegenden Weltgegenden zugewendet. Vermöge der gleichmäßigen Beziehung aber muß der ganze Körper in diesen Richtungen zwei Hälften bilden, die, vorausgesetzt, daß die Vertheilung der Masse dem Umfange entspricht, einander das Gleichgewicht halten, sobald die Mitte auf einem festen Stützpuncte ruht.

Hieraus folgt denn, daß wir bei Dingen, die nicht räumlicher Natur sind, die Mitte nur in Dem zu suchen haben, was directe, einander geradezu ausschließende Gegensätze vereint und von beiden sich gleich fern hält, so daß es, dem Uebergewichte jeder einzelnen Kraft wehrend, sie nicht aufhebt, sondern beide in Einklang bringt, und nur die Gesammtwirkung hervortreten läßt. So ist schon an dem im Gleichgewichte ruhenden Körper die Schwere beider Hälften nicht unwirksam, sondern nur in der Mitte concentrirt; und noch viel weniger werden im Leben, welches der Passivität völlig fremd und durchaus Thätigkeit ist, die Gegensätze zur Nullität ausgeglichen, vielmehr von der Mitte beherrscht, temperirt und im gehörigen Maaße erhalten, so daß eine harmonische Wirksamkeit zu Stande kommt.

Im weitern Sinne des Wortes wird zwar Alles ohne Unterschied ein Mittleres genannt, was da nur zwischen irgend zweien liegt; wir werden aber nach dem aufgestellten Begriffe diese weitere und ungenauere Bedeutung von der eigentlichen und bestimmtern wohl unterscheiden.

1. Zuvörderst ist es klar, daß eine quantitative Verschiedenheit überhaupt keinen wirklichen Gegensatz bildet: jede Zahl ist eine mittlere zwischen einer in der Reihe an irgend

einer Stelle ihr vorangehenden und einer auf sie folgenden, aber nicht die eigentliche Mitte, da diese abweichenden Zahlen nur durch ein Mehr oder Weniger sich unterscheiden, ohne einander als Gegentheil gegenüber zu stehen; wer also bei einem Streite über zwei Zahlen sich für die dazwischen liegende erklärt, hat allerdings eine mittlere, aber darum noch nicht die rechte getroffen. Nur für einen bestimmten Gegenstand lassen sich extreme Verhältnisse der Quantität denken, wo das dazwischen liegende das der Natur des Gegenstandes entsprechende Maaß seiner Eigenschaften ausdrückt, wie etwa der Gang des Menschen in Hinsicht auf Schnelligkeit weder dem Fluge des Vogels, noch dem Kriechen des Wurmes gleich kommt.

2. Ferner ist die bloße Verneinung kein entschiedener Gegensatz gegen das Wirkliche, da sie dieses blos aufhebt, ohne ein Anderes an seine Stelle zu setzen. Daher liegt denn auch zwischen ihnen keine wahre Mitte, sondern nur eine Unvollkommenheit, die nicht selten schlimmer ist als der völlige Mangel, wie denn z. B. der Halbblinde dem Irrthume mehr unterworfen und in seiner Erkenntniß mehr gehindert zu sein pflegt als der Stockblinde.

3. So stehen endlich auch die Grade der Vollkommenheit einander nicht als Widersprüche gegenüber. Hier kommen wir auf die oben angeführten Beispiele der Gesundheit, Sittlichkeit und Erkenntniß, in welchen die Mitte sich als eine Halbheit erweisen soll, während sie in der That nur zwischen den entgegengesetzten Abnormitäten, Fehlern und Irrthümern enthalten ist, nicht als zur Hälfte aus diesem, zur andern Hälfte aus jenem Extreme zusammengesetzt, sondern als über ihnen stehend und ihre Einseitigkeit aufhebend.

Was fürs Erste Gesundheit und Krankheit betrifft, so scheinen sie dem Begriffe nach allerdings einander ausschließende Gegensätze zu sein; allein bei genauerer Untersuchung zeigt es sich, daß sie in der Wirklichkeit nur beziehungsweise von einander verschieden sind.

Die Gesundheit ist derjenige Zustand des Lebens, in welchem dasselbe seinem Begriffe entspricht, und äußert sich dem-

nach durch freie Selbstthätigkeit und Selbsterhaltung. Diese Prädicate kommen aber in vollem Maaße nur dem Weltganzen zu; dieses allein trägt den Grund seiner Thätigkeit vollständig in sich, und hat nichts außer sich, wovon es bestimmt würde; eben so erhält es sich durch die ihm inwohnenden Kräfte in alle Ewigkeit, bei stetem Wechsel der Formen im Einzelnen. Das organische Leben, als Abbild dieses allgemeinen Lebens (Bd. I. S. 38 fgg.), trägt dessen Charakter an sich, aber nur innerhalb gewisser Schranken, nicht unbedingt, sondern nur vergleichungsweise gegen das unorganische Dasein: es bedarf äußerer Einwirkungen, und ist nur unter dieser Voraussetzung selbstthätig; es behauptet sich durch Thätigkeit, hat aber nur ein bestimmtes Maaß von Widerstandskraft gegen feindselige Einwirkungen, und eine bestimmte Grenze seiner Dauer. Somit kann denn schon der allgemeine Begriff des Lebens seinem ganzen Umfange nach in organischen Wesen überhaupt nie verwirklicht werden, eine unbedingte Gesundheit also im Endlichen nirgends sich finden.

Jede Gattung ist eine besondere Artung des organischen Daseins, und kann also dessen allgemeinen Begriff nicht erschöpfen; jeder liegt ein specieller Begriff zum Grunde, und ist eine demselben entsprechende, eigenthümliche Lebensform zugetheilt (Bd. I. S. 48 fgg.), deren Verwirklichung bei ihr die Gesundheit begründet, bei einer andern Gattung aber, als mit deren Begriffe im Widerstreite stehend, krankhaft wird. So giebt es keine menschliche Mißbildung, die nicht bei irgend einer Thiergattung als gesetzliche Gestaltung aufträte, und Verhältnisse der Lebensthätigkeit, welche, wenn sie bei dem Menschen vorkommen, das Leben stören, gehören bei gewissen Thieren wesentlich zum Leben, so daß von diesem Gesichtspuncte aus jeder unsrer krankhaften Zustände als ein Stehenbleiben auf einer niedern Stufe des organischen Lebens oder als ein Rückfall in die Thierheit betrachtet werden kann.

Innerhalb einer Gattung endlich besteht die Gesundheit darin, daß die zum Leben gehörigen Momente (Thätigkeiten und Organe) der Norm, d. h. der aus dem Begriffe

der Gattung sich ergebenden Regel für das Individuum, gemäß sind. Vollkommen gesund würde demnach ein Mensch nur dann sein, wenn er den Begriff der Menschheit vollständig verwirklichte, und alle derselben zukommenden körperlichen und geistigen Eigenschaften und Kräfte in der möglich höchsten Entwickelung und freiesten Wirksamkeit in sich vereinte. Dies ist aber eine Unmöglichkeit, da alle Individualität darauf beruht, daß der allgemeine Typus in besonderer Form, mithin auf beschränkte Weise ausgeprägt ist, das Individuum also die seiner Gattung zukommenden Eigenschaften nur in einem gewissen Maaße und Verhältnisse besitzt, und dem allgemeinen Begriffe nicht unbedingt, sondern nur innerhalb bestimmter Gränzen entspricht. In der Wirklichkeit kommt demnach nur eine bedingte oder relative Gesundheit vor, die sich auf das Naturell, d. h. auf die von dem Individuum unzertrennliche eigenthümliche Modification der allgemeinen Norm bezieht, und solange besteht, als das Individuum in dem durch sein Naturell bestimmten Maaße und auf die ihm entsprechende Weise der Selbstthätigkeit und Selbsterhaltung fähig ist.

Wie es nun keine absolute Gesundheit geben kann, eben so wenig ist eine absolute Krankheit möglich, d. h. ein Zustand, in welchem das Leben mit seinem Begriffe in völligem Widerspruche stünde. Denn das Leben kann ohne Vernichtung nie sich selbst durchaus entfremdet werden, also seinen wesentlichen Charakter der Selbstthätigkeit und Selbsterhaltung völlig aufgeben, und dieser wird in der Krankheit zwar getrübt, aber nicht getilgt: das Herz schlägt, die Lungen athmen, die Drüsen sondern ab, nur nicht mit gehöriger Leichtigkeit und im nöthigen Einklange. Alles Krankhafte gehört dem Leben an, und ist vom Gesunden nicht an und für sich, sondern nur insofern verschieden, als es in einer Zeit oder einem Maaße, an einem Theile oder einem Individuum vorkommt, wo es nicht im Einklange steht mit dem übrigen Organismus. Einige Beispiele werden hinreichen dies nachzuweisen.

Was zu der einen Zeit normal ist, ist zu einer andern abnorm. Damit der Keim eines neuen Individuums belebt

werde, muß seine Bildungsstätte in einen entzündlichen Zustand gerathen; damit er aus derselben hervortrete, muß sie anschwellen und gleich einem reifen Geschwüre bersten; damit er an der Stelle, welche ihm die zu seiner weitern Entwickelung nöthigen Stoffe darbietet, sich anhefte, müssen durch entzündliche Ausschwitzung Häute und von Gefäßen durchzogene Massen sich bilden, dergleichen bei Entzündungen der Eingeweide entstehen; damit die Geburt möglich werde, müssen Blutungen und heftige Krämpfe eintreten; damit der Neugeborne seine Lebenskraft nicht in Kurzem erschöpfe, muß er in die Bewußtlosigkeit des Schlafes zurückfallen; damit er sich zum freien, selbstständigen Leben entwickle, müssen die Organe, die ihm als Leibesfrucht wesentlich waren, abzehren und verschrumpfen; auch im weitern Verlaufe des Lebens treten ähnliche Erscheinungen zu ihrer Zeit nothwendig ein, wenn die Gesundheit bestehen soll. Also Entzündung, Berstung, Bildung häutiger Massen, Blutung, Krampf, Bewußtlosigkeit, Abzehrung gehören überhaupt zu den Lebenserscheinungen, und sind als solche nicht unbedingt, sondern nur, wenn sie zur Unzeit eintreten, abnorm, zu rechter Zeit hingegen normal. So hat jedes Lebensalter seinen eigenen Typus: eine Uebereilung im Gange der Entwickelung ist nicht minder abnorm, als ein Zurückbleiben auf einer nothwendigen niedern Stufe; Zustände und Erscheinungen, die bei dem Erwachsenen zur Gesundheit gehören, sind beim Kinde krankhaft, und umgekehrt.

Alles Normale wird auch dadurch abnorm, daß es ein gewisses Maaß überschreitet oder es nicht erreicht; die Norm aber ist nicht streng fixirt, sondern hat eine gewisse Breite, die nach beiden Seiten hin in Abnormität ausläuft. Wie die Riesengröße und die Zwerggestalt erst dann zu wirklichen Abnormitäten werden, wenn durch sie die Freiheit und Harmonie der Lebensthätigkeiten beschränkt wird, und wie sie mit dem mittlern Wuchse durch Abstufungen eine fortlaufende Reihe bilden, so geht auch in jeder andern Beziehung die normale und abnorme Quantität allmählig und ohne scharfe Gränzlinien in einander über. Eine bedeutende Vermehrung oder Abnahme

der Blutbildung, der Absonderungen, des Umfanges der Organe, oder irgend einer Eigenschaft an flüssigen oder festen Theilen, ist offenbar krankhaft; aber der Punct, wo das Gesunde aufhört und das Krankhafte beginnt, läßt sich nicht genau festsetzen.

Das Normale wird ferner abnorm, wenn es an einer unrechten Stelle geschieht. Die krankhafte Verknöcherung weicher Theile ist von der gesunden Knochenbildung in nichts Andrem verschieden, als daß sie eben in Theilen vor sich geht, die ihrer Bestimmung nach weich bleiben sollten; eine Ablagerung von sandartigen Concrementen ist an der Zirbel normal, an andern Stellen abnorm; der Gallenstoff, der, aus dem Blute in der Leber ausgeschieden und in den Darmcanal geführt, durch Einwirkung auf die Verdauung die Gesundheit erhält, stört dieselbe, wenn er statt dessen im Blute und Gewebe anderer Organe angehäuft ist; die Luft, die in den Lungen zu Unterhaltung des Lebens unentbehrlich ist, tödet, wenn sie im Herzen vorkommt.

Dasselbe Verhältniß der Lebensthätigkeiten endlich, welches bei dem einen Individuum mit dessen Naturell übereinstimmt, und einen wesentlichen Theil seiner Gesundheit ausmacht, ist, wenn es bei einer andern Individualität sich einstellt, krankhaft. Der Phlegmatiker z. B. ist in seiner Art eben so gesund wie der Sanguiniker, und es ist ein krankhafter Zustand, wenn die Zahl der Pulsschläge, die Temperatur der Haut, die Lebhaftigkeit des Auges, die Empfänglichkeit für Eindrücke, die Zeitfolge der Vorstellungen, die Schnelligkeit der Bewegungen bei dem einen Temperamente so wird, wie sie bei dem andern zur Gesundheit gehört. Auf gleiche Weise werden die Verhältnisse, die dem einen Geschlechte wesentlich zukommen, bei dem andern abnorm; und eine Lebensweise, die dem einen Individuum durch Gewohnheit nothwendig geworden ist, wird für das andre verderblich.

Zwischen Gesundheit und Krankheit findet jedoch nicht allein den Erscheinungen, sondern auch den Wirkungen nach ein blos relativer Unterschied Statt. Hier zeigt sich nämlich die Krankheit überhaupt als eine Beschränkung des Lebens:

einzelne Aeußerungen der Selbstthätigkeit können nicht in gehöriger Leichtigkeit oder Vollkommenheit vor sich gehen, sind gestört oder gänzlich gehemmt; auch die Selbsterhaltung wird angegriffen und der Tod herbeigeführt. Aber trägt denn nicht das Leben überall, wo es zur Erscheinung kommt, das Gepräge der Beschränktheit? Es wechselt immerfort seine Richtungen, und verwirklicht in jedem Momente nur einen Theil seines Begriffs: Denkkraft, Bewegungskraft, Bildungskraft können nicht gleichzeitig mit der ihnen möglichen Energie sich äußern, sondern während die eine ihre volle Wirksamkeit entwickelt, müssen die andern zurücktreten, und nach aller Thätigkeit folgt nothwendig eine Periode der Ruhe. Anders ist es aber im Grunde auch nicht in der Krankheit, wiewohl die Beschränkung einen höhern Grad erreicht; denn nie liegen alle Lebensthätigkeiten ganz gleichförmig darnieder: während die eine gehemmt ist, dauern die übrigen fort, und während einige geschwächt oder verlangsamt sind, gehen andre mit gesteigerter Kraft oder Schnelligkeit vor sich. Und wie das Leben nie vollständig, sondern immer nur theilweise sich bethätigt, so ist es auch in der Zeitdauer beschränkt: es erlischt zu seiner Zeit unausbleiblich, und der Tod ist der Gesundheit nicht fremd. Die Eigenthümlichkeit der Krankheit besteht also nicht darin, daß sie tödet, sondern daß sie früher tödet, als sonst der Fall sein würde; mithin läuft auch hier der Unterschied nur auf ein Mehr oder Weniger hinaus.

Wenn nun individuelle Gesundheit und Krankheit keine einander ausschließende Gegensätze bilden, so ist die zwischen ihnen liegende Kränklichkeit zwar etwas Mittleres, aber nicht die rechte Mitte. Letztre wird folglich wo anders zu suchen sein.

Alle endliche Thätigkeit tritt nicht eigenmächtig hervor, sondern wird durch Gegensätze bedingt, und um selbstthätig sein zu können, schließt der Organismus nothwendig dergleichen in sich, die einander gegenseitig anregen und dadurch die ununterbrochene Folge der Lebensthätigkeiten hervorbringen (Bd. I. S. 23). Positiv und negativ elektrische Stoffe stehen einander in steter Wirksamkeit gegenüber; die Thätigkeit von Gehirn und

Nervenperipherie, von Herz und Haargefäßen bedingen einander gegenseitig; das Blut erhält durch Anregung den Nerven, und der Nerve das Blut lebendig; die Ausscheidung führt eine neue Aufnahme, und diese eine neue Ausscheidung herbei; die Aufnahme kohlenstoffiger Nahrung ruft die Aufnahme sauerstoffiger Luft, und diese wiederum jene hervor u. s. w. Nun besteht für jede Gattung eine normale Proportion dieser Gegensätze, die aber nicht auf ein strenges und unwandelbares Zahlenverhältniß beschränkt ist, vielmehr eine gewisse Breite hat und der Mannichfaltigkeit einigen Spielraum gestattet, so daß das Leben des Individuums sowohl in dessen Naturell begründete, als auch von andern Umständen abhängige Modificationen der allgemeinen Norm verträgt. Wenn diese Modification ein gewisses Maaß überschreitet, wo sie mit dem freien Bestehen des Lebens unvereinbar wird, wenn also die Gegensätze nicht mehr in dem eine harmonische Lebensthätigkeit bewirkenden Verhältnisse einander anregen, sondern einer übermächtig ist oder darnieder liegt, so entsteht Krankheit. So ist denn jede Abnormität eine mit dem freien Vonstattengehen des Lebens unverträgliche Abweichung von der Norm nach der einen Seite hin, und hat ihr Gegentheil in einer andern Abnormität, welche eine Verirrung in der entgegengesetzten Richtung ist. Die bildende Thätigkeit ist entweder zu üppig oder zu dürftig, in der einen Form oder in dem einen Organe zu stark oder zu schwach; es findet Vollblütigkeit oder Blutleere Statt; das Blut ist an Sauerstoff oder Kohlenstoff, an Festem oder Flüssigem, an Salzen oder Protein, an Faserstoff oder Eiweißstoff zu reich oder zu arm; der übergroßen Empfindlichkeit steht Fühllosigkeit, der Schlaflosigkeit Schlafsucht, der krampfhaften Zusammenziehung lähmungsartige Erschlaffung gegenüber. Also nur in den krankhaften Abweichungen vom Normalzustande kommen Gegensätze vor, die einander völlig ausschließen, und nur zwischen ihnen kann die wahrhafte Mitte liegen. Diese wird demnach in einem Zustande zu suchen sein, wo die verschiedenen zum Leben gehörigen Gegensätze in dem Maaße wirksam sind, daß sie einander zu einem harmonischen Wechselspiele anregen. Ein solcher

Zustand ist aber eben kein andrer als Gesundheit, und da diese, als die volle Uebereinstimmung mit der aus dem Begriffe der Menschheit hervorgehenden Norm, im Individuum nie ihrem ganzen Umfange nach verwirklicht wird, so ist auch die wahre Mitte für unsern Lebenszustand ein Ideal, nur innerhalb der Schranken unseres Naturells erreichbar.

Als zweites Beispiel, welches für die Verwerflichkeit des Mittelweges angeführt wird, dient der Gegensatz von Gutem und Bösem. Hiermit verhält es sich aber nicht anders, als mit dem von Gesundheit und Krankheit.

Um mit dem Sinnlichen zu beginnen, so haben wir zu bedenken, daß es in der Außenwelt überhaupt nichts giebt, was schlechthin und unter allen Umständen ein Uebel oder für immer eine Wohlthat wäre, sondern daß Dasselbe bald das Eine, bald das Andre wird, je nachdem die Verhältnisse verschieden sind (Bd. II. S. 201). Nur da, wo eine Naturkraft im Extreme hervortritt, nicht gezügelt durch ihren Gegensatz, wirkt sie verderblich. Während jetzt oder hier Hitze oder Kälte, Ueberschwemmung oder Dürre feindselig herrscht, beweiset sich zu andrer Zeit oder an andrem Orte ein Mittelmaaß der Temperatur und der Feuchtigkeit für alles Leben wohlthuend; der Blitz, der hier zündet, verbreitet dort Fruchtbarkeit; derselbe stete Verbrennungsproceß im Innern unsres Planeten, welcher Erdbeben und vulcanische Ausbrüche verursacht, erwärmt auch den Erdboden, giebt der Atmosphäre die zur Ernährung der Pflanzen nöthige Kohlensäure, und treibt heilsame Quellen hervor. Nur eine schiefe Ansicht der Natur hat von einem eigenen bösen Principe oder von der Erschaffung eines besondern Uebels gefabelt, und somit das wegen seiner Widersinnigkeit unauflösliche Problem erfunden, wie die schöpferische ewige Vernunft in solchen Widerstreit mit sich selbst hat gerathen können. Die Natur ist kein todter Mechanismus mit einförmigem Gange der Räder, sondern ein lebendiges Ganzes mannichfaltiger Kräfte, deren rege Wirksamkeit, in immer neuen Verhältnissen zusammentreffend und vielfach sich kreuzend, mit stetem Wechsel der Erscheinungen auch theilweise Störungen des Gleichgewichtes

und für einzelne Verhältnisse Disharmonieen herbeiführt, die aber nie in Beziehung auf das Ganze eintreten, da sie hier einander sich ausgleichen und in Harmonie sich auflösen.

So ist nun auch, was das Reich der Sittlichkeit anlangt, das unbedingt Gute und Böse nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit vorhanden. In des Menschen Seele entwickelt sich nichts, wozu nicht der Keim ursprünglich in ihr enthalten wäre. Die verschiednen natürlichen Triebfedern menschlichen Handelns sind die gemeinsame Wurzel des Guten wie des Bösen. Werden sie durch die Herrschaft der Vernunft unter einander in Einklang gebracht, wird also jeder das ihr gebührende Recht eingeräumt und die nöthige Schranke gezogen, so geht die Sittlichkeit daraus hervor; denn die Vernunft ist eben das Umfassende, die alle Einzelheiten in sich begreifende Einheit. Das sittliche Uebel hingegen beruht auf Disharmonie, auf der Uebermacht einzelner Richtungen und der Zurückdrängung andrer; es ist ein Auswuchs, der von der gesunden Triebkraft ausgeht, aber zu einer mit der Gesammtheit nicht übereinstimmenden Mißgestalt emporwuchert: die Völlerei wurzelt im Nahrungstriebe, die Habsucht im Streben nach Selbstständigkeit, die Rachsucht im Sinne für Gerechtigkeit, und so giebt es auch kein Verbrechen, dessen Ursprung nicht von naturgemäßen Gefühlen und von an sich löblichen Bestrebungen abzuleiten wäre.

Da der Mensch weder reines Vernunftwesen, noch auch durchaus sinnlicher Natur ist, so ist auch kein Individuum unbedingt gut oder unbedingt böse. Das Gebot der Sittlichkeit ist zu innig mit dem menschlichen Herzen verwachsen, als daß es seine Macht über das Individuum völlig und für immer verlieren könnte: auch bei dem Lasterhaftesten macht es sich noch geltend, entweder in einzelnen Beziehungen, oder in einzelnen Zeitpuncten, so daß z. B. der Räuber die Treue gegen seine Freunde bis zur Selbstaufopferung durchführt, oder jezuweilen Mitleid und Großmuth übt. Eben so wenig ist aber auch der Mensch bei allem Ringen nach Vollkommenheit im Stande, sich von jeder, selbst der kleinsten, Schwäche los zu machen, und zu jeder Zeit durchaus fehlerfrei zu bleiben. Ver-

möge seiner Individualität ist ihm ein eigenes Verhältniß von Anlagen und Neigungen, so wie ein eigenes Maaß von Willenskraft gegeben, und durch die Gunst oder Ungunst der Umstände weiter entwickelt worden; mit dem vom Leben unzertrennlichen Wechsel ändert sich auch seine Stimmung, mit ihr aber zugleich seine Empfänglichkeit für die äußern Eindrücke, die Richtung seiner Neigungen, und seine Herrschaft über dieselben.

Gutes und Böses stehen also in der Wirklichkeit nicht wie im Begriffe einander so gegenüber, daß Eines das Andre schlechthin ausschlösse, und darum ist zwischen ihnen auch nicht die wahre Mitte zu suchen. Die Mischung von Beiden, wo das Eine oder das Andre in dieser oder jener Beziehung, jetzt oder sonst das Uebergewicht hat, ist vielmehr die mittlere Halbheit, welche das Erbtheil der Individualität und ihrer Beschränktheit ausmacht.

Die sittliche Freiheit wird bedingt durch die Möglichkeit, entgegengesetzte Richtungen einzuschlagen, und besteht darin, daß ein Motiv der Vernunft die Wahl zwischen beiden bestimmt. Hat nun eine Richtung an und für sich das Uebergewicht, vermöge dessen sie sich ohne Weiteres geltend macht, so wird eine solche Wahl unmöglich, und es tritt Unfreiheit in Form eines sittlichen Gebrechens ein. Jedes solches Gebrechen muß nothwendig sein Widerspiel in einem andern finden, welches auf dem Vorherrschen der gerade entgegengesetzten Richtung beruht; die Freiheit aber besteht darin, daß die Vernunft beide nach ihrem wahren Werthe, nach ihrer Bedeutung für das Gesammtleben erkennt und darnach entscheidet. Das sittlich Gute ist demnach nicht das wirkliche Gegentheil eines Gebrechens, sondern die Mitte zwischen zwei einander entgegengesetzten Gebrechen. So stehen z. B. nur Feigheit und Tollkühnheit einander im Durchmesser gegenüber, und keine bildet einen durchgreifenden Gegensatz zu dem in der Mitte liegenden Muthe; denn wo die Vernunft es gebietet, vermeidet der Muthige die Gefahr, gleich dem Feigen, oder sucht den Kampf mit der Uebermacht, wie der Tollkühne. Die Grausamkeit ist nicht das Widerspiel der Gerechtigkeit, sondern der Weichherzigkeit, und zwischen

beiden Uebeln steht die Gerechtigkeit, die in ihrer Strenge den Schein der Grausamkeit, und in ihrer Billigkeit den der Weichherzigkeit annimmt, und doch keines von beiden, sondern ein höheres ist. Auf gleiche Weise steht zwischen dem Hochmuthe und der Demuth die Selbstachtung, zwischen der Halsstarrigkeit und der Wankelmüthigkeit die Charakterstärke, zwischen der Kargheit und der Vergeudung die Wirthlichkeit, u. s. w. Die rechte Mitte auf dem Gebiete der Sittlichkeit ist also überall das Ideal des Guten.

Blicken wir endlich auf das Feld der Erkenntniß, welches das dritte Zeugniß gegen die rechte Mitte liefern mußte, so treten da zwar dem Begriffe nach Wahrheit und Irrthum, Wissen und Nichtwissen als strenge Gegensätze auf; in der Wirklichkeit jedoch finden wir sie keinesweges so geschieden.

Zuvörderst ist ein umfassendes, vollendetes Wissen zu erreichen der Menschheit überhaupt nicht möglich. Denn in Hinsicht auf Umfang ist es nach Zeit und Raum beschränkt: die Ereignisse der frühesten Vorzeit, die Zustände vor und bei Bildung der Erde, die Entstehung des Menschen u. s. w. bleiben so dunkel wie die Zukunft, und über den Kern unseres Planeten sind, wie über die nähere Beschaffenheit anderer Weltkörper, blos Vermuthungen möglich. Aber eben so beschränkt, wie der Umfang, ist auch die Tiefe des menschlichen Wissens: haben wir auch eine Ansicht vom Wesen einer Erscheinung aufgefaßt, so bleibt doch die Kenntniß von der Art und Weise ihres Vonstattengehens mangelhaft; wie der Verkehr von Ideellem und Materiellem zu Stande gebracht wird, wie z. B. die Nervenfäden Vorstellungen hervorrufen und vom Willen erreicht werden, liegt außer den Gränzen unserer Erkenntniß.

Und wo finden wir ein Individuum, welches nie und in keinem Puncte geirrt hätte? — Jedes Zeitalter ist geneigt, die Stufe, auf welche die Wissenschaft in demselben gediehen ist, für den Gipfel der Vollendung zu halten. Richtet man aber, um von den zu nahe stehenden Lichterscheinungen nicht geblendet zu werden, seinen Blick auf die frühern Lehren, die zu ihrer Zeit ebenfalls für das Höchste gegolten hatten, so überzeugt

man sich, daß auch die Schöpfungen der erhabensten Geister noch etwas zu wünschen übrig ließen: ein noch so hoch gepriesenes System zeigte hin und wieder Lücken, und gab zu einem neuen Systeme Anlaß, welches diese Lücken ausfüllte, dafür aber wieder in anderer Hinsicht dergleichen ebenfalls hatte, so daß die Wissenschaft bei allem Fortschreiten durch den Wechsel entgegengesetzter Standpuncte einen schwankenden Gang nahm. Was aber die Geschichte der Wissenschaft von zwei Jahrtausenden lehrt, gilt noch für unsre Tage. In die richtigste Gedankenreihe mischt sich oft etwas Irriges, indem vermöge des individuellen Standpunctes etwas Wesentliches übersehen wird. Bald wird das, was im Allgemeinen wahr ist, auf Einzelheiten angewendet, wo es unwahr ist, da die für verschiedene Sphären gültigen Naturgesetze einander durchkreuzen, so daß keines in allen Fällen nach seiner ganzen Reinheit sich verwirklicht, oder, mit andern Worten, da keine Regel ohne Ausnahme ist; bald wieder wird das, was nur vom Einzelnen gilt, auf das Ganze, welches der Blick nicht zu umfassen vermag, übergetragen, wo es ungültig ist. Auf der andern Seite ist auch kein Irrthum aller Wahrheit baar; es giebt keine noch so abentheuerliche und widersinnige Lehre, der nicht irgend etwas Wahres entweder als Grundlage diente, oder doch beigemischt wäre, und ihr Charakter besteht eben nur darin, daß sie einseitig ist, so daß eine gerade entgegengesetzte Auffassung ihr gegenüber steht. Die rechte Mitte aber ist das Ideal der Wahrheit, welche den Gegenstand allseitig, im Ganzen wie im Einzelnen erfaßt.

4. Nun giebt es endlich entgegengesetzte Richtungen, die im Begriffe des Lebens enthalten sind, und deren jede als ein wesentliches Moment desselben ihr eigenes Recht behauptet, so daß sie nach Maaßgabe der Verhältnisse in ihrer Wirksamkeit abwechseln, ohne der Einheit des Charakters Eintrag zu thun, und ein übereinstimmendes Ganzes bilden, ohne sich zu einer hermaphroditischen Nichtigkeit zu indifferenziren. Doch wollen wir dies Verhältniß erst im Folgenden zum besondern Gegenstande machen, um hier einige allgemeine Bemerkungen über die rechte Mitte beizufügen.

Idee und Wirklichkeit sind nicht einander ausschließende Gegensätze; vielmehr ist die Wirklichkeit nie ohne ideelle Grundlage; ja, sie ist nichts Andres, als ein Ideelles in der Form der Beschränktheit. Das Normale, Gute und Wahre ist die ideelle Grundlage und stete Stütze des menschlichen Daseins, so daß es in diesem nie völlig schwinden und untergehen kann; aber es vermag sich auch nicht in seiner vollen Reinheit zu verwirklichen, da die Vollkommenheit nur dem Ganzen zukommt, die Wirklichkeit aber in Einzelnheiten, also in Beschränktem besteht. Unser Lebenszustand schwankt demnach zwischen Normalem und Abnormem, so wie unsre Sittlichkeit zwischen Rechtthun und Fehlen, und unsre Erkenntniß zwischen Wahrem und Irrigem.

Das Ideelle ist immer eins und dasselbe, denn es ist der Ausdruck des Unendlichen; nur dem Endlichen, Beschränkten und Unvollkommenen kommt der Charakter der Mannichfaltigkeit zu. Der Typus der Gattung ist ein einziger, aber die Abweichungen von demselben gehen nach verschiedenen Seiten aus einander; die Sittlichkeit deutet immer auf einen bestimmten Weg, aber die Verirrungen von demselben laufen nach entgegengesetzten Richtungen; und überall giebt es nur eine Wahrheit, aber vielfältige Irrthümer.

Die Grundform der Mannichfaltigkeit ist die Zweiheit, und der allgemeine Typus des Erscheinens ist die Polarität, als das Auseinanderweichen des einigen Seins in entgegengesetzte Formen des Daseins. Alles Endliche besteht nur unter der Bedingung eines Andern, Entgegengesetzten, denn in diesem findet es seine Schranke, durch welche es wirklich wird. So wird denn auch alle Thätigkeit durch das Zusammentreffen einander gegenüber stehender Kräfte bedingt, und nur durch die Vereinigung von solchen in einem Organismus kann dieser sich als selbstthätig bewähren. Diese Gegensätze in gegenseitiger Verknüpfung, Anregung und Wechselwirkung sind die Elemente des geistigen wie des leiblichen Lebens. Stehen sie in einem solchen Verhältnisse zu einander, daß jedes Element in der seinem Wesen entsprechenden Weise wirksam ist, und

dabei durch seinen Gegensatz in der rechten Schranke gehalten, gemäßigt und zugleich ergänzt wird, so giebt dies die Harmonie, d. h. in der Mannichfaltigkeit wird die Einheit, aus welcher sie hervorgegangen ist, zur Erscheinung gebracht; mit andern Worten: die Idee wird verwirklicht. Schreitet dagegen die einzelne Richtung über ihre Gränzen hinaus, so daß sie durch ihren Gegensatz nicht ergänzt wird, so gestaltet sie sich zur Einseitigkeit; indem sie ihren Gegensatz nicht mehr anregt und mäßigt, sondern geradezu ausschließt, stört sie das Gleichgewicht, und je weiter sie sich von diesem entfernt, je schärfer sie als Extrem heraustritt, um so größer ist der Abfall von der Idee.

Wie sich in der Krankheit die Normalität noch zu behaupten strebt, so erhält sich auch bei den psychischen Extremen der zurückgedrängte Gegensatz, mindestens in einzelnen Regungen. Alle Sinnlichkeit zu verleugnen, um blos im Uebersinnlichen zu leben, so wie das Uebersinnliche zu ignoriren, um sich lediglich der Sinnlichkeit hinzugeben, oder für ein reines Denken sich aller Erfahrung zu entschlagen, so wie sich der Gedanken zu erwehren, um desto ungestörter die Erscheinungen anschauen zu können, sind Verirrungen, die unvollkommene Versuche bleiben, und erst bei völliger Zerrüttung des Geistes weiter durchgeführt werden.

Wie die normalen Gegensätze sich wechselseitig anregen, so ruft auch ein Extrem das andre hervor, und sie dienen einander gegenseitig. Der Herostrat, der seine Fackel in das Heiligthum der Religion schleudert, würde nicht so leicht Anhänger und Bewunderer finden, gäbe es nicht Hierophanten, welche die Vernunft lästern, und die Ausgeburten menschlichen Aberwitzes für göttliche Wahrheit ausgeben; wenn man die Mauern des Heiligthums, um sie vor dem Feuer des Unglaubens zu sichern, mit Gebilden des Aberglaubens bekleidet, macht man sie erst der Flamme zugänglich. So reichen Despotie und Anarchie, Stabilismus und Revolution einander die Hände; ein wahnsinniges Trachten, die Axt an die Wurzel zu legen, wird nur durch den blödsichtigen Egoismus möglich, der den

Baum des Volkslebens so beschneidet, daß er keine Blüten und Früchte tragen kann.

Dies gegenseitige Verhältniß ist ein Moment der ewigen Weltordnung. Wie nicht nur die Kronen, sondern auch die Talente von Gottes Gnaden ertheilt werden, so sind nicht allein die Verkündiger der Wahrheit, sondern auch die Irrlehrer von Gott gesandt, indem der Widerstreit entgegengesetzter Irrthümer dahin deutet, wo die Wahrheit zu suchen ist. Auch sie gehören zu den Organen der Menschheit; denn diese breitet ihren Gliederbau, wie über die Oberfläche der Erde, so auch über alle Zeiten ihres Bestehens aus. Sie schreitet in ihrer Entwickelung fort, aber nicht auf dem kürzesten Wege, sondern in Spirallinien, wie das Leben des Individuums, welches, um zur rechten Reife zu gelangen, durch periodische Hemmungen dem frühern Zustande immer wieder etwas genähert wird. So geben denn auch die Retrograden ein nothwendiges Element in der Geschichte des Menschengeschlechts ab; aber ihr Bemühen den Zeiger der Weltuhr zurück zu stellen, könnte nirgends Anklang finden, wenn nicht Andere im entgegengesetzten Wahne vom Beginnen eines tausendjährigen Reichs schwärmten. Diejenigen, welche den Völkern die ihrer Bildungsstufe entsprechenden Rechte mißgönnen, wären in der That genöthigt, die Demagogie zu erfinden, wenn nicht zu ihrem Glücke diese von selbst sich einstellte. Die verschiedenen Parteien erkennen die gegenseitigen Dienste, die sie einander leisten, indem die Bekämpfung der rechten Mitte zunächst ihr gemeinsames Ziel ausmacht; ist dieses erst erreicht, so hofft jede Partei, ihre Gegnerin leicht zu überwinden: die dogmatischen Fanatiker machen mit den Atheisten gemeinschaftliche Sache gegen die Rationalisten, und die Absolutisten stehen den Radicalen bei, um nur einen auf den Einklang der Vernunftgebote mit den Lehren der Erfahrung gegründeten Zustand abzuwehren. Und da der gemeine Verstand die Extreme so widersinnig findet, daß er geneigt ist, ihre Vertheidigung gar nicht für wirklichen Ernst, sondern für Heuchelei oder Ironie zu halten, so glaubt man bisweilen im starren Absolutisten einen Schalk zu erkennen, der

mit den Radicalen in geheimem Bunde steht, da er ihnen offenbar vorarbeitet; und manchen gespreizten Freiheitshelden hat man im Verdachte, daß er von den Freunden der Knechtschaft besoldet wird, da er Anlaß giebt, diejenigen, welche vorhandenes Unrecht bekämpfen, eines Sinnens auf Umsturz des Bestehenden überhaupt zu beschuldigen. Man mag Beiden mit solchem Verdachte Unrecht thun: beiderseitige Verirrungen gehören zu den Momenten im Gange der Entwickelung, und dieser Gang ist kein zufälliger, sondern ein im Begriffe der Menschheit begründeter, organisch gegliederter. Mag denn also auch eine Gegenwart trübe, ja eine nächste Zukunft noch trüber erscheinen: wir wissen, daß die Idee nie in voller Reinheit zur Wirklichkeit kommt, aber auch nie ganz unterliegt, und daß jedes Lebensalter des Menschengeschlechtes, wie des Individuums, bei allen Stürmen entgegengesetzter Kräfte sein Recht behauptet. Die Extreme beruhen auf den Gegensätzen, die allem Leben wesentlich zukommen; sie treten bei der Unvollkommenheit alles Wirklichen unvermeidlich ein, und sind nothwendig, indem sie die Blößen der Einseitigkeit aufdecken. Gefährlich ist es, ein Extrem durch das andre bekämpfen zu wollen; die Weisheit hält sich von beiden fern, und erfaßt die rechte Mitte; diese aber ist das Ideal. Und so gilt uns noch in seiner alten Bedeutung: medium tenuere beati.

Der Doppelmensch.

Widerstreit der Kräfte.

Wenn ein Billardball unterhalb seiner Mitte von einem Stoße getroffen wird, so wird dadurch eigentlich seine untere Hälfte nach vorne und oben getrieben, so daß er sich um seine Querare rückwärts, d. h. in der dem Stoße entgegen gesetzten Richtung rollen müßte, wie dies auch geschehen würde, wenn er, anstatt aufzuruhen, blos an den beiderseitigen Verlängerungen seiner Querare eine feste Unterlage hätte. Allein da er nicht frei schwebt, sondern durch seine Schwere gegen das Billard gedrückt wird, also seine untere Hälfte, um sich vorwärts und aufwärts bewegen zu können, die Reibung überwinden müßte, seine obere freie Hälfte dagegen die beweglichere ist, so wird diese durch den auf sie sich fortpflanzenden Stoß nach vorne und unten getrieben, so daß der Ball vorwärts, d. h. in der Richtung des Stoßes fortläuft. Trifft er jedoch auf einen in dieser Linie stehenden Ball, so wird dadurch, daß er, um ihn fortzutreiben, dessen Widerstand überwinden muß, seine Bewegungskraft in dieser Richtung erschöpft, und die ursprüngliche, früher nur gehemmte Richtung macht sich nun geltend: er läuft zurück.

Wie hier entgegengesetzte Richtungen mit einander im Widerstreite sind, indem die eine, die eigentlich dem gegebenen Impulse entspricht, durch eine andere, zu welcher eine größere Neigung vorhanden ist, besiegt wird, aber darum ihre Wirksamkeit nicht aufgiebt, sondern sie im Stillen fortsetzt, um sie dann auszuführen, wenn die andere durch den Widerstand, den sie gefunden hat, geschwächt ist, — so findet Aehnliches auch im Menschen Statt. Jener Diener zweier Herren, der Brod kaut, um damit den eröffneten Brief wieder zuzukleben, aber es, da er es einmal gekostet hat, nicht unverschluckt lassen kann, erfährt hierbei, daß er in sich selbst zwei Herrn hat, die mit einander uneins sind. Die Betrachtung solcher entgegengesetzter Richtungen führt uns darauf hin, wie sie im Grunde doch auf Einheit beruhen, und nur als verschiedene Entwickelungsstufen und Beziehungen mit einander in Widerspruch treten.

Die Universalität im Individuum.

Um diese Doppelseitigkeit ins Auge zu fassen, bedarf es zunächst eines Rückblicks auf frühere Erörterungen

Wir sind einerseits Naturerzeugnisse in unsrer ganzen leiblichen und geistigen Individualität, in allen Eigenthümlichkeiten unserer Anlagen und Kräfte, durch mancherlei Verhältnisse, aber ihrem tiefern Grunde nach durch den das Weltganze beseelenden Geist bestimmt; andrerseits erheben wir uns durch das Selbstbewußtsein zu freier Persönlichkeit (Bd. II. S. 237 —271). Wir schaffen und wirken in persönlicher Eigenmächtigkeit, und doch ist die in uns waltende allgemeine Naturkraft dabei thätig. Vermöge dieser Doppelseitigkeit unsres Wesens ist nicht nur ein unbewußter organischer Act mit allen unsern Bewegungen und Handlungen verbunden, sondern bestimmt auch öfters dieselben ohne Theilnahme des bewußten Willens (ebd. S. 221—227). Eben so gelangen wir durch unsere freie Thätigkeit zur Erkenntniß: aber die Kräfte dazu sind uns verliehen; diese wirken nach ihren Gesetzen gleich organischen Acten (ebd. S. 184 fg.), und der Erkenntniß steht gegenüber

das Gefühl, als das unmittelbare Innewerden unserer Wesenheit, welches ohne unser Zuthun hervortritt und sich als das Universelle in uns erweiset (Bd. I. S. 81—84), wie es denn sowohl die obersten Sätze der Wahrheit, die nicht von noch höhern abgeleitet werden können, als nothwendig erfaßt und somit das Fundament aller Erkenntniß giebt, als auch die letzte Instanz für die Bestimmung des Willens wird (Bd. II. S. 198 fgg).

So sind die Verhältnisse zwischen Kopf und Herz bestimmt. Der Kopf ist das Obere, Herrschende, aber ohnmächtig, wenn nicht das Herzblut ihm Leben, Bewegung und Wärme zuführt: zur Selbstständigkeit berufen, soll unser Geist zu immer höherer Erkenntniß anstreben, aber nicht in eitelem Selbstvertrauen sich entbinden wollen von dem Ursprünglichen, das in der Tiefe des Gemüthes waltet und unmittelbar sich verkündet. Die Erkenntniß hat ihre Gränzen; jenseit derselben, aber auch da erst, beginnt einerseits das Gebiet des Glaubens, der dasjenige, dessen Gegentheil dem Vernunftgefühle widerstrebt, als nothwendig anschaut, andererseits das Reich der Meinungen, wo die Phantasie Möglichkeiten aufstellt, über die der Verstand nach Gründen der Wahrscheinlichkeit urtheilt. Die Beachtung dieser in der Natur des Menschen begründeten Gränzen giebt den Einklang, der sowohl auf den eisigen Höhen eines gemüthlosen Wissens, als auch im schwülen Qualme eines blinden Glaubens vergeblich gesucht wird.

Das Thier im Menschen.

Der Mensch vereint, um das Leben in seiner ganzen Höhe zu verwirklichen, auch dessen niedere Stufen in sich: so das Pflanzliche; denn dieses ist der Anfang und die Grundlage alles Lebens auf Erden; es ist das Schöpferische, die Bethätigung der allgemeinen Weltkraft, die den organischen Körper erzeugt und erhält, ihn also in der That fortwährend schafft. Während aber beim Gewächse Alles in diesem materiellen Bilden aufgeht und ihm als Material dazu die überall verbreiteten

einfachern Stoffe genügen, bedarf das pflanzliche Leben in andern organischen Körpern zu seiner Erhaltung einer bereits organisirten Materie, die ihm nicht überall dargeboten wird, so daß ihm die thierische Seele zu Hülfe kommen muß, indem sie das Bedürfniß fühlt, das, was demselben abhelfen kann, erst ahnt, dann erkennt, und es durch die von ihrer Bestimmung abhängigen Bewegungen ihrem Leibe verschafft: das Thier ist ein Gewächs, welches sich fühlt, sich bewegt und für sich selbst sorgt. Wo nun die Seele, über diese Gränzen hinaus gehend, in sich selbst heimisch wird und zu einem innern Verkehre gelangt, breitet sie ihre Wurzeln doch immer noch in der Thierheit aus, die mit dem pflanzlichen Leben näher zusammenhängt und das, was diesem, wiewohl Bedürfniß, doch zu erlangen unmöglich ist, ausführt, um sich dabei selbst freier und wohler zu fühlen. Das Menschenleben hat demnach eine thierische Seite, welche, in die niedern Regionen verwiesen, ihren Hauptsitz im Unterleibe hat.

Dieses Thier im Menschen will gepflegt sein, und macht sich auch dann noch geltend, wenn er am wenigsten daran denkt: es unterbricht den Flug seiner Begeisterung durch die Nöthigung Nahrung zu suchen, und entreißt ihn dem tiefsten Schmerze, dem er sich ungetheilt dahin geben möchte, indem es ihn in die Bewußtlosigkeit des Schlafes versenkt. In unserem Unbedachte zürnen wir ihm bisweilen, daß es uns auf die Erde herabzieht; aber es weiß wohl besser, was es will: es schützt das Dasein, und giebt uns Kraft für die Zukunft, um wirken und dulden zu können. Denn wir müssen uns etwas vererden, auf daß wir weder dem Schmerze erliegen, noch auch im Streben nach dem Uebersinnlichen zu kraftlosen Schatten verbleichen, vielmehr uns in der Tüchtigkeit behaupten, die unser Bürgerbrief in der irdischen Schöpfung voraus setzt. Zu diesem Zwecke haben wir allerdings auch dafür zu sorgen, daß das an sich verständige Thier wohl erzogen werde, und nicht verwildert sich zum Herrscher aufwerfe.

Ueberall eigene Formen annehmend, erscheint es im Magen unter Gestalt einer zur Aufnahme von Ballast geeigneten Gondel,

die durch zahlreiche Fäden am Luftballe des Gehirns angehängt ist, damit dieser, wenn er auch zu Zeiten über die Wolken sich erhebt, doch nicht über die Atmosphäre der Erde hinaus sich versteige. Mag der kühne Segler auf Augenblicke in höhern Regionen schweben: neue Thatsachen lernt er da oben kaum kennen; in mittlerer Höhe, wo sein Blick große Strecken Landes als ein Ganzes umfaßt, findet er am meisten Genüge, und auch von da wird er bald zur Erde zurück gerufen, wo nur zu leicht die Sorge für Nahrung mit ihrem eisernen Gewichte sich an das Fahrzeug hängt, und es oft als der festeste Anker fest hält. Dem Magen nämlich wird in luftiger Höhe die Zeit gar lang, und wenn ihn endlich seine Langeweile, Hunger genannt, ungeduldig macht, so drängt er seinen Inhaber, sich auf den festen Boden herab zu lassen und ihm hier eine solide Beschäftigung zu gewähren. Denn das Nahrung fordernde Thier im Menschen ist ganz eigentlich ein Erdgeborner, der durch das Wurmförmige seiner Gestalt und Bewegung deutlich verräth, zu welcher Classe er gehört. Wirklich brütet das Nahrungsthier nicht allein schon während des Lebens in seinem Innern allerhand Gewürme aus, sondern versorgt auch die nach dem Tode sich einstellenden Würmer am reichlichsten, und bestimmt den Freund der Tafel, seinen Leichnam mit möglichster Sorgfalt zu füttern, damit die fremden Gäste mit der Bewirthung, die sie einst hier finden werden, nicht unzufrieden sein können.

Die Phantasie im Verstandesmenschen.

Aber auch das eigentlich Menschliche enthält so manchen Satz und Gegensatz. So begegnet uns hier das Zweigespann von Verstand und Phantasie, das sich auf der Lebensbahn wie vor einem russischen Fuhrwerke bewegt: Ersterer, in der Gabel gehend und pflichtschuldig geradeaus blickend, zieht den belasteten Wagen in eifrigem und ausgiebigem Trabe, während Letztere, nebenbei gespannt und seitwärts schauend, in muthwilligen, zierlichen Courbetten einher tanzt, ohne viel zu ziehen.

Der Verstand hat für immer ein bestimmtes Ziel vor Augen; er untersucht, was zu dessen Erreichung brauchbar ist, vergleicht die verschiedenen Mittel nach dem Grade ihrer Tauglichkeit mit einander, wählt die geeignetsten aus, wendet sie in zweckmäßiger Weise an, und bringt so das, was er beabsichtigt, wirklich zu Stande. Die Phantasie hingegen will nur sich selbst genügen in freiem Ergehen, ohne sich viel zu kümmern, wohin es führen wird; sie verlangt, als geistiger Bildungstrieb nur sich zu bethätigen, und die Freiheit ist ihr Element.

Prosa und Poesie, als die Repräsentanten beider Mächte, sind im Menschen unzertrennlich, so daß sie in den Individuen nur in verschiedenem Verhältnisse zu einander stehen, wie auch in einzelnen Zeiträumen und Beziehungen wechseln und sich gegenseitig ablösen. Die Prosa des Lebens hat die Nützlichkeit zum obersten Princip; sie hilft den Bedürfnissen des Daseins ab, und bekämpft die Uebel, die auf demselben lasten oder ihm drohen; sie ist auf das Wirkliche gerichtet, und ihr Charakter ist eben, etwas Reelles zu bewerkstelligen. Die ihr gegenüber stehende Poesie des Lebens aber folgt nicht dem Gebote der äußern Nothdurft, sondern nur der innern Nothwendigkeit; sie geht nicht auf materiellen Nutzen aus, sondern will die geistige Kraft in ihrer wesentlichen Freiheit, und doch in sinnlicher Form zur Darstellung bringen, um zunächst dem Gefühle, zugleich aber auch dem Geiste zu genügen.

Die Phantasie setzt sich jedoch auch bald Schranken, indem sie sich vornimmt, in ihrem freien Schaffen ein bestimmtes Gebilde hervorzubringen, und gebraucht dazu die Beihülfe des Verstandes: während der Poet im Dichter die Fittige schwingt, muß der in ihm darneben wohnende Prosaist die Füße zählen, und darf dabei auch den übrigen Leib nicht verabsäumen. In Poesie erzeugt, ist der Mensch in Prosa geboren, und muß in derselben festen Boden gewinnen, von da aus aber zu seiner Zeit sich auch zu erheben wissen. Die Natur fügt ja selbst zum Nothwendigen das Nützliche, und zum Nützlichen das Schöne: der Frühling giebt den Gewächsen nicht nur die zu ihrem Bestehen nöthigen Blätter und die zur Fortpflanzung

erforderlichen Blütentheile, sondern gestaltet die Organe in unendlicher Mannichfaltigkeit zierlicher Formen, und bekleidet sie mit buntem Farbenspiele; aber auch der Winter hat noch seine Phantasieen, denn er zeichnet mit unserem Hauche Blumengedichte auf unsere Fensterscheiben, dichtet Silbercrusten auf die Zweige der Bäume, spielt in barokken Eiszapfen, und baut phantastische Eisberge auf. In gleicher Weise strebt der Mensch, über den Bedarf hinauszugehen in das Gebiet der Freiheit: kaum hat er zu Sicherung seines Daseins der Nothdurft abgeholfen, so sucht er das Nützliche für seine Gemächlichkeit; und ist dieser genügt, so will er auch sein Leben schmücken, und fügt der vom Verstande gebotenen Zweckmäßigkeit Formen bei, die den Schönheitssinn ansprechen; was er nicht entbehren kann, muß eine gefällige Gestalt oder Farbe, irgend eine entbehrliche Zuthat haben, denn mit der Entbehrlichkeit hebt auf dem Gebiete der Dinge die Freiheit an, und so hat schon das Ueberleie seinen eigenen Reiz; weiter gehend umgiebt sich der Mensch mit anmuthigen Formen, in denen ein leichtes Spiel des Geistes sich ausspricht, bis er endlich in großartigen, würdigen Gestalten den Ausdruck erhabener Gedanken schafft. Und so haben überall, wo die geistige Bedeutung der sinnlichen Erscheinungen nicht verkannt wird, die eigentlichen Freuden des Lebens einen wahrhaft poetischen Charakter.

Das tief im Leben begründete Streben, nach Ueberwindung der äußern Nöthigung in selbsteigener Bestimmung zu wirken, thut sich nach allen Richtungen kund. Niemand begnügt sich in seinen Leistungen mit dem durchaus Nothwendigen, oder mit den Kenntnissen, die zu seinem Amte oder Gewerbe unumgänglich erfordert werden; ja, das Streben über den Bedarf hinaus zu gehen wird selbst die Quelle wissenschaftlicher Erkenntniß, indem es zu Forschungen antreibt, die zunächst für die Praxis keinen Gewinn darbieten. Diese aus reiner Selbstbestimmung hervorgehenden, aus rein inneren Bedürfnissen des Geistes stammenden theoretischen Untersuchungen gehören ganz zur Poesie des Lebens. Wenn eingefleischte Prosaisten in der Jurisprudenz, Medicin u. s. w. dergleichen unnütze Untersu-

chungen in ihren Fächern ganz verwerflich finden, eben weil sie ihre Geschäfte rein prosaisch, d. h. blos um eines äußern Zweckes willen und um einen Vortheil daraus zu ziehen, betreiben, so zeigen sie dabei auf einem andern Gebiete doch einigen Anflug von Lebenspoesie in irgend einer Liebhaberei. Die Menschen werden zwar hauptsächlich nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit geschätzt; aber eine mäßige Poesie nebenbei, zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht, bleibt ihnen unverwehrt: man läßt es sich gefallen, wenn der Schreiber, der wegen der Regelmäßigkeit seiner Handschrift und seiner Aufführung geschätzt wird, an den Initialen einige Schnörkel in freiem Schwunge anbringt, und man findet es selbst lobenswerth, wenn er am Geburtstage der Frau Principalin statt des trivialen vivat! ein Verschen zur Aufschrift auf die Torte zu geben weiß.

Das Uebersinnliche im Sinnesmenschen.

Bei einer ernstern Betrachtung der Dinge in der Welt werden wir über kurz oder lang inne, daß es mit den Erscheinungen an und für sich nicht abgethan sein kann, sondern daß etwas, das nicht selbst Erscheinung ist, dahinter liegen muß. Und darüber erhalten wir nähere Auskunft, wenn wir in uns selbst schauen. Denn hier begegnen uns Thätigkeiten, die mit den Sinnen nicht wahrzunehmen sind; Begriffe, welche die von den Dingen unzertrennliche Einzelheit auf eine nicht selbst erscheinende Allgemeinheit zurückgeführt haben; Urtheile über den ursachlichen Zusammenhang, der nicht an der Oberfläche der Begebenheiten, sondern ihnen zum Grunde liegt; Anschauungen von einem Sein, das nicht an den Raum gefesselt, noch theilbar, sondern durchaus einig ist; Gedanken von einem Unvergänglichen, Ewigen. Unsere Seele aber ist im Eie des leiblichen Lebens ausgebrütet worden; da sind ihr sowohl die Fittige gebildet, durch deren Hülfe sie sich in das rein geistige Gebiet erheben kann, als auch die Organe angewachsen, die sie zum Wandeln auf dem Erdboden befähigen; je längere oder kürzere

Zeit verflossen war, nachdem sie bereits in eigener Gestalt hervorgetreten ist, deuten die für den Flug noch zu kurzen Schwingen nur auf eine zu hoffende Zukunft hin, oder haftet ihr noch vom Dotter, oder gar von der Schale des Eies etwas an.

So unterscheiden wir denn an uns, wie an der Außenwelt, eine sinnliche Wirklichkeit, ein Sachliches, Reales, und ein Uebersinnliches, Geistiges, Ideelles. Beide Richtungen sind uns wesentlich, so daß wir keiner von beiden uns ausschließlich hingeben können; das rein Sinnliche ist untermenschlich, das rein Geistige übermenschlich, und die Verurtheilung des Sinnlichen überhaupt ist selten Wahn, häufiger Gleisnerei. Vielmehr kommt es nur darauf an, beide in rechtem Verhältnisse zu vereinen. Dies kann nicht in einer völligen Gleichheit derselben gesucht werden, denn in Hinsicht auf ihren eigentlichen Werth stehen sie ja einander nicht gleich: in der Wirklichkeit findet sich der Mensch innerhalb bestimmter Schranken, abhängig vom Zustande seines leiblichen Lebens, den er durch das Gemeingefühl inne wird, so wie von den äußern Verhältnissen und sinnlichen Eindrücken; im Ideellen hingegen schaut er das Schrankenlose, schlechthin auf sich Beruhende, durch sich allein Bestimmtwerdende, und erkennt sich selbst als solch geistiges Wesen. Wenn aber der Vernunft, als dieser rein ideellen Seite unseres Wesens, die Oberherrschaft zukommt, so ist sie darum keine Tyrannin, welche das Sinnliche unterdrücken will; sie erkennt vielmehr seine Berechtigung an, und bestimmt nur sein Maaß und Ziel. Denn alles Sinnliche ist nur das durch Zerlegung zur Wirklichkeit gelangte Ideelle, und trägt daher überall den Charakter der Einzelheit; das Ideelle aber, als durchaus Einiges und Ganzes, ist der Quell aller Wirklichkeit, und begreift diese vollständig in sich. Die Vernunft ist also, weil sie das Höhere ist, zugleich das Umfassende, wie denn schon der gemeine Sprachgebrauch diejenigen Handlungen für vernünftig erklärt, die nicht einseitig, durch einzeln stehende Motive bestimmt sind, sondern von gehöriger Würdigung aller in Betracht zu ziehender Verhältnisse und Umstände ausgehen. Die Aufgabe der Vernunft für das wirkliche Leben ist es, der Sinn-

lichkeit ihr Ziel zu geben, die Einzelheiten derselben unter einen gemeinsamen, umfassenden und daher höhern Gesichtspunct zu stellen, wodurch das Aeußere auf das Innere, das Wirkliche auf das Ideelle bezogen und mit demselben in Einklang gebracht wird. Hierbei dient der Verstand, der aus den sinnlichen Vorstellungen Geistiges bildet, indem er im Aeußern das Innere, im Mannichfaltigen das Einige, im Besondern das Allgemeine, in den Einzelheiten das Ganze zu erkennen beginnt und zu einer angemeßnen Wirksamkeit bestimmt. Das eigentlich Versöhnende aber ist der poetische Sinn, der Geistiges und Sinnliches in völliger Einheit erfaßt.

Unsere Wirklichkeit finden wir im Gemeingefühle und im Selbstgefühle. Nach dem Instincte, der die ersten Anfangsgründe gelehrt hat, tritt der Verstand als Erzieher auf, und ordnet die willkührlichen Handlungen, so wie die daraus sich ergebenden äußern Verhältnisse in der Art, daß das leibliche Leben leicht und frei von Statten geht und den Forderungen des Gemeingefühls Genüge geschieht. Aber hierbei schimmert schon ein höheres Ziel hindurch: denn die leibliche Behaglichkeit und Rüstigkeit befriedigt nicht für die Dauer, sondern erhält ihren eigentlichen Werth erst dadurch, daß sie es möglich macht, dem Selbstgefühle Genüge zu schaffen. Dieses aber fordert freie Thätigkeit, ungehinderte Uebung der Kräfte in der ihnen vorgezeichneten Bahn, und Uebereinstimmung der äußern Verhältnisse mit den innern Bestrebungen, auf daß die Seele sich in ihrer ungehemmten Wirksamkeit inne werde. Dazu verhilft denn wieder der Verstand, indem er solche Maaßregeln angiebt und die Schritte so lenkt, daß eine Lage herbeigeführt wird, in welcher die Seele ihrer eigenen Bestimmung folgend sich bethätigen kann. Das eigentliche Ziel liegt jedoch in der Uebereinstimmung von dem Allen mit dem Ideellen, indem das Selbstgefühl seine wahrhafte Bedeutung erst in der Beziehung zum Selbstbewußtsein findet, wo das rein Geistige zur Anschauung gebracht wird. Hierbei wird die äußere Wirklichkeit vollkommen gewürdigt, aber nicht überschätzt, noch als das eigentliche Ziel erkannt; das Wohlbefinden in derselben wird

geachtet, aber mit dem Vorbehalte, daß es wieder als Mittel für das geistige Interesse diene, und daß das eigene Selbst auch unabhängig davon sich behaupte.

Freude und Leid in einander.

Freude und Leid, diese beiden Gestirne, die wechselnd über unserer Lebensbahn stehen, sind der Sonne und dem Monde zu vergleichen. Wie das erwärmende Gestirn des Tages überall Leben hervorruft, Laub und Blüten aus ihrem Schlummer weckt, dem Wachsthume Gedeihen giebt, das Gewächs mit milder Hoffnungsfarbe bekleidet, und die Früchte zur Reife bringt, — so durchströmt die Freude unsere Brust mit ihrer belebenden Wärme, daß die Pulse des Lebens höher klopfen, die Pforten der Seele sich erweitern, und das anschwellende Kraftgefühl, hoffnungsstark in reger Wirksamkeit sich ergeht. Und wie dagegen das kalte Mondlicht die Gegenstände bleich, in unbestimmten Umrissen, in sonderbaren, ja grauenhaften Formen erscheinen läßt, nur auf dem weißen Winterkleide der Erde heller strahlt und den nächtlichen Thieren auf ihren Raubzügen leuchtet, — so erstarrt unser Herz unter dem Froste des Schmerzes; farblos liegt die Welt vor uns, und die Phantasie mahlt uns Bilder von feindlichen Gewalten, die uns zu verderben drohen. Wie aber beide Himmelskörper in ihrem Erscheinen einander nicht ausschließen, so sind auch Freude und Leid keinesweges so unverträgliche Gegensätze, daß neben dem Einen nicht auch das Andre Platz finden könnte.

Der Mond erscheint zu seiner Zeit auch neben der Sonne, von ihrem der Erde segensreich zugewendeten Antlitze in silbernem Schimmer beleuchtet, und so kann auch der Freude in des Menschen Herzen eine milde Trauer sich beimischen. Von einem solchen Gefühle werden wir zuweilen ergriffen, wenn wir beim genußvollen Anschauen der herrlichen, unermeßlichen Schöpfung unserer Beschränktheit und Unvollkommenheit uns lebhaft bewußt werden, oder wenn wir bei dankbarer Erwägung des uns zu Theil gewordenen Guten bedenken, daß wir es nicht

durch unsere Kraft allein erlangt, und auch diese Kraft uns nicht selbst gegeben haben. So können wir die freudige Erinnerung der genossenen glücklichen Stunden oder der heitern Tage der Jugend nicht hervorrufen, ohne eben durch den Gedanken, daß dies Alles vorüber, eine Anwandelung von Wehmuth zu erfahren; wir können die Freuden des Wohlthuns nicht schmecken, wenn nicht das Mitgefühl fremder Leiden uns berührt hat; und so pflegt überhaupt diejenige Freude, die ein sittliches Verhältniß zum Gegenstande hat, einen milden Schmerz in sich zu schließen, der sich als Rührung gestaltet.

Und wenn der Mond am nächtlichen Himmel erglänzt, was leuchtet uns da andres, als die von seinem dunkeln Angesichte zurückgeworfenen Strahlen der Sonne? Wie hier das aus unerschöpflichem Quelle strömende Licht im Widerscheine von dem finstern Begleiter des Planeten unser darnach dürstendes Auge erreicht, so strahlt auch eine höhere Freude in das vom Schmerze der Erde gebeugte Herz, daß es unter der Last nicht bricht, sondern standhaft trägt und in muthigen Schlägen nur noch höher aufstrebt. Denn der Kampf gegen die irdischen Verhältnisse vergeistigt, und eine gewisse Stufe des Unglücks vermag den Menschen zu erheben. Die Freude im Schmerze heißt der Trost, der in seinen Folgen die himmlische Abkunft beweiset, da durch ihn der Schmerz läuternd wirkt. Während die Freude uns mit Lebensfrische umweht, soll der Schmerz uns reinigen von der geilen Selbstsucht und entbinden von der Befangenheit im Vergänglichen; er soll die Feuerprobe werden, in der das edle Metall von den erdigen Schlacken befreit wird. Und so ist es kein leeres Wort, wenn der Apostel sagt: selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Das Benehmen der Menschen bei dem Verluste eines lieben Angehörigen ist sehr verschieden, je nachdem ihr Temperament, vornehmlich aber ihre ganze Sinnesweise es mit sich bringt; und eben so verschieden ist auch der Eindruck, den sie dabei auf uns machen. Mit Gleichgültigkeit blicken wir auf den kalten Egoisten, bei welchem der Schmerz nur die Ober-

fläche der sein Herz überziehenden Eisrinde zu schmelzen vermag und mehr den Charakter einer Unannehmlichkeit hat, die bald vorübergeht. Mit einem widrigen Gefühle sehen wir dagegen Andere in wildem Schmerze toben: dies sind Egoisten, welche den, dessen Verlust sie beklagen, blos in seiner Beziehung zu ihnen selbst, blos als Mittel ihres eigenen Wohlbefindens liebten, und nun gegen den Himmel sich empören, der ihr Wohlbehagen gestört hat. Mitleid weckt der Anblick derer, die, in sich keinen Stützpunct findend, trostlosem Jammer sich dahin geben. Unsere innige Theilnahme aber wendet sich denen zu, deren Schmerz tief, jedoch durch die Beziehung zur Weltordnung verklärt ist. Sie vergegenwärtigen sich ganz, welchen Werth der dahin Geschiedene für sie hatte, wie Vieles und Wesentliches er zu ihrem Glücke beitrug: aber sie haben seine Beziehung zu ihrem Wohle nicht allein im Auge, sondern betrachten ihn zugleich nach seinem eigenen Gehalte, und durch solche Erhebung von der subjectiven zur objectiven Anschauung gewinnt ihr Schmerz einen höhern Charakter. Sie fühlen in ganzem Umfange den Verlust, den ihr Lebensglück erlitten hat, aber sie tragen ihn mit Ergebung und fügen sich der ewigen Ordnung der Dinge, in welcher sie das Walten unendlicher Vernunft erkennen. Ein solcher Schmerz ist keine flüchtige Aufwallung, sondern begleitet durch das ganze Leben und bricht in heiligen Stunden mit seiner ganzen Innigkeit hervor; er beugt nicht nieder, sondern erhebt; er löset die Kraft nicht auf, sondern wirkt nur der Erstarrung entgegen, mit welcher der Kampf feindlicher Elemente im Gewirre des Lebens das Gemüth bedroht. So gestaltet sich dieser Schmerz in unvergänglicher Liebe zu dem Geschiedenen als freudiges Bewußtsein des in ihm gewährten Glücks, als ein Aufschwung über die Schranken der Zeit und des Raums.

Wie es demnach in der Einrichtung der Welt liegt, daß bald freudige, bald betrübende Ereignisse den Menschen treffen, so ist es auch in der ursprünglichen Beschaffenheit seines Gemüthes und in seiner Bestimmung gegründet, im Schmerze Freude zu finden, und in der Freude einem sanften Schmerze

zugänglich zu sein. Die Menschenbrust vermag Beides zugleich in sich zu schließen, und indem das Eine durch das Andere gemildert wird, gewinnt es an Reinheit; Beides umfassend, treten wir in innigere Gemeinschaft mit dem Unendlichen, streifen immer mehr von der kleinlichen Eigenliebe ab, und erheben uns immer mehr zu sittlicher Freiheit.

Einseitigkeit.

Das nach dem innern Gehalte bestimmte Ebenmaaß der verschiedenen Richtungen im Menschen ist und bleibt ein fernes Ziel, so daß durch das Streben darnach die Kraft in steter Spannung erhalten wird. Denn die Individualität schließt immer eine eigene Proportion jener Gegensätze in sich, welche theils durch ursprüngliche Anlage gegeben, theils durch die unter dem Einflusse der Lebensverhältnisse angenommene Gewöhnung entwickelt worden ist, und die ihr entsprechenden Neigungen mit sich führt. In der That wird nur durch ein solches Vorwalten der einen oder der andern Seite menschlicher Wesenheit eine bedeutende Leistung auf irgend einem Gebiete der Wirksamkeit möglich, da in allen Arten körperlicher und geistiger Geschicklichkeit, in allen Beziehungen sittlicher und intellectueller Kraft, in allen Fächern der Kunst und der Wissenschaft gleich groß zu sein unmöglich ist. Wir beherrschen diese uns zugewachsene individuelle Eigenthümlichkeit, indem wir uns derselben deutlich bewußt werden, und sie mit dem zusammenhalten, was im Wesen unsres Geistes als allgemeine Forderung sich ankündigt und im Selbstbewußtsein als Vernunftgebot erkannt wird. In solcher Selbstherrschaft folgen wir denn dem Berufe, auf welchen Natur und Schicksal uns hingewiesen haben, und ordnen demselben die übrigen Richtungen unter, ohne ihre Bedeutung zu verkennen und sie zu vernachlässigen. Geben wir dagegen jenem Zuge so weit nach, daß die Abweichung vom Ebenmaaße zu einem wirklichen Mißverhältnisse wird, so artet die individuelle Eigenthümlichkeit in Einseitigkeit aus.

Es gilt im populären, von dem der Metaphysiker verschiednen Sinne, daß der Mensch von Natur die Dinge nicht so erkennt, wie sie an sich sind, sondern nur wie sie ihm nach seiner eignen Beschaffenheit erscheinen. Jedes Individuum nimmt seinen eigenen Raum ein, und wie seine Stellung verschieden ist, erblickt es auch die Gegenstände von einer andern Seite, in einer andern Beleuchtung und in einem andern Zusammenhange. Bevor man sich dessen deutlich bewußt wird, vermag man gar nicht aus sich selbst hervorzugehen, und bleibt dabei stehen, die Bilder der Welt gerade so anzuschauen, wie sie sich unmittelbar im Spiegel der eigenen Seele dargestellt haben. Bei Erzählung eines erlebten oder erfahrenen Ereignisses beschreibt man vor allen Dingen umständlich die Lage, die Beschäftigung, die Stimmung, in welcher man sich bei dessen Eintritte oder Kundwerden befunden hat, und giebt dann an, wie man den Eindruck aufgenommen, was man dabei gedacht oder empfunden, gewollt oder gethan hat, obschon dies Alles auf den Hergang selbst ohne irgend einen Einfluß gewesen und für den Hörer ohne alles Interesse ist; wird man gesucht, so sagt man: ich bin hier, wiewohl das Ich und das Hier immer zusammenfallen. So erhalten nun auch unsere Urtheile den Anstrich der Subjectivität, indem wir den in unserem Naturell begründeten und unsern Neigungen entsprechenden, oder durch äußre Einwirkungen in uns stehend gewordenen und durch Gewöhnung mit uns verwachsenen Ansichten den Richterstuhl einräumen. Wie vor Gericht jede der Parteien durch ihren Egoismus bestimmt wird, so treten auch die politischen Parteien in ähnlichen Befangenheit einander gegenseitig hervorrufend auf. In gleicher Einseitigkeit faßt der Eine, der in den Gefilden der Phantasie sich gemüthlich zu ergehen liebt, Alles, was dem gewöhnlichen Gange der Dinge widerspricht, mit besondrer Vorliebe auf, und verfällt in Aberglauben, indem er, von der Macht des Unsichtbaren geblendet, die Naturerscheinungen nur blinzelnd anschaut, während der Andere, nur auf dem Pflaster des Lebensmarktes heimisch, mit dreister Zuversicht jedes Ereigniß kurzweg leugnet, das nicht mit dem bei

ihm eingeführten Ellenmaaße des Verstandes zusammenstimmt. Auch müssen wir es uns eingestehen, daß unser Urtheil selbst durch den Zustand unseres leiblichen Lebens, mittelbar also durch äußre materielle Einwirkungen modificirt werden kann: in trübem Nebel, er mag unsre Atmosphäre erfüllen, oder, im eignen Leibe entwickelt, unsern Kopf umdüstern, erschlaffen die Schwingen des Geistes, und was wir bei klarer Stimmung als treffend erkannt hatten, kommt uns nun phantastisch und abgeschmackt vor; was wir bei der abendlichen Fluth des Blutes gebilligt hatten, verurtheilen wir des Morgens, wo die sinnliche Aufregung in Ebbe zurückgetreten ist.

Um eines Ganzen Meister zu werden, beginnt man damit, daß man sich in den Einzelheiten festsetzt. Die Einseitigkeit aber nimmt solche, nur auf subjectivem Grunde beruhende Sonderung für objectiv begründet, und bleibt dabei stehen, denn sie ist allerdings bequem. Man schließt lauter Separatfrieden mit Gott und Natur, Glauben und Wissen, Metaphysik und Physik, Theorie und Praxis, Moral und Politik, weil man sich am leichtesten mit ihnen abfindet, wenn man sie als ganz verschiedene Mächte behandelt, deren jede ihr besondres Gebiet hat und völlig zufrieden gestellt wird, wenn man nur bei jezuweiligem Betreten dieses Gebietes ihre Hoheit anerkennt, wobei geheime Artikel in Betreff der übrigen noch manche Freiheit gestatten.

In ähnlicher Weise wählt sich der Mensch gern ein einzelnes Capitel aus der Moral zum Thema seines Lebenswandels, je nachdem er gerade zu dieser oder jener löblichen Eigenschaft Anlage und Neigung hat, oder sie ihm durch die Verhältnisse erleichtert wird. So giebt es Kleinhändler in der Tugend, die z. B. in Hinsicht auf das Mein und Dein die strengste Gewissenhaftigkeit beweisen, und mit peinlicher Genauigkeit sich bemühen, auch dem Reichsten bis auf die geringfügigste Kleinigkeit „gerecht zu werden," aber mit unerbittlicher Strenge ihre Forderungen bei dem Aermsten geltend machen, sollte er auch seine letzte dürftige Habe ihnen abtreten müssen, und die zu irgend einem großen Zwecke etwas aufzuopfern unfähig

sind, während dagegen der philanthropische Großhändler es mit der Abwägung des Rechts in unbedeutenden und an sich gleichgültigen Dingen nicht so genau nimmt. Wie es bequemer ist, in solch einzelnem Fache zu handeln, als beide Fächer zu vereinen und jedem das ihm gebührende Recht widerfahren zu lassen, so wird es auch von Andern gern gesehen. Man liebt es, daß Einer auf eine bestimmte Tugend sich verlegt und davon Profession macht: man zollt ihm gern seine Bewunderung, denn in der Anerkennung, daß für diesen Zweig bereits gesorgt ist, liegt schon die Ueberzeugung, daß man sich damit nicht zu beschäftigen braucht. Hat z. B. Jemand durch Derbheit seiner Aeußerungen, vielleicht mit einigem Cynismus gepaart, sich das Prädicat der Biederkeit erworben, so bleibt es ihm unangetastet, mag auch die Rücksichtslosigkeit seiner Urtheile entweder blos zufällig und unüberlegt oder nur scheinbar sein und eine schlaue Berechnung im Hintergrunde haben: haben wir ja doch an ihm unsern Biedermann, der uns die Mühe erspart, in diesem Fache zu arbeiten, da wir schon durch unsern Beifall an seiner Biederkeit Theil nehmen.

Zu den vielerlei Einseitigkeiten im wissenschaftlichen Studium gehört, abgesehen von der Verschiedenheit der Ansichten, die Geringschätzung fremder Fächer. Allerdings räumen wir persönlich unserem besonderen Studium mit Recht den Vorzug vor andern ein, weil auf diesem Felde, wohin wir durch Talent, Neigung und äußeres Verhältniß geführt worden sind, uns die Kraft und die Gelegenheit gegeben ist, dem Bedürfnisse geistiger Wirksamkeit zu genügen, und im Anschauen derselben unser Selbstgefühl zu erhöhen; ja eine Vorliebe dieser Art gehört zu den Bedingungen unserer Zufriedenheit. Aber nur die Beschränktheit nimmt solchen Vorzug für einen absoluten, indem sie die organische Gliederung der Wissenschaft und das Verhältniß ihrer verschiedenen Zweige zum gemeinsamen Stamme verkennt.

Noch enger zieht sich der Gesichtskreis zusammen, wo die Wissenschaft ihre Beziehung zum Leben verleugnet. In solchem Falle hört z. B. der gelehrte Jurist die Erzählung einer schau-

derhaften Rechtsverletzung theilnahmlos an, so lange sie ihn auf seinem Isolirstuhle des römischen Rechts nicht berührt; und der scharfsinnige Philosoph enthält sich eines Urtheils über öffentliche Mißverhältnisse, weil er dadurch die Reinheit seiner Abstractionen zu trüben, und die Gestattung derselben durch die Aeußerlichkeit gehemmt zu sehen fürchtet. Durch solche Trennung der Wissenschaft von den allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit wird der Gelehrte ein Particularmensch, vortrefflich passend in einen Staat, der den Charakter einer großen Fabrikanstalt an sich trägt. Denn hier ist jedes Glied ein Rad in der Maschine, das ewig nur um die eigene Axe sich dreht; wie für den äußern Bedarf verschiedene Handwerker arbeiten, so giebt es ja hier für jede Art menschlicher Interessen eigene Behörden und Beamte; diesen bleibt die Angelegenheit ihres Faches überlassen, da sie dazu äußerlich berechtigt, wie sonder Zweifel innerlich befähigt sind; ein Anderer hat also nicht Ursache sich darum zu kümmern, wozu ihm obendrein die Einsicht und daher auch die Berechtigung fehlt; auch kann sich unter solchen Umständen die Gewerbfreiheit nicht auf die Mittheilung der Gedanken erstrecken, da es in einer Maschine nur eine bestimmte Gedankenreihe geben darf.

Der wahre Charakter solcher Einseitigkeit zeigt sich am deutlichsten auf deren höhern Graden. Wenn, wie man erzählt, ein berühmter Gelehrter beim Zusammentreffen mit Wieland sich erinnerte gehört zu haben, daß dieser einen tractatum de Oberone edirt habe, so erschien hier die Isolirung der Gelehrsamkeit blos in lächerlicher Form. Einen Schritt weiter, und man stößt auf wirkliche Verkehrtheit des Geistes, die von den Ereignissen des Lebens, auch in der nächsten Umgebung, keine Notiz nimmt: so sah ein Gelehrter, als er einst bei anbrechender Abenddämmerung mit einem Folianten im offnen Fenster lag, daß ein Mädchen aus einem obern Stockwerke vor ihm herabstürzte, und hörte, daß auf der Straße eine Menge Menschen um die Unglückliche sich sammelte, ließ sich aber keine Minute in seinem Studium stören; er hatte vollkommen Recht, denn davon abgesehen, daß ihn die Herabstürzende überhaupt

nichts anging, so konnte er sie ja doch nicht aufhalten, eben so wenig der Zerschmetterten helfen, und war allenfalls noch eine Hülfe möglich, so war doch seine Theilnahme unnütz, da schon andre Menschen augenblicklich herbeieilten; als er indeß späterhin völlige Verrücktheit bewies, sagte man, er habe sich „überstudirt," und wir werden versucht, auch die obigen Einseitigkeiten der Gelehrten für ein gelindes Ueberstudiren zu halten.

Diejenige Einseitigkeit, vermöge deren man über dem Ideellen das Reelle gänzlich vergißt, ist als bleibende Stimmung gar selten. Denn erstlich wird der, welcher einen so hohen Flug wagt, durch seine Lebensgenossen zu nachdrücklich auf die Forderungen der irdischen Existenz aufmerksam gemacht, und so hat denn der Idealist bei dem Versuche, seine Ideen in den Boden des wirklichen Lebens zu verpflanzen, sehr bald das Schicksal des Vogels der Minerva, der, wenn er in das bunte Gewühl des Taglebens sich verirrt, von dem kleinen Geflügel mit leidenschaftlichem Geschrei überfallen und verfolgt, geneckt und gehackt wird. Sodann sind aber auch die Mahnungen der sinnlichen Wirklichkeit an und für sich so stark, daß sie für die Dauer nicht leicht überhört werden. Wenn ein Budäus, um in seinen Meditationen nicht gestört zu werden, die Nachricht, daß das Haus brenne, an seine Gattin, als die Behörde für häusliche Angelegenheiten, verweisen konnte, so war diese Verleugnung seines Antheils an der materiellen Welt doch nur eine augenblickliche Ekstase, denn er mußte sowohl früher für die Gewinnung einer solchen Haushofmeisterin Sorge getragen haben, als auch später von dem, was über sein Haus kam, selbst Kenntniß nehmen. Daß Archimedes den feindlichen Kriegern, die seine Vaterstadt erstürmt hatten, blos darum gezürnt haben soll, weil sie die von ihm in den Sand gezeichneten Figuren zu zertreten drohten, ist entweder gleich der Erzählung von Budäus ein Mährchen, oder ein dem modernen Leben fremder Zug der antiken Welt; denn kämen ihm unsere heutigen Archimede auch in großartigem Gleichmuthe bei dem Schicksale ihrer Mitbürger gleich, so würden sie doch über der

bevorstehenden Einquartierung und Contribution den im Sande angerichteten Schaden vergessen.

Das Reale aber, durch dessen Ueberschätzung man in Einseitigkeit verfällt, ähnelt oft den spanischen Realen, die nicht viel werth sind. Es giebt nämlich eine Afterpoesie des Lebens, welche der hohlen Form den ihr fehlenden Geist andichtet, und uns die Einbildung giebt, als ob das, was in der That uns fremd ist, zu unserem Selbst gehörte. Während die Poesie das Ideelle in freier Gestaltung der Wirklichkeit darstellt und durch Anregung der Phantasie in einen Zustand der Täuschung versetzt, giebt die Afterpoesie das geistlos Wirkliche für ein Ideelles aus, und begeht Betrug. Es gehören dahin die mancherlei Einbildungen des bürgerlichen Lebens, wo die Gesellschaft für die Welt, und das Erscheinen in derselben für das Sein gilt; wo die Macht an sich Ehrfurcht fordert, da sie doch ohne edle Wirksamkeit blos eine Massenkraft ist; wo man auf den Glanz, wie gehaltlos er auch immer ist, hohen Werth legt, und das Schaumgold für edles Metall nimmt. Weder in der Sinnenwelt, noch in der bürgerlichen Gesellschaft ist unsere eigentliche und alleinige Heimath: wahrhaft leben wir nur in uns selbst, im Vereine unserer Vorstellungen und Urtheile, unserer Gefühle und Begehrungen.

Widersprüche.

Wenn man beim Vorwalten der einen Seite seiner Natur auch der gegenüber stehenden Genüge leistet, jedoch so, daß sie nicht in Einklang gesetzt werden, vielmehr ohne gegenseitigen Einfluß nur abwechselnd und zu verschiedenen Zeiten sich geltend machen, also eigentlich immer geschieden bleiben, so verfällt man in Widersprüche mit sich selbst; man ist bald das Eine, bald das Andre, und nie ein ganzer Mensch.

So suchen Viele von denen, die ganz auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, doch auch von Zeit zu Zeit mit den Ansprüchen des Geistigen sich abzufinden, mögen sie nun durch ein wahrhaftes Gefühl des Bedürfnisses, oder durch das Ver-

langen, Andern nicht nachzustehen und in deren Meinung nicht zu verlieren, dazu bestimmt werden. Das ist eine Sonntagsfrömmigkeit, die in ihrer Genügsamkeit Alles gethan zu haben vermeint, wenn sie periodisch auf einige Stunden aus dem Alltagsschmutze hervor geht. Nicht selten geschieht dann auch des Guten zu viel; der, welcher von Eitelkeit, Eigennutz, Neid, Wollust u. s. w. beherrscht wird, glaubt sich dadurch zu sühnen, daß er ein Doppelgewicht des Geistigen einsetzt, und bildet sich zum Schwärmer, während er darneben ein Sklave seiner Leidenschaften bleibt.

Umgekehrt trifft es sich wohl auch, daß der, welcher mit lebhaftem Interesse seinem geistigen Berufe folgt, dann in der Beziehung zur Wirklichkeit den sinnlichen Motiven nachgiebt, als ob er für deren sonstige Vernachlässigung sich schadlos halten müßte. Man hat z. B. aus dem Munde eines Philosophen in folgerechter Gliederung eine Entwickelung großartiger Weltansichten vernommen, und folgt man ihm aus dem Hörsaale in das bürgerliche Leben, so sieht man zu seinem Erstaunen, wie er in einem Rangstreite sich erhitzt und dabei seine ganze Logik vergißt. Der Schriftsteller, der durch seine Schilderung der Würde des Menschen unsere hohe Achtung gewonnen hat, begegnet uns auf unserem Lebenspfade, und wir erschrecken darüber, daß er vor einem Sterne sich krümmt, der in der That nur eine Sternschnuppe ist. Die in anmuthigen Liedern kund gegebenen zarten Empfindungen lassen uns wünschen, den Dichter selbst kennen zu lernen; und wir haben den Schmerz, Zeugen davon zu sein, wie er in schnödem Uebermuthe diejenigen, deren Schicksal von seinem Urtheile abhängig ist, mit widriger Roheit behandelt. — Die augenblickliche Abkühlung, welche unser Enthusiasmus in dergleichen Fällen erleidet, soll aber nur ersprießliche Wirkungen in uns hervorbringen. Wie hin und wieder erfahrener Undank oder Mißbrauch unserer Wohlthätigkeit uns nicht theilnahmlos oder hartherzig, sondern nur vorsichtiger machen darf, so müssen wir auch nach jenen Erfahrungen uns im Glauben an ein ideales Streben nicht irre machen lassen, und den Sinn für das Höhere nicht für

ein bloßes Phantom halten. Das Erhabene, welchem Kleinliches, und das Edle, welchem Gemeines beigemischt ist, behält trotz dem seinen eigenen Werth, und die Schattenseite, die wir an Andern entdecken, soll nur eine Warnungstafel für uns selbst werden. Auch wir sind Münzen mit zwei Seiten, und unser Bemühen muß nur darauf hinausgehen, daß der Revers mit dem Avers nicht in wirklichem Widerspruche stehe.

Die Selbstliebe, als Princip des Lebens und der Sittlichkeit.

Man will Niemandem gestatten, daß er in allen Verhältnissen des Lebens sich allein vor Augen habe, Alles nur auf sich beziehe, nichts als das eigene Wohl bezwecke und jeden Andern immer dafür zu benutzen suche. Wenn ein Einzelner, der irgendwo, sei es nun auf einem Throne, oder auf einem Schlosse, oder im engsten Bürgerhause, das Regiment führt, sich einzubilden scheint, als ob Die, über welche er gebietet, nur um seinetwillen da wären, so bestreiten diese bei aller Unterwürfigkeit solche Ansicht, wenigstens im Stillen. Haben sie ja doch Momente, wo sie, vom Joche der Dienstpflicht befreit, ihren eigenen Zweck verfolgen, wenn dies auch kein anderer sein sollte, als nur in der Befriedigung ihrer sinnlichen Bedürfnisse, in der Ruhe und in der Gemeinschaft mit ihres Gleichen sich behaglich zu fühlen. Somit kehren sie denn auch in ihrer Vorstellung das Verhältniß gerade um, und betrachten ihren Gebieter als Mittel für ihren Zweck: die Unterthanen, um durch ihn vor Betrug, Raub und Mord gesichert zu sein; die Leibeigenen, um von ihm alles Nothdürftige zu erhalten; das Gesinde, um Lohn von ihm zu gewinnen; Alle, um Nutzen von ihm zu ziehen.

Da es nun klar ist, daß Einer immer wieder dem Andern dient, und daß durch solche Gegenseitigkeit allein das Ganze und jeder einzelne Kreis der menschlichen Gesellschaft besteht, so kann die philanthropische Gesinnung, auf ihre Spitze sich steigernd, zu der Ansicht gelangen, der Mensch habe nicht für sich, sondern nur insofern Werth, als er unmittelbar seinen Nächsten, dadurch aber mittelbar dem Ganzen diene, und dies allein sei seine wahre Bestimmung. Ein Blick auf das vergängliche Dasein der organischen Wesen (Bd. II. S. 274 fg.) dürfte uns in dieser Meinung bestärken: das Individuum findet das Ziel seines Lebens in der Erhaltung der Gattung; hat es sich vollständig entwickelt, so pflanzt es sich fort, und hat es die Fortpflanzung beendigt, so geht es, schneller oder langsamer, für immer aber offenbar, dem Tode entgegen; und wie die Hervorbringung einer neuen Generation sammt der Beschirmung ihrer Entwickelung den Gipfel des pflanzlichen Lebens bezeichnet, so erreicht auch das Seelenleben des Thiers mit den auf dasselbe Ziel gerichteten Trieben seine größte Höhe, indem diese theils die mächtigsten sind und die der eigenen Selbsterhaltung zurückdrängen, theils durch eigenthümliche Steigerung des Instinctes zu den kunstreichsten Handlungen führen; auch ist die Erhaltung der Gattung der letzte Zweck der geselligen Vereine, in welchen alle einzelne Glieder, von dergleichen Kunsttrieben beseelt, für das gemeine Wohl wirken.

Aber was ist denn damit ausgerichtet, wenn ich kein weiteres Ziel verfolge, als meinen Mitmenschen nützlich zu werden? Die Andern, deren Wohl ich befördern soll, können, da sie mir gleich geschaffen sind, eben so wenig als ich einen selbsteigenen Zweck haben, sondern nur zum Dienste einer dritten Reihe bestimmt sein, die wiederum ihren Zweck nur in einer vierten Reihe findet, und so fort; hiernach wäre das Menschengeschlecht eine Verkettung von lauter Mitteln ohne Zweck, folglich auch die Aufopferung, die man von mir verlangt, zwecklos, mithin unverständig. — Auf der andern Seite würde ich mich dadurch zu einer Maschine herabwürdigen, die blos auf einen außer ihr liegenden, ihrem Wesen fremden Zweck hinarbeitet,

und ich käme mit meinem Selbstbewußtsein in Widerspruch: ich bin ein geistiges Wesen, welches eigenen innern Bestand hat, und meine Bestimmung kann nicht sein, Fremdem zu nützen; ich erkenne mich als frei, und mein Dasein kann nicht im Dienen aufgehen; die Behauptung, daß ich um Andrer willen da sei, ist also unvernünftig. — Was aber im Menschen zur Entwickelung gediehen ist, findet sich als Keim schon im Thiere, und ist im Wesen des Lebens überhaupt gegründet. Denn das Leben ist die Verwirklichung eines Gedankenbildes an Individuen: diese sollen in der Wirklichkeit übereinstimmen mit dem ihnen vorschwebenden Typus, und indem ihre Individualität ihrem Begriffe entspricht, sind sie mit sich selbst einig; das Innewerden solcher Einheit ihrer Wirklichkeit mit ihrem ideellen Vorbilde ist aber nichts Andres als die Lust des Daseins, die vom Leben unzertrennlich ist und den Zielpunct des Individuums ausmacht. So lebt denn jedes Thier um seiner selbst willen, auch dann noch, wenn es unmittelbar für die Erhaltung der Gattung wirkt: denn es wird von einem eingepflanzten Drange dazu getrieben, hat keine Ruhe, bis es demselben nachkommen kann, und findet in dessen Befriedigung eine Lust, gegen die es selbst sein Leben einzusetzen nicht ansteht, weil es in solchen Momenten mit der Gattung eins wird. So zielt nun alles Leben, höheres und niederes, wie es überhaupt in Selbstbestimmung besteht, zunächst auf das eigene Selbst ab: es will immer vollkommner sich entwickeln und fühlen; es strebt nach Einheit seines Daseins mit seinem Begriffe, deren Innewerden ihm Zufriedenheit und Glück gewährt, und es kann sich in der einen Richtung nur verleugnen, um in einer andern desto mehr Befriedigung zu finden. Es ist ein erhabener Gedanke, unsere sinnlichen Triebe zu beherrschen, und mit Aufopferung unseres eigenen Vortheils zum Besten Anderer zu wirken: aber eben, weil wir uns in diesem Gedanken erhoben fühlen, und um dieses Gefühls in seiner ganzen Macht theilhaftig zu werden, also um unser selbst willen, verwirklichen wir ihn. Selbst Der, welcher ohne höhern Zweck aus Laune und Verkehrtheit die Stimme der Natur unterdrückt, den Freuden

des Lebens entsagt und sich freiwillig Ungemach auferlegt, bezweckt dabei einen Genuß, indem das Bewußtsein solcher Willenskraft seinem Stolze eine höhere Befriedigung gewährt. Das Leben hat überall nur ein Ziel: sich selbst zu behaupten und zu vervollkommnen; auf eigenen Zweck zu verzichten, und blos fremdem Dasein zu dienen, ist unnatürlich.

Eine solche Selbstverleugnung, die den Geboten des Verstandes, der Vernunft und der Natur zuwiderläuft, darf also nimmer Grundsatz für uns sein; ja sie ist zu sündhaft, als daß sie je völlig durchgeführt werden könnte, und man täuscht sich nur, wenn man in seiner Bildung praktische Brauchbarkeit und in seinem Wirken Nutzen für die Welt als das höchste und eigentlichste Ziel vor sich zu haben meint. Um unser selbst willen sind wir da, und das Wohl unseres eigenen Ichs muß das Ziel unserer Bestrebungen ausmachen: die Selbstliebe ist das Princip, wie des Lebens, so auch der Sittlichkeit. Was aber unter dem Selbst, als dem Gegenstande unserer Liebe zu verstehen ist, haben wir bereits angedeutet (Bd. II. S. 228 fgg.).

Wir erblicken nämlich in der gesammten Natur nur eine fortschreitende Entwickelung, nichts Fremdartiges, sondern nur verschiedene Erscheinungsweisen; denn Alles stammt aus demselben unendlichen geistigen Urquelle, als dem All-Einigen, unbedingt auf sich Beruhenden. Das endliche Dasein ist das Erscheinen des unendlichen Seins und trägt dessen Charakter immer in beschränkter Weise, als ein Streben sich selbst gleich und mit sich einig zu sein, aber in zahllosen Abstufungen, je nachdem es mehr ein vereinzelter Strahl, ein blos Aeußerliches, an der Oberfläche Liegendes, rein Erscheinendes ist, oder mehr von dem wahrhaften Sein in sich trägt. Der leblose Körper bleibt sich gleich durch passiven Widerstand, durch Mangel an Empfänglichkeit für gewisse Einwirkungen; aber durch das Band, welches ihn mit der gesammten materiellen Welt verknüpft, ist er mit der außer ihm liegenden Materie verwandt, und wird durch sie zu Veränderungen und Thätigkeiten bestimmt, so daß Bewegung, Elektricität, Wärme, Mischungsveränderung u. s. w. entsteht; in der Wechselwirkung der verschiedenen Körper aber

zeigt sich das Leben der Welt als das nach außen Treten der Uridee, welches als der Widerschein seines ewigen und unendlichen Grundes alle Zeiten und alle Räume erfüllt. Was im Ganzen ist, wiederholt sich im Einzelnen, und so ruft das Leben der Welt lebendige Körper hervor, in denen es sich spiegelt: Körper, die als abgeschlossene Ganze, als Individuen, sich ankündigen, die verschiedenen Weltkräfte in einer eigenen durch den über ihnen waltenden Gedanken bestimmten Form vereint in sich schließen, nur durch regen Verkehr mit der Außenwelt bestehen, in demselben aber selbstthätig wirken und sich selbst erhalten. Das in der Pflanzennatur sich nur im Aeußern, Materiellen bethätigende organische Leben steigert sich in der Thierwelt zu einer innern Einheit, und wird sich selbst kund im Gefühle. Wie nun hier der Verkehr mit der Welt größere Tiefe gewinnt, indem zum Austausche der Stoffe die Sinnenerkenntniß und die freie Bewegung hinzutritt, wie ferner der ursachliche Zusammenhang und die Zweckmäßigkeit, die als Ausdrücke des geistigen Grundes der Welt in der organischen Bildung schöpferisch wirken, hier auch in der Vorstellung aufgefaßt werden, so steigert sich hier die Einheit der Individualität zu der Selbstliebe, welche für die zum Wollen erhobene organische Selbstbestimmung den Impuls abgiebt, das Gefühl des Daseins zu fördern, und zwar durch willkührliche Handlungen nicht allein das leibliche Leben zu erhalten, sondern auch den Kreis der Vorstellungen immerfort anzuregen. Die Selbstliebe ist also die allem Leben zum Grunde liegende Einheit, als sich selbst offenbar geworden; die Einheit, die, wie sie in ihrer leiblichen Beziehung alle organischen Thätigkeiten lenkt, so auch hier in ihrer selbsteigenen Gestalt den Willen bestimmen soll.

Jeder organische Körper überzieht sich mit einer Decke, welche, ihn begränzend, seine Individualität bezeichnet und gleich einer großen Zelle ihn einschließt, so daß sie, in welcher das Leben selbst nach außen hin bis zum Erlöschen herabsinkt, die Wechselwirkung mit der Außenwelt vermittelt, jedoch mäßigt und die lebendige Masse gegen zu harte Eingriffe schirmt. Auf gleiche Weise werden auf den höhern Stufen der Organisation

auch alle einzelne, lebendigere Gebilde mit minder lebendigen und für das Gesammtleben minder wichtigen Decken bekleidet. Dieses Organisationsverhältniß giebt uns nun ein treffendes Bild von den Beziehungen der verschiedenen Sphären, die der Mensch in sich vereint: sein eigentlicher Kern ist in vielfältige Hüllen gekleidet, welche alle zu seinem Dasein gehören und seine Sorgfalt in Anspruch nehmen, jedoch so, daß er immer vornehmlich auf den Kern Bedacht nehme, um nicht zur tauben Hülse auszuarten. Sein Leib ist, um bei dem gewählten Bilde zu bleiben, der hornartigen Oberhaut zu vergleichen: die gemeinsamen Eigenschaften der Materie an sich tragend und somit auch durch Widerstand sich gegen äußere Gewalten behauptend, fixirt er die Idee des Menschen in der Wirklichkeit, macht ihn zu einem Gliede der Körperwelt, und vermittelt seine Wechselwirkung mit derselben. Unter dieser materiellen Hülle waltet aber ein organisches Leben, welches dem Menschen und Thiere, wie dem Gewächse zukommt, und, der eigentlichen, von Blutbächen durchströmten, bildungsthätigen Haut vergleichbar, ohne das Bewußtsein zu berühren, den Leib fortwährend schafft, indem es die fremden Stoffe nach seinem Typus selbstthätig umwandelt. Darauf folgt nun ein Inneres, welches wir dem unter der Haut liegenden Fleische und Knochengerüste vergleichen können: die der Sinnenwelt zugekehrte Seelenthätigkeit, die der Mensch mit dem Thiere gemein hat, und die eben die gemeine Sphäre seines innern Lebens ausmacht. Denn während das Thier die verschiedenen psychischen Acte, namentlich auch die Thätigkeiten des Verstandes, vollzieht, ohne zu wissen, was eigentlich in ihm vorgeht, gelangt der Mensch im Selbstbewußtsein zur Anschauung seines Ichs und hiermit des reinen geistigen Seins überhaupt: dies kommt ihm ausschließlich zu, macht sein ganz eigentliches Selbst, den Kern seines Wesens aus, den wir, um jenes Bild durchzuführen, dem in sich abgeschloßnen durch mehrfache und verstärkte Hüllen von der Außenwelt geschiedenen Centralorgane des Nervensystems parallelisiren dürfen.

Auf solchen Weise verstehen wir das mit dem Principe des Lebens identische Gebot der Sittlichkeit. Es lautet: liebe

dich selbst! Dich, aber rechtschaffen und ganz: nicht ein Einzelnes an dir, sondern die Gesammtheit deiner Anlagen und Kräfte in den durch ihre eigenthümliche Bedeutung bestimmten Verhältnissen und Beziehungen, auf daß die verschiedenen Saiten deines Wesens harmonisch zusammen tönen. Taube Hülsen darf es nicht geben; doch ohne lebenskräftige Hülle schrumpft auch der Kern ein.

Wir haben bereits (Bd. II S. 196—211) gesehen, wie die einzelnen Momente des Sittengesetzes (Freiheit, Persönlichkeit, Idealität und Harmonie) in den allgemeinsten Merkmalen des leiblichen Lebens (Selbstbethätigung, Wesenhaftigkeit, Individualität und Wechselwirkung) vorgebildet sind. Jetzt würde es nun die Aufgabe sein, nachzuweisen, wie der Inhalt jenes Gesetzes, das Gebot der Selbstliebe in den verschiedenen Beziehungen des Lebens sich erfüllt. Da wir jedoch nur Blicke ins Leben thun, so können wir auch den Fortgang der Selbstliebe von ihrem Beginnen bis zu ihrem Ziele nicht Schritt vor Schritt verfolgen, sondern müssen uns begnügen, einzelne Puncte zu berühren.

Wie die Wirksamkeit der Seele im naturgemäßen Gange ihrer Entwickelung auf Selbsterhaltung, Selbstgefühl und Selbstbewußtsein sich richtet, so umfaßt auch die Selbstliebe des Menschen drei entsprechende Stufen, die in gegenseitiger Beziehung stehen, so daß die niedere erst durch die mittlere, und diese wieder durch die höhere ihre volle Bedeutung gewinnt.

Die thierische Seele besitzt in ihrem Zusammenhange mit dem leiblichen Leben und um für dessen Erhaltung wirken zu können, Gemeingefühl, so wie in ihrer Verbindung mit der Welt und um im Verkehr mit derselben sich zu bethätigen, Selbstgefühl. Eine ihrem Zwecke angemessene Erregung dieser Gefühle ist das Ziel der thierischen Triebe, und die Befriedigung derselben giebt die thierische Lust.

Wie, als Hülle zum Kerne, die Materie zum Leben, und das pflanzliche zum thierischen Leben, so gehört dieses wieder zum Dasein des Menschen, und macht seine sinnliche Sphäre aus, gestaltet sich aber in ihm auf eine seinem Charakter ent-

sprechende, eigenthümliche Weise. Der ihm zukommende Antheil an der gemeinsamen Lebenslust übersteigt schon bei Weitem den, der dem Thiere zugemessen ist, da die niedere Sphäre seines Wesens in ihrer Entwickelung mit seiner geistigen Höhe übereinstimmt: seine Sinnlichkeit ist um Vieles feiner und vielseitiger, und da unter dem Einflusse der Vernunft seine Phantasie unendlich thätiger und erfinderischer, so wie sein Verstand schärfer und umfassender ist, so sind auch seine sinnlichen Genüsse ungleich ausgebreiteter, mannichfaltiger, ergötzlicher und bedeutsamer. Er erkennt, daß solche angenehme Anregung seines Lebensgefühls seiner Natur gemäß und ihm Bedürfniß ist; er findet in ihr den Widerschein einer günstigen Wirkung auf sein leibliches Leben, und vermöge der Einheit alles Lebens zugleich das Vorzeichen des wohlthätigen Einflusses, der sich daraus für seine geistige Thätigkeit ergeben kann. Indem er nun so ihre Bedeutung begreift, bringt er die sinnlichen Genüsse in Uebereinstimmung mit seinem geistigen Wesen: er nimmt sie nicht in ihrer Nacktheit wie das Thier, taucht nicht in ihrer Materialität unter, sondern hält sich selbstbewußt darüber, sie mit Gedanken befruchtend; dadurch erst giebt er ihnen Würze und macht er sie seiner würdig; das Sinnliche sinnig auffassend, erhebt er die sinnliche Lust zur sinnlichen Freude. Diese gestattet er sich ferner nur in dem Maaße, daß sie nicht blos für den Augenblick belebend, sondern auch für die Folge kräftigend wirke. Er entsagt endlich solchem Genusse unter Umständen, wo derselbe mit seinem höhern, geistigen Interesse unvereinbar ist; er ordnet sein sinnliches Wohl dem Heile unter, zu welchem die Vernunft ihn leitet, und ist bereit es diesem, wo es darauf ankommt, zum Opfer zu bringen, indem die Liebe zum vergänglichen Theile seines Daseins durch die Liebe zu dem, was Ewiges an seinem Selbst ist, überwunden wird.

Die Ordnung, in welcher wir die Bestrebungen der thierischen Seele aufgezählt haben, soll uns als Leitfaden dienen, indem wir einen Blick auf die Formen werfen, zu welchen sie in der Menschenseele sich entwickeln. Um nun hier die Momente der Selbsterhaltung (Bd. II. S. 1—58) nicht gänzlich

zu übergehen, gedenken wir fürs Erste einiger materieller Einwirkungen, welche den Nahrungsmitteln verwandt sind, und doch dem Leibe keinen materiellen Zuwachs gewähren, sondern nur seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, die Seele von deren organischem Boden aus berühren, einen eignen Sinnengenuß gewähren und die geistige Lebendigkeit des Menschen steigern, aber auch unter die Stufe thierischen Daseins herabdrücken können.

Erheiterungsmittel.

Die Stimmung der Seele hängt, wie wir durch Beispiele an Thieren bereits (Bd. I. S. 91—100) nachgewiesen haben, nicht allein von Vorstellungen ab, sondern artet sich auch nach Maaßgabe des leiblichen Lebenszustandes, und kann durch gewisse Sinneseindrücke eine eigenthümliche Richtung erhalten. Auch giebt es Stoffe, die einen Einfluß auf sie ausüben können, indem sie, in den organischen Leib aufgenommen, durch Veränderungen, die sie in der Substanz oder in der Strömung des Blutes hervorbringen, vorzugsweise auf die Lebensthätigkeit des Nervensystems und insonderheit seiner Centraltheile einwirken. Dem menschlichen Verstande ist es vorbehalten, diese Stoffe durch zweckmäßige Leitung der Naturkräfte hervorzubringen, oder sie aus den Verbindungen, in welchen die Natur sie darbietet, auszuscheiden und in passender Weise zuzubereiten, um sie zu Unterstützung seines Seelenlebens, insofern dasselbe organisch bedingt ist, benutzen zu können. Mehrere derselben steigern vornehmlich das Blutleben in der obern Hälfte des Körpers und erregen dadurch das Seelenorgan im Allgemeinen; so der Kaffee, der durch seine aromatischen und flüchtigöligen Theile erwärmend und ermunternd wirkt, und, in größerer Menge genossen, Wallungen und Schwindel verursacht. Andere aber üben eine mehr eigenthümliche Reizung aus, und können namentlich in eine heitre Stimmung versetzen: dies sind die narkotischen und spirituösen Substanzen, welche die Doppelseitigkeit ihrer Wirkung einer besondern Beachtung werth macht.

Geich andern Einflüssen nämlich bringen sie ganz verschiedene Wirkungen hervor, je nachdem theils der Grad ihrer Stärke, theils der Zustand des Organismus und der Grad seiner Empfänglichkeit verschieden ist. Bei einem angemeßnen Verhältnisse dieser beiden Momente regen sie das Nervensystem zu einer lebhaftern Wirksamkeit an, so daß sie von da aus die gesammte Lebensthätigkeit und mit ihr das Kraftgefühl erhöhen, besonders aber durch lebhaftere Erregung des Seelenorgans das Selbstgefühl und die Phantasie, als diejenige Thätigkeit der Seele, welche in der nächsten Beziehung zum organischen Leben steht, und in welcher die allgemeine Naturkraft in ihrer Unabhängigkeit vom individuellen Willen am mächtigsten hervortritt, steigern, somit denn auch einen Zustand des Wohlbehagens und der Heiterkeit herbeiführen und einen eigenen Genuß gewähren. Wo sie dagegen im Uebermaaße einwirken, können sie nach den verschiedenen Graden desselben berauschen, d. h. unter Beschränkung der eigenmächtigen Thätigkeit der Seele die Phantasie von ihrer materiellen Grundlage aus bis zu dem Puncte aufregen, daß sie ungezügelt, gleich einer rohen Naturgewalt sich äußert, endlich das Bewußtsein unterdrücken, sogar das Nervenleben und mit ihm die bildenden Thätigkeiten zerrütten oder lähmen, selbst töden.

Deshalb weil sie unter gewissen Umständen giftige Wirkungen hervorbringen können, darf man sie nicht schlechthin als Gifte bezeichnen, wenn man nicht etwa Kinder durch dieses Schreckenswort von ihrem Gebrauche abhalten will; unter andern Verhältnissen können sie auch sich als Arzneimittel beweisen, das gesunkene Leben aufrichten, das gestörte zur Norm zurückführen und das bedrohte sichern. Allerdings gehören sie nicht zu den eigentlichen Lebensmitteln, welche der Organismus sich aneignet, in sich aufnimmt und in seine Substanz umwandelt, deren er also bedarf, um den Verlust an Materie zu ersetzen, den er während des Lebens und durch dasselbe ununterbrochen erleidet. Sie sind vielmehr denjenigen Substanzen beizuzählen, die für eine solche materielle Erhaltung des Lebens nicht nöthig sind, sondern durch Umänderung des Mischungs-

verhältnisses und durch Umstimmung der Lebensthätigkeiten nach Maaßgabe der Verhältnisse entweder Krankheiten zu verursachen oder Krankheiten zu heben geeignet sind, und die man adiätetische nennen kann, da sie eigentlich für die Gesundheit nicht passen. Allein die Gesundheit ist ein Ideal, von welchem der Lebenszustand des Individuums für immer, sei es nach dieser oder nach jener Richtung, mehr oder weniger abweicht (S. 115 fg.). So giebt es denn nun bei relativer Gesundheit, dergleichen allein in der Wirklichkeit vorkommt, auch Zustände, in welchen die eigentlichen Lebensmittel nicht ausreichen, um die Lebensthätigkeiten in gehöriger Regsamkeit zu erhalten, sondern wo die adiätetischen Mittel zu Hülfe genommen werden müssen. Letztere sind demnach nicht blos in Krankheiten als Arzneimittel anwendbar und für den Gesunden als Gifte zu meiden, sondern auch von Letzterem unter gewissen Bedingungen mit Nutzen zu gebrauchen. Dahin gehören denn, wie die Gewürze als Stärkungsmittel und die Pflanzensäuren als Kühlungsmittel, so auch gewisse narkotische und spirituöse Substanzen als Nervenreize und Erheiterungsmittel.

Der Mensch übernimmt oftmals eine Anstrengung oder unterzieht sich einem Ungemach, wobei es ihm als nöthig oder als dienlich erscheinen kann, sich der Hülfe solcher Nervenreize zu bedienen, um entweder mit mehr Nachdruck wirken oder mit mehr Kraft sich behaupten, überhaupt um sicherer oder leichter seinen Zweck erreichen zu können. Ein andres Mal greift er nach solchen Mitteln, wenn er, körperlich oder geistig ermüdet, sich entweder zu sehr erschöpft fühlt, oder zu wenig Zeit oder Geduld hat, um von Ruhe und Nahrung Ersatz der verlornen Kraft erwarten zu können, und er mit alsbaldiger Stärkung auch ein Gefühl regern Lebens verlangt. In noch andern Fällen nimmt er zu solcher Erregung des Seelenorgans seine Zuflucht, um, wenn sein Gemüth unangenehm berührt, bedrückt oder niedergebeugt ist, durch Steigerung des Kraftgefühls wieder Heiterkeit und Muth zu gewinnen. Endlich und hauptsächlich hat er auch, abgesehen von dem Allem, das Bedürfniß, je zuweilen sein Dasein in höherem Maaße unmittelbar inne

zu werden, Abwechselung in das trockne Einerlei des prosaischen Lebens zu bringen, und bei Unterbrechung des ernsten Ganges seiner gewohnten Beschäftigung die Fesseln der Wirklichkeit zu lüften, um dem heitern Spiele der Phantasie sich zu ergeben; er benutzt dann auch jene materiellen Kräfte, welche ihn in eine solche Stimmung zu versetzen geeignet sind. In der That liefert die Natur unter jedem Himmelstriche Stoffe, die als Mittel hierzu dienen können, und bei allen Völkern findet man dergleichen im Gebrauche, so daß wir diesen schon darum für naturgemäß zu erklären berechtigt sind. Es fehlt ihm jedoch auch nicht an Gegnern, die ihn in gewissen Beziehungen entweder als unwürdig oder als verderblich verdammen.

Was das Erstere anlangt, so scheint es allerdings eine Herabwürdigung des menschlichen Geistes zu sein, wenn man, um seinen Gedanken einen höhern Schwung zu geben, oder um das gebeugte Herz aufzurichten, — reizende Substanzen genießt. Wie klein muß man sich vorkommen, wenn man sich dessen bewußt wird, daß man erhabene Ideen oder Kraft des Gemüthes von einer Pille oder von einem gefüllten Becher erwartet! — Wir geben dies zu, ja wir halten ein solches absichtliches Unternehmen geradezu für widersinnig: wer nicht schon Begeisterung und schöpferische Kraft in sich trägt, der wird, durch solche Reizmittel erhitzt, nur gehaltlose Gaukeleien erzeugen, ähnelnd den trügerischen Flämmchen, die aus den entzündlichen Dünsten sumpfigen Bodens entspringen; und der Versuch, einen herben Schmerz durch solche materielle Einwirkung zu beschwichtigen, führt entweder unmittelbar oder in Folge vorübergehender Betäubung zu noch tieferer Zerrissenheit. Doch auf der andern Seite dürfen wir nicht aus zümpferlicher Scheu uns die Hülfsmittel versagen, welche die Natur unserem innern Leben darbietet. Daß die Beschaffenheit unseres Gehirns mit unserem geistigen Vermögen im Zusammenhange steht, daß der Zustand der Verdauungsorgane auf den Gang der Gedanken einen Einfluß ausübt, daß Regelwidrigkeiten der Leber das Gemüth umdüstern u. s. w., liegt vor Augen. Können wir

also nicht leugnen, daß die freie Wirksamkeit unseres Geistes auch durch das Vonstattengehen der organischen Thätigkeiten bedingt wird, so können wir uns auch nicht einbilden, als ob es unter unserer Würde sei, durch materielle Einwirkungen unserem organischen Leben eine Stimmung zu geben, die der geistigen Thätigkeit günstig ist. Wer etwas Großes hervorzubringen im Stande ist, oder von einem tiefen Schmerze ergriffen ist, wird freilich nie die Absicht haben, durch dergleichen Mittel im erstern Falle seine Kraft zu solchem Zwecke zu erhöhen, oder im letztern Falle Trost zu gewinnen. Gebrauchen wir sie aber zu Zeiten, wo uns das Gemeingefühl sagt, daß unsere organischen Thätigkeiten zu matt vor sich gehen, und blos dem natürlichen Triebe, uns ein kräftigeres Lebensgefühl zu verschaffen, folgend, so beweisen sie auch ihre wohlthätigen Wirkungen auf unsern Geist, indem sie die organischen Verhältnisse beseitigen, welche ihn hinderten, die ihm inwohnende eigene Kraft zu entwickeln.

Ein anderweitiges Verdammungsurtheil, das über diese Mittel ausgesprochen wird, gründet sich auf den Schaden, den sie stiften, — und dieser ist in der That bedeutend. Ihr Genuß ist verführerisch: das rege Kraftgefühl, welches sie hervorrufen, will sich immer höher steigern, und die heitere Lebenslust, die sie wecken, verleitet zum Unmaaße; dann aber versetzen sie in einen Zustand der Aufregung, in welchem die Klarheit des Geistes getrübt, die Besonnenheit geschwächt, die Selbstherrschaft beschränkt ist, so daß der Mensch, sich selbst entfremdet, von blinder Naturgewalt getrieben, sich oder Andern schaden, ja, von erwachenden wilden Trieben zu gewaltthätigen Handlungen und selbst zu Verbrechen hingerissen werden kann, wenn er nicht gar in schändlicher Sinnlosigkeit Gegenstand des Ekels wird. Und die Gewohnheit solches Unmaaßes beraubt den Menschen aller Herrschaft über sich, zerrüttet die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, verleitet zu mannichfachen Vergehungen, stumpft das sittliche Gefühl ab, schwächt den Geist, stürzt in unheilbares Siechthum und Wahnsinn. Fürwahr, von den Verbrechen, welche begangen werden, und von dem Elende,

welches wir erblicken, stammt ein großer Theil nur aus solchem Mißbrauche. — Aus Mißbrauche! Dies einzige Wort entscheidet. Sich der geistigen Getränke enthalten, um nicht in Trunksucht zu verfallen, ist eben so verständig, als sich vor allen wohlschmeckenden Nahrungsmitteln hüten, um vor Völlerei sicher zu sein, oder sich die Erholung im ruhigen Anschauen der Natur oder der Werke der Kunst versagen, um sich nicht dem Müßiggange zu ergeben, oder auf den Genuß einer Wanderung verzichten und sich in seine Wohnung einkerkern, um nicht Vagabond zu werden, oder in ein Trappistenkloster sich begraben, um nicht den Ausschweifungen und Eitelkeiten der Welt zu verfallen.

Wie bei allen sinnlichen Genüssen, so kommt es auch beim Gebrauche der in Rede stehenden Reizmittel auf die nähern Verhältnisse und zunächst auf den Lebenszustand an. Wo das Leben ohne erschöpfende Anstrengung, ohne entmuthigendes Mühsal, ohne niederbeugende Widerwärtigkeit sanft und leicht auf ebener Bahn hingleitet, oder wo die innere Kraft mächtig genug ist, sich auch in der Ungunst der Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und wo bei munterem Wellenschlage leichten, warmen Blutes frisches Lebensgefühl und heitrer Sinn unverwüstlich sich behauptet, da sind diese Reizmittel entbehrlich; wir preisen Den glücklich, der ihrer nicht bedarf, und tadeln ihn, wenn er sich gleichwohl ihrer bedient. Je zarter die Organisation und je höher die Reizbarkeit ist, um so leichter wirken sie nachtheilig, am meisten in der Kindheit, wo die Kraft sich erst entwickeln soll und durch voreilige Aufregung für die ganze Lebenszeit gestört wird.

Es kommt ferner darauf an, diejenigen Erheiterungsmittel auszuwählen, welche der Constitution, dem Culturzustande, der übrigen Lebensweise und der vorhergegangenen Anstrengung ihrer Art und ihrem Grade nach angemessen sind.

Das Eigenthümliche der narkotischen Mittel, insonderheit des Opiums, besteht darin, daß sie auf das organische Leben des centralen Theils des Nervensystems mit größerer Intensität einwirken, daher sie auch mehr zu Arzneimitteln, als zu

Erheiterungsmitteln sich eignen. Nur in sehr kleinen Gaben angewendet, bewirken sie durch jene Concentration des organischen Nervenlebens eine theilweise Belebung der Phantasie und des Ganges der Vorstellungen, wobei sie, während die peripherische Thätigkeit zurückgedrängt und die Empfindung stumpfer wird, das Gefühl des momentanen Daseins emporheben, einen behaglichen Zustand mit heiterer Stimmung herbeiführen und in angenehmer Abspannung die Bilder der Vergangenheit verwischen. So mischte schon Helena dem Weine Nepenthes bei, ein Mittel

Kummer zu tilgen und Groll und jeglicher Leiden Gedächtniß:
Kostet Einer davon, nachdem in den Krug es gemischt ward,
Nicht an dem ganzen Tage benetzt ihm die Thräne das Antlitz;
Nicht, ob selbst gestorben ihm wär' auch Mutter und Vater;
Nicht, ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm
Tödete feindliches Erz, und er mit Augen es sähe.

Solche Apathie, die nur einem Orientalen wünschenswerth erscheinen kann, tritt allerdings erst bei einem etwas reichlichern Gebrauche des Opiums ein; aber auch die öftere Wiederholung kleiner, belebender und erheiternder Gaben verursacht eine Erschlaffung, bei welcher zu neuer momentaner Aufregung eine immer größere Gabe erfordert und endlich bleibende Zerrüttung, Stumpfsinn und Lähmung verursacht wird. — Im Tabake ist die narkotische Kraft beschränkt durch den beigemischten scharfen Stoff, vermöge dessen er in den Schleimhäuten, mit denen er in Berührung gebracht wird, eine starke Reizung und vermehrte Bildung von Flüssigkeit hervorbringt; das Kauen desselben kann nur bei bedeutend derber und torpider Complexion einen angenehmen und die Ertragung von Beschwerden erleichternden Reiz abgeben, und, wenn es zur Gewohnheit wird, leicht Stumpfsinn verursachen; als Pulver geschnupft, wirkt er als ein leichterer, flüchtiger Reiz auf das Seelenorgan, fördert den Gang der Vorstellungen und kann so auch bei geistiger Anstrengung zur Unterstützung dienen; als Rauch endlich ist seine Wirkung bei Denen, die daran gewöhnt sind, beinahe unmerklich, trägt jedoch zur Aufheiterung und zur Beruhigung von mancherlei Aufregungen bei, so wie er auch bei geistigen

Anstrengungen und beim Erdulden körperlichen Ungemachs nicht ohne Nutzen ist.

Ausgebreiteter ist der Gebrauch der durch Gährung gewonnenen geistigen Getränke. Die Gährung, welcher die zur Zersetzung geneigte organische Substanz verfällt, sobald nicht mehr durch die Macht des Lebens entgegengesetzte Mischungsprocesse bewirkt werden, erscheint gleichsam als eine Rückerinnerung lebendiger Production: sie wird wie diese durch Zutritt von Luft und Wasser und durch eine mittlere Temperatur bedingt, geht zum Theil unter sichtbarer Bewegung und unter Entwickelung von Wärme vor sich, und erzeugt unter einem mehr oder minder bemerklichen Kampfe der Elementarstoffe eine durch deren Trennung und anderweitige Verbindung hervorgebrachte neue Substanz, wobei zum Theil neue organische Körper (unter dem Mikroskope erkennbare Pilze) entstehen. Diejenige Gährung, welche der Zucker eingeht, wenn durch Verbindung mit einem stickstoffhaltigen Körper die vier Elementarstoffe der organischen Substanz vollständig in ihm vereint sind, giebt ein Product, welches, weil es flüchtig und von der gröbern Materie sich abzuscheiden geneigt ist, geistig genannt wird, und indem der Mensch solche Gährung veranstaltet und leitet, gewinnt er ein Getränk, mittelst dessen er auf die organische Grundlage seines geistigen Lebens zu wirken vermag.

Die erste Form dieser Getränke wird durch Gährung des von der Natur selbst gebildeten Zuckers, besonders des im Safte der Traube enthaltenen, gewonnen: der Wein. Wie die Natur an seiner Bereitung mehr Antheil hat als der Mensch, so ist der Wein auch das heilsamste aller Erheiterungsmittel: er enthält das spirituöse Princip gemildert durch das organisch mit ihm verbundene Wasser, und durch die schwachen, eben so natürlichen Beimischungen von unzersetztem Zucker, Gummi, Extractivstoff, Pflanzensäure, Laugensalz und Erde, vermöge deren er noch fortwährend sich umbildet und veredelt. So ist er bei überwiegender erregender Kraft doch dem Organismus befreundet, so daß dieser ihn sich anzueignen vermag; er steigert das Leben in allen seinen Richtungen, und indem er auch der

Seelenthätigkeit von ihrer leiblichen Grundlage aus einen poetischen Schwung ertheilt, giebt er sich als die materielle Poesie zu erkennen, wie er andrerseits auch den Poeten in die Tiefen der Materialität versenken kann.

Das Bier, als die andere Form geistiger Getränke, ist durch Gährung von Zucker, den man erst durch künstlich eingeleiteten Keimungsproceß mehliger Samenkörner gewonnen hat, bereitet, und enthält bei geringerem Gehalte an Weingeist mehr Extractivstoff, Gummi und Pflanzenleim. Vermöge dieses Uebergewichts von Nahrungsstoff schließt es sich den Nahrungsmitteln an, und dient besonders für materielle Erholung; der Genuß, den es gewährt, beruht mehr auf einem Gefühle von Stärkung, als auf einer lebhaftern Erregung des Seelenorgans selbst. Diese tritt erst bei reichlicherem Gebrauche stärker hervor, und hat mehr das Gepräge vorwaltender Materialität, wie auch die Wirkung eines fortgesetzten übermäßigen Gebrauchs des Biers durch Plumpheit und Uebergewicht der Masse über das Geistige sich bezeichnet.

Die dritte Form endlich ist der Brandwein, oder der durch die Gewalt des Feuers aus seinem natürlichen Boden, der gegohrnen Flüssigkeit, ausgetriebene und vom größten Theile der Beimischung an Wasser und andern Stoffen geschiedene Weingeist. So der Bestandtheile, welche der Organismus sich aneignen könnte, beraubt, ist er nicht im Stande, die verlornen Kräfte auf dem naturgemäßen Wege der Ernährung zu ersetzen, sondern wirkt blos als ein mächtiger, für den Augenblick belebender Reiz. Mit der Stärke seiner Wirksamkeit steht auch die Gefahr, welche sein übermäßiger Gebrauch bereitet, in geradem Verhältnisse: er zeigt sich dann als Gegner des Menschengeistes, den er herausfordert, um ihn zu überwältigen; je höher er im Helme des Menschen aufsteigt, desto mehr schlägt er das Seelenleben in das Kühlfaß des Leibes nieder; je reiner, wasserfreier, ungebundener das spirituöse Princip ist, desto unreiner, wässeriger, gebundener wird unter seinem Einflusse das Gemüth. Und solchem Uebel, welches bei der verführerischen Reizkraft und Wohlfeilheit des Brandweins wie ein Krebsschaden

um sich greift, abzuhelfen, ist die eines Freundes der Menschheit und des Vaterlandes würdige Aufgabe. Die Lösung derselben ist einfach, aber schwierig: sie besteht darin, daß erstlich das Bedürfniß des Brandweins auf alle Weise beschränkt, zweitens das Volk durch höhere Bildung zur Selbstbeherrschung und Mäßigkeit in den sinnlichen Genüssen überhaupt geführt werde. Statt dessen will man, daß sich das Volk des Brandweins gänzlich enthalte, denn man meint schneller zum Ziele zu kommen, wenn man das Kind sammt dem Bade ausschüttet.

Für einen Sittenlehrer ist es durchaus ungeziemend, so, wie es heut zu Tage geschieht, gegen das Brandweintrinken überhaupt zu predigen. Denn der wahre Beruf eines solchen Mannes ist es, das Selbstbewußtsein zu wecken und in seiner Entwickelung zu fördern, auf daß die Vernunft im Menschen zur Oberherrschaft gelange, das Sittengesetz seinem Verstande näher gerückt und klar werde, die Ueberzeugung von dessen unbedingter Nothwendigkeit mit seiner ganzen Denkungsart verwachse, das Gefühl seiner Würde ihm alles Niedere und Gemeine unmöglich mache, und das Rechtthun ihm zur Gewohnheit und zum Bedürfnisse werde. Darin ist nun auch die in jeder Beziehung geltende und auf Selbstbeherrschung beruhende Mäßigung eingeschlossen. Wenn nun der Sittenlehrer auf keine andre Weise von einem Fehler abmahnt, als mit der Forderung, daß man die Gelegenheit ihn zu begehen vermeiden soll, so legt er dadurch das Bekenntniß seiner Untüchtigkeit ab; er gesteht ein, daß er nicht im Stande ist, die sittliche Kraft zu wecken, bei welcher der Mensch in allen Verhältnissen der Verführung zum Bösen widersteht; er verlangt auch in der That keine Sittlichkeit, sondern hat nur den Zweck, die Folgen eines Fehlers zu verhüten, indem er es unmöglich macht, denselben zu begehen. Denn wenn Jemand bestimmt würde, sein kaufmännisches Geschäft aufzugeben oder kein Geld mehr auf Zinsen auszuleihen, so würde er allerdings Niemandem mehr durch einen betrügerischen Handel oder durch Wucher schaden können; aber sittlicher würde er darum nicht sein. Nun ist es allerdings, wenn auch kein großes, so doch einiges Verdienst, wenn

der Schwächling, um in einem Genusse nicht unmäßig sein zu können, sich denselben ganz versagt; aber auch dies geringe Verdienst fällt weg, wenn er nicht frei und aus reinen Gründen der Sittlichkeit sich dazu entschließt, sondern nur durch Ueberredung, durch Nachahmungssucht und Eitelkeit, oder durch Erwartung von materiellen Vortheilen zu solchem Entschlusse bestimmt und ihn aufzugeben durch Scham verhindert wird. Daß es mit dem bei uns in Gang gebrachten Versprechen der Enthaltung vom Brandweine solche Bewandniß hat; daß hier, um das auszurichten, was nur der Wille jedes Einzelnen für sich vermag, der Associationsgeist zu Hülfe genommen wird; daß hier die Privattugend, die Jeder nur sich selbst schuldig ist, zur Schau getragen wird, — liegt am Tage. Eben weil diese Vereine blos den polizeilichen Zweck haben, Unordnung, Zank, Streit und Todtschlag zu verhüten, haben sie auch eher einen nachtheiligen, als einen vortheilhaften Einfluß auf die Sittlichkeit. Denn einem sinnlichen Genusse nicht blos unter bestimmten Verhältnissen, wo er pflichtwidrig wäre, sondern unbedingt und unter allen Umständen entsagen, ist Unnatur und Schwärmerei, bei welcher, da sie auf Einseitigkeit beruht, man sich gewöhnlich dadurch einen Ersatz verschafft, daß man in andern Zweigen der Sinnlichkeit, sei es auch nur in geistigem Dünkel und phantastischen Träumen, schwelgt. Der Ungebildete, der durch Verzichtleistung auf das Brandweintrinken, wovon so viel Aufhebens gemacht wird, Großes geleistet, ja einen Grad von Heiligkeit erlangt zu haben wähnt, kann leicht darauf verfallen, in andern sinnlichen Genüssen, bei denen eine gleiche Enthaltsamkeit nicht gefordert wird, sich um so reichlicher schadlos halten zu dürfen; und was ist dann gebessert, wenn er auch nur zum Tabakskauen, oder wie bereits in England hin und wieder der Fall ist, zum Opium seine Zuflucht nimmt? Mord und Todtschlag wird dadurch freilich nicht so leicht veranlaßt; aber daß Stumpfsinn und Verwilderung daraus entspringen, ist auch nicht zu übersehen.

Ferner ist es unchristlich, dem Armen ein Mittel zu Erleichterung der ihn drückenden Beschwerden zu entziehen, ohne

seine Lage zu verbessern. Ein Trunk Brandwein kann ihn in den Stand setzen, bei den Anstrengungen in Kälte, Sturm und Nässe sich trotz der ärmlichen Bekleidung gesund und rüstig zu erhalten, oder bei Erschöpfung der Kräfte durch schwere Arbeit in der Sonnenglut sich zu erquicken, oder sein dürftiges Mahl vollkommener zu verdauen, damit es ungeachtet des geringen Geha'tes mehr Nahrung und Kraft gewähre, oder sein an Freuden armes Leben auf einige Zeit zu erheitern. Gebt ihm erst eine nahrhafte Kost, die ihm die zur Ueberwindung aller Beschwerden nöthigen Kräfte verleiht! Verschafft ihm eine gehörige Bekleidung, in der er dem Ungemache der Witterung trotzen kann! Gewährt ihm einen Lohn, der ihn gegen Noth und Sorgen sichert! Dann erst mögt ihr ihm beweisen, daß er des Brandweins nicht bedarf. Hin und wieder lassen sich höhere Beamte aus Gutmüthigkeit als Lockvögel gebrauchen, damit ihr Beitritt zum Enthaltsamkeitsvereine die Eitelkeit des gemeinen Mannes zur Theilnahme ansporne; daß sie aber bei gemächlichem Leben, ausgesuchter Nahrung und gutem Weine sich des Brandweins zu enthalten versprechen, um den Armen zu gleicher Entsagung zu bestimmen, ist doch ein zu plumper Hohn, als daß er unerkannt bleiben sollte. Ueberhaupt aber sollte man ohne besondre Gründe niemanden bestimmen, einem solchen Genusse gänzlich zu entsagen; denn wenn der Nothdurft abgeholfen ist, will auch das Lebensgefühl je zuweilen sich steigern, und dem Geiste des Christenthums entspricht nur eine heitere Tugend, welche keine Freude, die Gottes Vaterliebe dem Leben gewährt hat, unbedingt und ohne Rücksicht auf die sittlichen Verhältnisse verdammt.

Unter diesen Umständen gerathen nun die Enthaltsamkeitsvereine, wenn sie unter der Leitung von Geistlichen stehen, die alles Heil in unbedingter Annahme zweifelhafter Meinungen finden oder zu finden vorgeben, nur in den Verdacht, daß sie zu Werkzeugen der Priesterherrschaft dienen sollen. Denn daß diese aus jeder Art von Schwärmerei und aus schwärmerischer Verzichtleistung auf Freuden des Lebens Vortheil für sich zu ziehen weiß, und daß sie Scheinheiligkeit, so wie ein unwahres

zümpferliches Wesen zu den besten Streitern zählt, die in ihrem Solde stehen, ist bekannt. Es steht Jedem frei, sich Genüsse zu versagen, um vor deren Mißbrauche sicher zu sein, und man wird auch nichts dagegen einwenden können, wenn er Andere harmlos dazu bestimmt: wird dies aber ein Geschäft blinder Eiferer und eine Modefratze, durch die man sich angesehen und beliebt machen kann, so muß solches Treiben bekämpft werden, denn dergleichen Scheintugend ist eine Pest der Sittlichkeit.

Die Natur ist wahrhaftig und treu. Was sie dem Menschen darbietet, und zu dessen Genusse sie ihn einladet, das soll er in Gottes Namen genießen, d. h. so, daß er nicht minder im sittlichen Gefühle, als im Gemeingefühle die Stimme der Natur erkennt, und daß bei deren Befolgung die in ihm persönlich gewordene geistige Kraft in freier Selbstbestimmung sich behaupte. Wir wollen nur einige Maximen berühren, welche für den Gebrauch geistiger Getränke sich aus diesem Grundsatze ergeben.

Nur wo das Leben einer Steigerung bedarf, soll man sich ihrer bedienen, und zwar nur in solchem Maaße, daß sie für den Augenblick Erheiterung und für die Folge Stärkung bewirken. So gebietet der Verstand in seiner Strenge, von der er jedoch aus billiger Rücksicht auf die Ansprüche der Sinnlichkeit etwas nachläßt. Gar viele Menschen nehmen, weil es ihnen Vergnügen gewährt, den Tag über öfter, als nöthig ist, Nahrung zu sich, und wenn dies nicht zu häufig geschieht, so bringt es in keiner Hinsicht Nachtheil; auch läßt man sich mehr durch den Eintritt der bestimmten Stunde als durch den des Bedürfnisses zur Mahlzeit rufen: ja, eine solche Regelmäßigkeit beweiset sich zuträglich, indem bei ihr die Verdauung besser von Statten geht, denn das Leben liebt den rhythmischen Gang als die Regel im Wechsel. So mag man denn auch in Beziehung auf die Zeit zum Genusse geistiger Getränke dem Vergnügen und der Gewöhnung Einiges einräumen, ohne jedoch dem Verstande zu viel abdingen zu wollen. Dieser besteht aber darauf, daß man sie nur selten, nie zu einer Zeit, wo

man seine Kraft auf einen Punct zu richten hat, und nie in gedankenloser Nachgiebigkeit gegen den Mechanismus der Gewohnheit genieße. — Aehnlich verhält es sich mit dem Maaße. Auch hier beschränken sich die allerwenigsten Menschen auf die zu Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nöthige Menge von Nahrungsmitteln. Damit man jedoch der Gaumenlust nicht zum Schaden der Gesundheit zu viel nachgebe, soll man, heißt es, mit dem Essen gerade dann aufhören, wenn es am besten schmeckt. Diese Maxime ist aber eben so unnatürlich als unausführbar. Sie ist der Regel an die Seite zu stellen, daß die Kirmes an einem Orte auf den Tag vor dem ersten Schnee fällt, oder daß die Sprützen acht Tage vor jeder Feuersbrunst probirt werden sollen: denn man kann wohl sagen, wann es am besten geschmeckt hat, aber nicht vorher wissen, ob der höchste Punct des Wohlgeschmacks bereits erreicht ist. Die Natur macht nicht so grausame Forderungen, sondern vermindert die Lust des Genusses, sobald dieser das nicht zu überschreitende Maaß erreicht. Wie bei der Nahrung, so auch bei den geistigen Getränken giebt uns das Gemeingefühl diesen Punct durch Abnahme des Wohlgeschmacks sehr bestimmt an, so lange es in seiner naturgemäßen Frische sich vernehmen läßt, und seine Stimme nicht durch Gewohnheit der Unbeachtung zu leise oder gar verkehrt geworden ist. Wegen solcher Möglichkeit muß ihm hier wie überall der Verstand als Controlleur zur Seite stehen, gehörig aufmerken und nöthigenfalls nach eigener Schätzung einschreiten, — jedoch es auch nicht bis zur Pendanterie treiben. Denn das Leben liebt den Wechsel, und wie es dem Calcul nirgends sich unterwirft, so verlangt es auch bald mehr, bald weniger Nahrung oder Reize; und darüber entscheidet nur das Gemeingefühl, während der Verstand solchen Wechsel des Bedürfnisses und besonders den im Lebenszustande enthaltenen Grund desselben nicht erkennt, und daher für immer dasselbe Maaß und Gewicht angewendet wissen will.

Eine ähnliche moderirende Stellung gebührt ihm in dem während des Genusses geistiger Getränke zu behauptenden Seelenzustande. Es ist ein Hauptgrundsatz in der Diätetik, daß man,

um nicht von den Eindrücken überwältigt zu werden, sich ihnen nicht passiv hingeben, sondern sich selbstthätig dabei verhalten muß. Wie man demnach z. B. dadurch vor einem Rheumatismus sich verwahrt, daß man die Muskeln derjenigen Seite, die einem schneidend kalten Luftstrome ausgesetzt ist, stark zusammenzieht, ohne daß es einer äußern Bewegung dabei bedarf, so hat sich bei jenem Genusse die geistige Kraft zu strämmen, um nicht den Kürzern zu ziehen; denn wo die geistigen Getränke nicht auf geistige Regsamkeit stoßen, da wirken sie übermächtig ein, so daß die Seele von feuchtem Nebel umdämmert wird. Zugleich muß der Verstand der Phantasie mehr Spielraum gestatten, und wenn ihre heitern Schöpfungen nicht immer ganz regelrecht sind, sie gewähren lassen, aber auch nie seinem Rechte zu viel vergeben, vielmehr der Gefahr selbst zu unterliegen, bei rechter Zeit vorbeugen.

Besitzthum.

Wir haben im Thierreiche deutliche Spuren von Eigenthum und Eigenthumsrecht gefunden, und nachgewiesen, daß das Thier, indem es sich einen Vorrath von Nahrungsstoff sammelt (Bd. II. S. 28 fg.), sich eine eigene Wohnung schafft (ebd. S. 44—53) und Beides als sein Eigenthum behauptet (ebd. S. 116—120), nichts Anderes thut, als was schon der lebendige Leib durch eigene Kraft ausrichtet, da er seine Thätigkeit auf die Zukunft richtet (Bd. I. S. 21 fg.) und seine Fortdauer durch Aufnahme und Aneignung fremder Materie bewerkstelligt (ebd. S. 15 fg.). Denn vermöge der Einheit alles Lebens wird auch in dieser Beziehung auf jeder Stufe desselben immer derselbe Gedanke verwirklicht: zuerst in seiner materiellen Hülle durch die pflanzliche organische Kraft; sodann in seiner Entwickelung zur sinnlichen Form, welche ihn selbst als bestimmend hindurch schimmern läßt, durch Instinct und verständigen Willen, geleitet von Ahnung und Sinnesthätigkeit, und sich bethätigend durch willkührliche Bewegung; endlich in seiner reinen Gestalt durch den selbstbewußten Willen, der,

als die vollendete Entwickelung der das Leben erhaltenden Kraft, jene sinnliche Sphäre zur Basis hat.

Das Sittengesetz, als die zum vollen Bewußtsein gediehene Selbstliebe, gebietet dem Menschen die harmonische Entwickelung und freie Uebung der von der Natur ihm verliehenen Kräfte. Er muß demnach vor Allem für seine Selbsterhaltung sorgen und sich die zur Aufrechthaltung seines Lebens nöthigen äußern Mittel verschaffen. Er bedarf aber dieser Mittel fortwährend, und wenn er sie sich nur für den nächsten Augenblick verschaffen könnte, so würde er unausgesetzt sich damit beschäftigen müssen, also auch keine Zeit übrig behalten, seine übrigen Kräfte auszubilden und zu Befriedigung höherer Bedürfnisse zu gebrauchen. Darum muß das, was er sich verschafft hat, auch für die Zukunft ihm die Abhülfe seiner Bedürfnisse sichern: es muß ihm bleibend gehören, und darf ihm nicht von einem Andern entrissen werden; indem er gegen alle übrigen Menschen dasselbe Verhältniß zu beobachten sich verpflichtet fühlt, fordert er von der Gesellschaft, daß sie das Seinige unter ihren Schutz nimmt, und denjenigen, der ihm etwas davon entzogen oder auf irgend eine Weise dessen beliebigen Gebrauch geschmälert hat, nöthigt, es ihm zurück zu geben oder ihn dafür zu entschädigen. Auf diese Weise entsteht das Eigenthumsrecht, vermöge dessen über eine Sache nur die Person oder die Gesellschaft, welcher sie rechtmäßig zukommt, und kein Anderer verfügen kann.

Der Besitzer benutzt seine Eigenthum für seine eigenen Zwecke, und kann überhaupt nach Belieben damit schalten; mithin kann nur eine Sache, d. h. etwas, das nicht eigene Zwecke für sich hat, Eigenthum werden. Schon das materielle Leben beweiset in den organischen Verhältnissen, daß es von dem Gleichen sich nicht unbedingt als Sache behandeln läßt: ein lebender Körper kann zwar von den Stoffen, die er einem andern entzieht, sich nähren, aber nicht sich diesen selbst aneignen; der Magen vermag Lebendiges nicht zu verdauen, und das Thier muß seine Beute erst töden, ehe es sie sich anzueignen im Stande ist (Bd. II. S. 13); hin und wieder widersteht ihm auch die Substanz von getödeten Individuen derselben

Gattung (ebd. S. 114 fg.). Was hier im Materiellen angedeutet ist, findet seine Erfüllung auf dem Gebiete der Vernunft: der Mensch, durch Selbstbewußtsein zu Verfolgung seiner eigenen Zwecke berechtigt und verpflichtet, darf eben so wenig sich einem Andern zum Eigenthume hingeben, als einen Andern zu seinem Eigenthume machen wollen; die Sklaverei ist durchaus verbrecherisch. Wenn der Mann Ansprüche auf Weib und Kind hat, so sind sie darum nicht sein Eigenthum, denn es findet hier Gegenseitigkeit Statt, und seine Rechte an sie sind nur unter der Voraussetzung gültig, daß er seine Pflichten gegen sie erfüllt. Nur das Vernunftlose und der Vernunft schlechthin Unfähige kann der Mensch zu seinem Eigenthume machen, und selbst hier noch hat er die Rechte des Lebens zu achten: er ist berechtigt, das Thier schlechthin seinem Willen zu unterwerfen, jedoch nur insofern dieser der Vernunft nicht widerspricht; er darf es, um von ihm Nutzen zu ziehen oder um dem Schaden, den es anrichtet, vorzubeugen, selbst töden, aber nicht grausam behandeln; denn es hat zwar nur sinnliche und deshalb den menschlichen untergeordnete, aber in solcher Beschränkung doch auch eigene Zwecke, und fordert somit, daß das Gefühl seines Daseins ihm nicht ohne einen von der Vernunft gebilligten Grund verkümmert werde. Selbst das Pflanzenleben will nicht unnöthigerweise gekränkt werden, und nur die leblose Materie ist schlechthin Sache, die der Willkühr des Eigenthümers unbedingt anheim fällt.

Auf rechtmäßige Weise kommt man zu einem Eigenthume, indem man entweder von dem, was herrenlos ist, Besitz nimmt, oder etwas von seinem bisherigen Besitzer durch Abtretung empfängt.

Der Besitz eines Grundes, eines Theils der Erde, die uns trägt, ist der Grund alles weitern Besitzes: zum Boden nämlich gehört außer seinen Producten auch das Recht, alles Herrenlose, was in dessen Gebiete vorkommt, in Besitz zu nehmen: den Vogel in der Luft kann nur der Eigenthümer des Bodens, über welchem er schwebt, und den Fisch im Wasser nur der Eigenthümer des Ufers sich zueignen. Schlechthin herrenlos

ist daher nur ein noch unbewohntes, von den Anwohnern noch nicht als ihr Eigenthum behandeltes Land und die offne See. Da man aber nur dasjenige zu seinem Eigenthume machen kann, was man als solches zu behaupten und zu seinem ausschließlichen Nutzen zu verwenden im Stande ist, von dessen Mitgebrauche also Andre abzuhalten sind, so ist dadurch die Besitznahme herrenloser Ländereien beschränkt und die der offenen See unmöglich. Die Gesellschaft als solche muß für immer Antheil am Grundbesitze haben, wenn auch nicht um von dessen Einkünften die Kosten des Gemeinwesens zu bestreiten, so doch um einen Theil davon zum öffentlichen Gebrauche, wenigstens zu Wegen, zu bestimmen. Wenn Orte, zu welchen jedermann freien Zutritt hat, als Landstraßen, Felder, Waldungen u. s. w. nebenbei auch solche Producte liefern, die für den Eigenthümer völlig werthlos sind, so setzen diejenigen, die davon Gebrauch machen können, z. B. Naturaliensammler, dessen Erlaubniß voraus, um sich dieselben anzueignen, soweit es ohne sonstigen Schaden anzurichten möglich ist.

Durch Abtretung erlangt man Eigenthum entweder gegen Ersatz oder ohne solchen. Ersteres ist der Erwerb im engern Sinne des Wortes, beruhend auf einer Wechselwirkung, bei welcher ein Eigenthum entweder durch Austausch gegen ein anderes oder durch eine Leistung gewonnen wird. Der allgemeine Repräsentant des Eigenthums ist das Geld, da es nicht selbst unmittelbar gebraucht wird, sondern wegen des bestimmten Werthes, den die Gesellschaft ihm beilegt, als Ersatz für jedes andere abzutretende Eigenthum, so wie für gewünschte Leistungen dient.

Die Abtretung des Eigenthums ohne Ersatz erfolgt entweder bei Lebzeiten des bisherigen Besitzers durch Schenkung, oder erst nach seinem Tode durch Vererbung. Weil dem Verstorbenen mit dem sinnlich-lebendigen Dasein auch das sinnliche Bedürfniß, so wie die Kraft, folglich auch das Recht, sinnliche Gegenstände zu besitzen abgeht, so hat man daraus schließen wollen, es gebe kein natürliches Erbrecht, sondern alles Eigenthum werde durch den Tod seines Besitzers herrenlos. Die

Unrichtigkeit dieses Schlusses ergiebt sich schon aus der Unausführbarkeit des gefolgerten Satzes. Denn sowohl wenn Jeder das Recht hätte, sich des Eigenthums eines Sterbenden zu bemächtigen, als auch wenn keine Person darauf Ansprüche machen dürfte und alles Eigenthum dem Staate zufiele, würde kein der Menschheit würdiges und für ihre Entwickelung gedeihliches Verhältniß der Gesellschaft bestehen können. In der That hat aber der Mensch von Natur ein unzweifelhaftes Recht zu bestimmen, was nach seinem Tode mit seinem Eigenthume geschehen soll. Das Leben nämlich ist ein zeitliches Dasein, durch welches ein Ewiges hindurch blickt, indem ihm ein Streben nach ewiger Dauer eigen ist (Bd. I. S. 40), welches am entschiedensten in der Fortpflanzung sich ausspricht (ebd. S. 17); auch beginnt die Seele schon in ihren niedern Functionen den Zeitunterschied aufzuheben, und beweiset dadurch ihre Abstammung aus dem Ewigen (Bd. II. S. 184); die Vernunft aber, als die äußerste Höhe des Lebens, nähert sich dem göttlichen Sein, indem sie das Ewige im Vergänglichen erfaßt (ebd. S. 175). So ist denn der Mensch keineswegs ein Geschöpf des Augenblickes (ebd. S. 277): indem er sich zur Idee des Ewigen erhebt, erstreckt sich auch seine geistige Wirksamkeit bis an das Ende der Dinge; seine Gedanken pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, und seine Thaten lassen nicht nur ihr Andenken zurück, sondern werden auch die Saat, die sich verjüngend im Schooße der Zeit zu neuer lebensvoller Gestaltung heran keimt. Dem gemäß muß auch die Gültigkeit seiner Verfügungen in Betreff des Eigenthums über die Gränzen seiner Lebensdauer hinaus sich erstrecken; es ist rein menschlich und unserer eigenen Würde, wie der des Verstorbenen, angemessen, daß wir dessen letzten Willen über das, was er während des Lebens sein genannt hat, ehren. Was einmal rechtmäßiges Eigenthum des Menschen geworden ist, ist es für alle Zeiten; und wenn er es mit vollem Rechte an einen Andern abtreten kann, so ist er gleichermaaßen befugt, zu bestimmen, ob die Empfangnahme schon bei seinen Lebzeiten, oder erst nach seinem Tode erfolgen soll. Auch gewinnt erst dadurch das Eigenthum

seinen vollen Werth und der Erwerb desselben einen höhern Reiz für ihn, daß er überzeugt ist, es wird noch nach seinem Tode so verwendet werden, wie er es will, zu Ausführung seiner Gedanken, oder zum Besten derer, denen er nützlich zu werden wünscht. — Er muß aber auch im Tode sich treu bleiben, so daß sein letzter Wille mit dem frühern übereinstimmt: war er von der Natur darauf angewiesen, der Familie, deren organisches Glied er ist, vorzugsweise seine thätige Liebe zuzuwenden, so ist er auch verpflichtet, derselben das Besitzthum, welches er hinterläßt, besonders einzuräumen. Im lebendigen Leibe herrscht dasselbe Gesetz: es giebt da Organe, die ihren Lebenslauf früher als die übrigen, zum Theil schon im Mutterleibe oder in der Kindheit, beendigen; wenn sie absterben, kommt ihre Substanz den überlebenden Gliedern des Organismus zu Gute, indem sie eingesogen, in Blut aufgenommen und so zur Ernährung verwendet wird.

Der eigentliche Zweck und wahre Werth des Besitzthums besteht darin, daß es, indem es mittelbar oder unmittelbar zu Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse dient, also das Leben durch Erfüllung seiner materiellen Bedingungen sichert, den Menschen in den Stand setzt, seine Kräfte ganz nach freiem Willen zu üben und auszubilden. Denn das Niedere hat zwar auch seine Rechte, aber nur in seiner Unterordnung unter das Höhere; das Aeußere, Materielle soll überall dem Seelenleben dienen, und die Sinnlichkeit, die den Menschen blos dem Grade nach vom Thiere unterscheidet, ist nur die Unterlage der ihm eigenen Vernunftthätigkeit, durch deren Kraft die Wirklichkeit überall vom Geistigen durchdrungen und beherrscht werden soll. Wenn daher durch das Besitzthum nichts weiter als Befriedigung der Sinnlichkeit erstrebt wird, so ist dies eine gemeine Gesinnung, welche dem, was eigentlich nur Bedingung für ein Höheres zu sein bestimmt ist, ausschließlichen Werth beilegt. Ein Individuum, welches zu solchem Zwecke materielle Dienstleistungen übernimmt, bleibt nur auf einer niedern Stufe stehen und in der sinnlichen Sphäre befangen; wer dagegen im geistigen Wirkungskreise kein anderes Ziel vor Augen hat, und

eine wissenschaftliche Bildung blos deshalb sich verschafft und anwendet, um dadurch eine behagliche Existenz zu gewinnen, der macht sich durch solche Umkehrung der natürlichen Verhältnisse eines Vergehens an der geistigen Kraft schuldig; um durch den Kopf in der Welt fortzukommen, gebraucht er ihn als Gliedmaaß, und, so auf dem Kopfe stehend, sieht er die ganze Welt verkehrt, den Erdboden oben, den Himmel unten.

Das Besitzthum giebt die Möglichkeit eines mannichfaltigen Gebrauches, weshalb es auch Vermögen genannt wird, und indem es sich als solches seinem Inhaber ankündigt, gewährt es ein angenehmes Gefühl. Bleibt dies Gefühl dunkel, so wird es zur Selbstgefälligkeit, indem der Inhaber das Vermögen, weil es ihm gehört, auch als zu ihm gehörig, und weil es sein Eigenthum ist, auch als einen Theil seiner eigenen Person betrachtet; das Gefühl der Macht verleitet ihn zum Stolze, und er beweiset dabei um so mehr Thorheit, wenn er das Besitzthum nicht durch eigene und ehrenhafte Thätigkeit sich erworben hat. Bei mehr Besonnenheit erkennt sich der Vermögende als bemittelt, d. h. als im Besitze von Mitteln, die ihm von außen her zu Theil geworden, also nicht Theile von ihm selbst sind, durch deren Anwendung vielmehr er seinen eigenen Werth erst zu bethätigen hat. Sie geben ihm das Bewußtsein äußerer Unabhängigkeit, und da ihm alle äußere Macht, beruhe sie nun auf Trabanten oder auf Geldsäcken, weniger gilt als die selbsteigene Kraft, so hat auch das Bewußtsein des Willens unabhängig zu sein, und der Kraft sich das hierzu Nöthige zu erwerben, das Ueberflüssige aber zu entbehren, mehr Werth für ihn als der Besitz selbst.

Das Erwerben ist auch schon an sich schätzbar; denn außerdem, daß die dazu erforderliche Thätigkeit die Kräfte in Uebung erhält und stärkt, und das Bewußtsein derselben dem Selbstgefühle wohlthut, so gewährt der Erfolg der Anstrengung und das Erlangen des Besitzthums einen höhern Genuß als dieses selbst. Wie nämlich das Leben ein stetes Werden ist und sich nur in ununterbrochenem Fortschreiten Genüge leistet, so spricht sich die Bestimmung des Menschen zu immerwährender

Vervollkommnung seines Wesens und seiner Verhältnisse auch darin aus, daß er nur in einem fortdauernden Streben Befriedigung findet. Da nun überhaupt das ihm inwohnende allgemeine Verlangen, thätig zu sein und seinen Zustand zu vervollkommnen, im Individuum nach dessen besonderem Naturell sich zu modeln pflegt, so richtet es sich bei dem Erwerbenden auf immer fortschreitende Vermehrung des Besitzthums, und so wird die Erwerblust eines mit der Lebenslust, immerfort zur Thätigkeit anspornend und in unerschöpflicher Fruchtbarkeit neue Erfindungen erzeugend, die wiederum frisches Leben verbreiten. Davon verschieden ist die Habsucht, welche zu unbegränzter Vermehrung des Besitzthums sich nicht auf redlichen Erwerb beschränkt, sondern jedes dazu irgend dienliche Mittel ohne Unterschied gebraucht.

Bei der Verwendung tritt der Nutzen des Besitzthums in der Wirklichkeit hervor, und so gewährt es ein eigenes Vergnügen Geld auszugeben, indem das Vermögen dadurch zur That erhoben wird. Reicht dieses hin, um über die Gränzen des eigentlichen Bedürfnisses hinaus zu gehen, wird es demnach angewendet, der Phantasie Genüsse zu verschaffen, dem Nothwendigen die Zierde, dem Nützlichen das Schöne beizufügen und vernunftgemäße Gedanken in angemeßner sinnlicher Form zu verwirklichen, so gewinnt seine Verwendung einen poetischen Charakter; und solche Poesie streift endlich an das Erhabene, wenn, um die Erfüllung einer höhern Pflicht oder die Ausführung einer Idee möglich zu machen, der Sinnlichkeit bedeutende Opfer auferlegt werden. Ueberall aber kommt es auf den Sinn an, in welchem man von dem Aeußern Gebrauch macht, und so ist auch in den beschränktesten Lebensverhältnissen poetische Auffassung und poetischer Genuß möglich, die in den glänzendsten Lagen fehlen können, wo blos ein geistloser Schein die Sinne blendet, wie die Verschwendung typographischen Prunkes an Sudelreime.

Dem Vergnügen des Verwendens hält der Gedanke an die Zukunft die Wage, und der berechnende Verstand tritt ins Mittel, zur Wirthlichkeit rathend, damit das Besitzthum so weit

erhalten werde, als zu Verhütung einstigen Darbens nöthig ist. Die Afterpoesie des Besitzthums aber macht das, was Mittel sein sollte, zum Zwecke, schätzt das Vermögen höher als die That, läßt es unbenutzt, und findet ihre Freude daran blos in der Phantasie, indem sie sich mit der Vorstellung kitzelt, was sie damit auszurichten vermöchte. So gestaltet sich der positiven Habsucht gegenüber der negative Geiz, der in der Kargheit zum Heroismus sich steigert. Denn der Karge erhebt sich über die Sinnlichkeit, versagt sich die Freuden der Welt und wählt das Loos der Dürftigkeit, um allein in seiner afterpoetischen Phantasie glücklich zu sein; in seiner Magerkeit blickt er mit Unwillen und Verachtung auf den, der seinem Leibe gütlich thut, und meint, da es doch in der menschlichen Natur liege, zu sparen und aufzubewahren, um künftig davon zu zehren, so gehe ein solches Wohlleben eigentlich blos darauf aus, Fett zu sammeln. — Die Afterpoesie des Besitzes setzt ihre Dichtungen auch noch im Angesichte des Todes fort. Denn da es zu den natürlichen Wünschen des Menschen gehört, der Vergänglichkeit zu widerstehen und mindestens eine Spur seines Daseins auf Erden zu hinterlassen, so gestaltet sich dieser Wunsch bei jener Ansicht vom Besitze zum Geize der Alten: ohne Zweck für sich oder für Andre sparen und raffen sie noch, blos um ein größeres Vermögen zu hinterlassen, denn da sie dieses eben als einen Theil ihres Selbst betrachten, so schwebt ihnen auch der Gedanke vor, ihr Dasein dadurch um so sicherer verlängert zu wissen. Das Vermögen zusammen zu bringen hat ihnen sowohl Sorgen, Mühen und Aufopferungen gekostet, als auch reiche Freuden gewährt; es ist das Ergebniß ihres Lebens; sie erkennen sich selbst darin mit allen ihren Bestrebungen und Leistungen, und erschrecken vor dem Gedanken, daß es wieder aus einander gehen und nach dem schönen Wachsthume wieder in seine Elemente zerstieben sollte; daher wählen sie denn zu ihren Erben bei gleichem Wohlwollen nicht gern die, welche des Vermögens bedürfen und es daher verwenden würden, sondern lieber solche, die es nicht brauchen, und in deren Händen es beisammen bleibt.

Die Reihenfolge, in welcher wir die vorzüglichsten Richtungen der thierischen Seelenthätigkeit überschauten, führt uns nun in das Gebiet des Selbstgefühls, und zunächst zu dem Gegensatze von Thätigkeit und Ruhe (Bd. II. S. 61 fgg.). Als Beispiele von menschlichen Zuständen, welche unter diese Kategorie gehören, führen wir Erholung und Selbstschätzung an: Erstere erinnert an die Endlichkeit unserer Kräfte, wodurch sie nöthig gemacht wird; Letztere deutet auf das Bleibende in uns, als ihre eigentliche Begründung hin.

Die Erholung.

Wenn wir ermüdet und nicht mehr im Stande sind, die bisherigen Kraftäußerungen mit gleichem Erfolge fortzusetzen, so reichen einige Stunden Ruhe hin, uns zu ähnlichen Anstrengungen wieder eben so geschickt zu machen, als wir es zuvor gewesen waren. Die Ruhe an sich, d. h. die bloße Unthätigkeit, kann dies nicht bewirken; denn das Aufhören der ermüdenden Anstrengung kann nichts weiter zur Folge haben, als daß die Ermüdung nicht noch mehr zunimmt. Die Verjüngung aber oder die Wiederherstellung unseres frühern, durch die Anstrengung veränderten Zustandes ist etwas Positives, und setzt nothwendig eine wirkliche Thätigkeit voraus. Das Resultat derselben werden wir inne in der frischen Belebung, in dem Kraftgefühle, welches von Neuem unsere Gliedmaaßen durchströmt, und in der Leichtigkeit, mit welcher wir wieder Anstrengungen vollziehen; die den Ersatz der verlornen Kraft bewirkende Thätigkeit selbst erkennen wir nicht: sie fällt außer den Kreis unseres Bewußtwerdens und Wollens, in das Gebiet der rein organischen Wirkungen, welche an uns vor sich gehen, nicht durch uns, sondern durch eine höhere Macht, durch das Lebensprincip, als den an Einzelheiten sich verkündenden Weltgeist, hervorgebracht.

Wir ermüden aber nicht allein von körperlicher Anstrengung, sondern schon vom Leben: ohne den ganzen Tag über unsern Platz geändert und ohne irgend etwas handthiert zu

haben, fühlen wir uns am Abende doch ermüdet, und zwar um so mehr, je mehr unsere Sinne beschäftigt, unsere Vorstellungen lebhaft, unsere Gedanken angestrengt gewesen sind. Also die Thätigkeit unserer Seele und ihrer Außenwerke, der Sinnes- und Bewegungsorgane, ist mit einer Verzehrung von Kraft verbunden, welche durch das organische Leben wieder ausgeglichen wird. Wir erkennen hierin den Gegensatz von Individualität und Universalität (S. 131 fg.). Die universelle Kraft bethätigt sich an uns als Lebensprincip, bringt alle die Lebenserscheinungen hervor, die unser Bewußtsein nicht erreichen und von unserem Willen unabhängig sind, und wird der Träger unserer Individualität, indem sie die Organe unseres Seelenlebens schafft und erhält. Unser Ich ist die allgemeine geistige Kraft in individueller Form, also in den Schranken der Endlichkeit, so daß seine Bethätigung durch die Organe bedingt ist, die ihm zur Verfügung gestellt sind. Hat es sich eine Zeitlang derselben bedient, so macht sich die Endlichkeit geltend, und indem seine Organe ihm den Dienst versagen oder ihn doch nur unwillig leisten, vermag es nicht mehr die ihm eigenthümlichen Thätigkeiten zu vollziehen. Tritt nun seine Wirksamkeit zurück, so gewinnt das Lebensprincip freiern Spielraum und giebt den Organen die verlorne Rüstigkeit wieder: die universelle Kraft ersetzt, was im Dienste des aus ihr hervorgegangenen individuellen Lebens verwendet worden ist. Die vollkommenste Wiederherstellung gewährt daher der Schlaf; denn er ist der Urzustand im Mutterleibe vor Entfaltung der Seelenthätigkeit, und wenn späterhin der Mensch periodisch in denselben zurücksinkt, so ist dies eine Pause im bewußten und willenskräftigen Leben des Individuums, während welcher nun das allein und ungestört waltende Lebensprincip den im wachen Zustande erlittenen Verlust ersetzt.

In diesem Verhältnisse besteht das eigentliche Wesen der Erholung. Nun begnügt man sich aber nicht damit, die einfache Thatsache zu kennen und den eigentlichen Grund zu wissen, sondern will auch den Hergang begreifen und die Art und Weise, wie die Erscheinung zu Stande kommt, einsehen. Da

man indeß nicht so leicht ganz dahinter kommt, giebt man sich auch meist zufrieden, wenn man auch nur einigermaaßen den Gegenstand der Anschauung näher bringt; und so mögen wir denn gegenwärtig mit folgender Erklärung vorlieb nehmen.

Jedes Organ hat den Grund seiner eigenthümlichen Verrichtung in sich selbst, d. h. in der Stellung, welche es im Organismus einnimmt, indem es als Ausdruck einer besondern Richtung des Lebens dieser gemäß in seinem ganzen Wesen besonders geartet ist; seine Lebendigkeit überhaupt aber ist durch den übrigen Organismus bedingt, denn das Lebendigmachende ist allein der dem Ganzen zu Grunde liegende Gedanke, so daß jeder Theil nur der Beziehung zum Ganzen sein Dasein und seine Bedeutung verdankt. Die einzelnen Organe aber sind vornehmlich durch Blutgefäße und Nerven mit dem Ganzen verbunden: indem sie nun fortwährend in ihrer Substanz sich verändern und in ihre Bestandtheile sich auflösen, werden sie durch das zuströmende Blut mit immer neuem Bildungsstoffe versehen und erfrischt; und indem ihre Kraft durch deren stete Aeußerung im Wechsel der Stoffe und im Aneignen des Fremden sich abstumpft, werden sie durch die einen Gegensatz zu ihnen bildenden Nerven immer von Neuem zur Thätigkeit angeregt. Gehirn, Sinneswerkzeuge und Muskeln sind gleich andern Theilen fortwährend in dieser organischen Thätigkeit begriffen; vollziehen sie dann ihre eigenthümlichen Functionen im Dienste der Seele, so ist ihre Lebensthätigkeit gesteigert, hiermit aber auch die Zersetzung ihrer Substanz und die Abstumpfung ihrer Kraft vermehrt, und erst wenn ihre durch das individuelle Seelenleben bewirkte Aufregung nachläßt, gewinnt die bisher zurück gedrängte organische Thätigkeit hinreichende Macht, um ihnen vom Gesammtorganismus aus vermittelst der Nerven wieder neue Kraft zu verleihen. Daß mit der ermüdenden Anstrengung ein stärkerer Verlust von Substanz verbunden ist, und somit der Ersatz der Kräfte auch vom Blute abhängt, wird daraus ersichtlich, daß nach starker körperlicher Anstrengung eine größere Menge von Nahrung zu Wiederherstellung der Kräfte erfordert wird; auch giebt der nach Auf-

nahme reichlicherer Nahrung eintretende Schlaf (Bd. II. S. 65) ein Beispiel, wie animales und organisches Leben so einander die Wage halten, daß Ersteres zurücktritt, damit Letzteres mit vermehrter Kraft in der Verdauung thätig sein kann. Indessen erlischt die Lebendigkeit sämmtlicher einzelner Theile nicht in demselben Augenblicke, und so zucken auch noch die vom übrigen Körper getrennten Muskeln, wenn man sie auf irgend eine Weise reizt Hat man dies eine Weile fortgesetzt, so ist ihre Kraft erschöpft, und man kann keine Bewegung mehr an ihnen hervorrufen; läßt man sie aber nun in Ruhe, so findet man nach einiger Zeit, daß sie durch solche Reizung wieder in lebhafte Zuckungen versetzt werden können, also auch ohne Blutlauf und ohne Zusammenhang mit den Central-Organen des Nervensystems wieder neue Kraft gewonnen haben, was nur durch die in ihnen noch enthaltenen Blutströmchen und Nervenfasern erklärlich ist, da diese eben so wie die Muskelfasern selbst unmittelbar nach der Trennung vom übrigen Organismus noch einige Zeit partielle Lebendigkeit besitzen.

Auch unsere Ermüdung ist oft nur partiell: wie wir, von einer körperlichen Bewegung angegriffen, zu einer andern Art von Bewegung noch hinlängliche Rüstigkeit besitzen, so zeigt sich auch unsere geistige Thätigkeit, wenn sie durch Anstrengung ermattet ist, in einer ander Richtung und in Bezug auf neue Gegenstände noch frisch und kräftig. Solche Abwechselung in der Kraftäußerung kann uns angenehm sein, die Ermüdung vergessen machen, auch einige Erholung gestatten. Aber es giebt auch eine Thätigkeit, die an sich vermöge ihres universellen Charakters Erholung verschafft und eben darum auch genußreich ist: es ist die Thätigkeit der Phantasie. Solcher Genuß tritt nach der Arbeit ein, sobald die Kräfte nicht mehr im Dienste des Verstandes zu einem nützlichen Zwecke auf eine als nothwendig erkannte Weise angestrengt werden, sondern sich frei ergehen. Wie die jungen Rosse, wenn sie von Anspann und Leitseil befreit werden, die Mähne schüttelnd, der Weide zueilen, mit freudigem Wiehern einander begrüßen und in muthwilligen Sprüngen sich herumtummeln, so treiben in rechter

Muße die Gedanken ihr ergötzliches Spiel, da sie nicht mehr vom strengen Verstande gezügelt werden. Diese Entbindung von der Macht des Privatwillens macht das eigentliche Erquickliche solches Nichtsthuns aus, da das Individuum überall dadurch neue Kraft gewinnt, daß es seiner universellen Quelle sich wieder nähert. Denn die Phantasie ist die Bildungskraft in der geistigen Sphäre; ihren eigenen Gesetzen folgend, gestattet sie dem Willen nur geringen Einfluß: sie führt, wenn wir das Ruder aus der Hand legen, unsern Nachen mit geschwellten Segeln den mannichfaltigsten Landschaften vorüber, so daß in jedem Augenblicke eine neue Ansicht ihres Zauberlandes sich uns darbietet. Daher waltet sie auch am unbeschränktesten im Schlafe, wo das individuelle Leben sich in die allgemeine Naturkraft versenkt, um an der Mutterbrust stärkende Nahrung zu erlangen: der Traum verspottet den Verstand, alle Forderung von Klarheit und Zusammenhang, von Unterscheidung in Zeit und Raum verlachend.

Die Nothwendigkeit eines richtigen Verhältnisses zwischen Individualität und Universalität wiederholt sich auch hier: das Genußreiche der Geschäftlosigkeit beruht darauf, daß wir die in uns wirkende Naturkraft, die schöpferische Phantasie, frei walten lassen, nachdem unsere Persönlichkeit sich bewährt und die Kraftäußerung des Willens das Bedürfniß der Ruhe herbeigeführt hat. Wo eine fade, kaum irgend einen Aufwand von Kraft fordernde Beschäftigung für Arbeit gilt, geht auch der Muße ihr eigentlicher Gehalt ab; der geschäftige Müßiggang, die rastlose Thätigkeit ohne Anstrengung, mehr durch Unruhe getrieben als durch ernsten Willen geboten, kennt nicht das Erquickliche der Erholung, ungefähr wie die niedern Thiere eines vollständigen Schlafes nicht fähig sind, weil ihr Wachen unvollständig und ihr ganzes Leben mehr ein Mittelzustand ist.

In der Arbeit selbst aber, die nicht durch ihr eigenes Interesse gewürzt wird, finden sich mancherlei erleichternde Beihülfen. Die armseligste unter ihnen ist die Aussicht auf das Ende der Arbeit; in einigen Gegenden Deutschlands wird das Geschäft des Holzhackers ein „Aufarbeiten" des Holzes ge-

nannt, und so ist es hinwiederum eine Art Holzhacken, wenn man arbeitet, um fertig zu werden, um den Actentisch aufzuräumen, die Nummer im Journale gestrichen zu sehen u. s. w. Wenn man hierbei, in die Nothwendigkeit sich fügend, die Arbeit fortführt, um frei zu werden und seine Beschäftigung nach eigener Laune wählen zu können, so kann man noch unterstützt werden durch die Vorstellung des besondern Zweckes, den man dabei verfolgt, und von dessen Werthe für uns es abhängt, ob der Gedanke daran mehr oder weniger Ersatz für die Mühe darbietet. Dazu kommt endlich, daß der Mensch auch in dieser Hinsicht eine eigene Fügsamkeit besitzt: indem ihm die Thätigkeit überhaupt Bedürfniß ist, und er in deren Erfolge den Ausdruck seiner Kraft und Geschicklichkeit erkennt, kann er endlich in jeder Art von Geschäft Befriedigung finden.

Die Selbstschätzung.

Die Freude, die das klügere Thier an seiner Geschicklichkeit und am Beifalle des Menschen findet (B. II. S. 69), ist eine Andeutung des Glücks, welches dem zum Selbstbewußtsein gediehenen Geiste beschieden ist. Indem wir uns bewußt werden, daß wir, mit Vernunft begabt, in der Anschauung des übersinnlichen Grundes der Dinge und im Gedanken des Ewigen und Unendlichen Antheil haben an dem göttlichen Sein, indem wir somit unsere Würde als Menschen erkennen, erheben wir uns zu der unserem Geschlechte ganz eigentlich zukommenden und allein unser würdigen Selbstliebe. Steht nun mit diesem allgemein menschlichen auch das persönliche Bewußtsein im Einklange, sagt uns dieses, daß unsere Wirklichkeit der Idee entspricht, daß wir unser wahrhaftes Selbst, den göttlichen Funken in uns, geachtet, unsere darauf beruhende Würde behauptet und der Vernunft gemäß gefühlt, gedacht und gehandelt haben, so tritt die in der Persönlichkeit beglückte Selbstliebe hervor, und mit dem innern Frieden, der sich dann über unsere Seele lagert, ist das höchste Gut gewonnen: das beseligende Gefühl der Einheit unseres Daseins mit den ewigen Geboten

der Vernunft entrückt uns der Uebermacht der wechselnden Erscheinungen, und verleiht uns Unabhängigkeit vom Aeußern und Zufälligen. Uns selbst wahrhaft liebend, wollen wir uns auch nicht verzärteln, sondern schauen mit dem Muthe schonungsloser Prüfung in unser Inneres. Da gewahren wir denn allerdings, daß wir die uns gestellte Aufgabe bei Weitem nicht vollständig gelöset haben; doch indem wir bedenken, daß wir die unendliche Vernunft in endlicher Weise zu verwirklichen berufen und zu einem unermüdlichen Streben nach Vervollkommnung bestimmt sind, beruhigt uns das Bewußtsein, daß dieses Streben uns wahrhafter Ernst ist, und der Erfolg nicht allein von unserem selbsteigenen Willen, sondern auch von dem Maaße der uns verliehenen Kräfte abhängt. Aus demselben Gesichtspuncte haben wir aber auch die Gesammtheit unserer Kräfte zu betrachten, und zu bedenken, daß sie uns zugetheilt sind, auf daß wir sie achten, uns ihrer als Gaben dankbar erfreuen, und von ihnen einen würdigen Gebrauch machen, dadurch aber an persönlicher Selbstachtung gewinnen. Bei solcher Selbstachtung hat es einen viel größern Werth für uns, durch eigene Kraft etwas zu Stande gebracht zu haben, als eine von unserer Wirksamkeit unabhängige Begünstigung zu erfahren, die sich uns immer als ein Aeußeres und darum Endliches ankündigt. Tritt z. B. ein Ereigniß ein, durch welches wir im äußern Leben das Höchste erreichen, was wir bei verständiger Erwägung der Verhältnisse und bei dem entsprechenden Maaße unserer Wünsche zu erreichen hoffen konnten, so folgt, wenn wir es in klarem Bewußtsein auffassen, auf die erste Freude ein gewisser Schauder: wir erschrecken darüber, uns am Ziele zu sehen, über welches hinaus wir weder können noch wollen, während uns mit Allem, was wir selbst ausgerichtet haben, ein bleibender Zuwachs unserer Selbstachtung und Ermuthigung zu weiterem Streben zu Theil wird, da das innere Leben sich immerfort steigern und mit jedem neuen Denken auch neuen Gewinn erlangen kann.

Alles Innere aber will sich auch äußern, und alles Ideelle sich versinnlichen. Wie der Gedanke erst dann Schärfe

und Klarheit gewinnt, wenn sein Strom in das Bett der Sprache geleitet und in sinnlichen Formen abgegränzt wird, so erlangt das Bewußtsein sittlicher und geistiger Kraft, so wie jeder in näherer oder entfernterer Beziehung dazu stehender Geschicklichkeit erst durch die Leistungen seine ganze beglückende Wahrheit; und wie die Kraft in der Leistung sich zu spiegeln begehrt, so fordert das Bewußtsein derselben auch seinen Reflex in der Anerkennung. Es thut also unserem Selbstgefühle wohl, das Gute, dessen wir uns bewußt sind, auch von Andern anerkannt zu sehen; außerdem aber wünschen wir auch deshalb, daß diese eine gute Meinung von uns haben, damit wir Einfluß auf sie gewinnen, und die äußern Bedingungen für eine unsern Kräften angemessene Thätigkeit erfüllt werden.

Was man vom Urtheile der Menschen zu erlangen wünscht, ist ihr Wohlgefallen und ihre Achtung. Ersteres gewinnt man durch den angenehmen Eindruck, den man auf sie macht, wobei es vornehmlich darauf ankommt, daß man ihr Selbstgefühl auf eine ihm entsprechende Weise anregt, also einerseits ihrer Phantasie Beschäftigung in heitern Formen und lebhafte Unterhaltung gewährt, andrerseits ihnen Anerkennung, Theilnahme, Aufmerksamkeit, Wohlwollen und Dienstfertigkeit beweiset. Wie der höhere Grad des Wohlgefallens Liebe im weitern Sinne des Wortes ist, so macht der höhere Grad gefälliger Eigenschaften die Liebenswürdigkeit aus. Die Achtung aber beruht auf Anerkennung der Kraft, wird also durch Beweise sittlicher oder intellectueller Tüchtigkeit, welche vornehmlich den Verstand beschäftigen, erworben, und ist daher überwiegend männlich, während das Wohlgefallen mehr das Gefühl in Anspruch nimmt und einen vorherrschend weiblichen Charakter hat. Daß die Kraft nach Verdienst geschätzt wird, macht die Ehre aus, und der Ehrgeiz spornt zu Leistungen an, welche die Kraft beweisen, wird aber dadurch wieder der Anlaß diese zu erhöhen. Wie hier das Erscheinen auf das Sein, von welchem es ausgehen muß, zurückwirkt, und durch das Streben nach außen auch wieder das Innere gefördert wird, so gilt dasselbe auch in Beziehung auf das Wohlgefallen: indem man begreift, daß man

durch unbefangene Mittheilung und durch Aeußerung wohlwollender Gesinnung angenehme Eindrücke hervorbringt, findet man sich aufgefordert, das Mißtrauen zu verbannen und egoistische Regungen zu bekämpfen. Denn wie man dadurch, daß man absichtlich einen gewissen Gemüthszustand durch Mienen und Gesten ausdrückt, einigermaaßen selbst in diesen Zustand versetzt werden kann, so vermag eine Gesinnung durch ihre oftmalige Aeußerung Nahrung zu erhalten und bestärkt zu werden.

Aeußerungen, welche eine wahrhafte und begründete Anerkennung auf entsprechende Weise ausdrücken, also das Ideelle in angemessenen Formen versinnlichen, haben einen poetischen Charakter: sie sind ein heiterer Schmuck des Lebens, ein süßer Lohn für Bisheriges und eine kräftige Aufmunterung für Künftiges. Zur Afterpoesie des Lebens gehört es dagegen, fremde Anerkennung höher zu schätzen als die auf strenger Selbstprüfung beruhende Zufriedenheit, den Gewinn derselben zu seiner Hauptaufgabe zu machen, ihn auch durch bloßes Scheinverdienst zu erstreben, und endlich durch den bloßen Schein des Wohlgefallens oder der Achtung befriedigt zu werden, also Beifallsäußerungen und Ehrenbezeigungen an sich und ohne Weiteres zu schätzen, überhaupt dem Außerwesentlichen, Aeußern eine Bedeutung beizulegen, die nur dem Wesentlichen gebührt. Solch überwiegende Richtung nach außen deutet auf eine innere Leere, und die Ueberschätzung fremden Urtheils beweiset eine Geringschätzung des eigenen Bewußtseins. Bei wahrer Selbstachtuug betrachtet man die Anerkennung als die natürliche Frucht des Guten, dessen man sich bewußt ist; nur in dieser Beziehung sucht man sie zu verdienen, und freut sich sie gewonnen zu haben, da das Sein ein entsprechendes Erscheinen verlangt, aber nicht davon abhängig ist; man vermeidet den üblen Schein, aber legt seine lobenswerthen Seiten nicht zur Schau, und buhlt nicht um fremden Beifall. Wie der Einzelne seine Vorzüge meist nur der Gunst des Schicksals verdankt, so beruht auch der Ausdruck von Anmuth und Würde vornehmlich auf Naturgaben, und das Vermögen, Gefallen zu erregen und Achtung einzuflößen, steht mit der innern

Liebenswürdigkeit und wahren Ehrenhaftigkeit nicht immer in geradem Verhältnisse. Es giebt anmuthige Naturen, deren Wiege schon von den Grazien bekränzt worden ist; wo sie erscheinen, gewinnen sie Vertrauen und Zuneigung, wie sie dies namentlich auch bei Kindern erfahren, die noch keiner durch Rücksichten gebotenen Zurückhaltung fähig sind, und gegen gewisse andre noch so wohlwollende Personen von Anfang an Mißtrauen oder gar Widerwillen zeigen. Eben so kommen bedeutende Persönlichkeiten vor, d. h. Personen, deren innerer Werth schon im Aeußern sich ankündigt, indem sie mit hervorragenden Geisteskräften den Ausdruck der Würde verbinden, so daß sie gleich beim ersten Auftreten die Blicke auf sich ziehen, und, bevor sie noch Beweise ihres Gehaltes geben, schon Achtung gebieten, auch überall eine ausgezeichnete Stellung in der Gesellschaft als ihnen gebührend einnehmen, während man einem schlichten Menschenkinde auch bei Proben seiner Tüchtigkeit weniger Aufmerksamkeit zu schenken pflegt. Wer von der Natur weniger begünstigt ist, hat mehr zu leisten, um Wohlwollen und Achtung sich zu erwerben, wird aber, wenn es ihm gelingt, durch das Bewußtsein belohnt, daß er es sich selbst zu danken hat. Ein anderer Trost für ihn liegt darin, daß die äußere Begünstigung auch ihre Schattenseite hat. Je höher nämlich der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft steht, und je bedeutender er erscheint, um so stärker treten auch seine schwachen Seiten hervor: die Neugierde läßt die Hütten unberührt, dringt aber in die Palläste und deren innerste Gemächer, und das Gerücht vergrößert Alles über hohe Personen, auch den Ruf ihrer Geistesschwäche, ihrer Sittenlosigkeit u. s. w. Eben so werden bedeutende Persönlichkeiten für immer schärfer beobachtet als die gewöhnlichen Menschen, und ihre Mängel werden im Gegensatze zu ihren Vorzügen um so leichter bemerkt.

Dem, der sich selbst achtet, genügt es, sich zu zeigen, wie er ist: von selbst und ohne besondere Absicht offenbart sich seine innere Lebendigkeit, die Einheit mit sich selbst und die wohlwollende Gesinnung gegen Andere, die ihn bestimmt, überall, wo es seiner Ueberzeugung nicht widerspricht, nur angenehme

Empfindungen in ihnen zu erregen oder doch die Erregung unangenehmer zu vermeiden. Es ist ihm werth, wenn ihm für seine ihm natürlichen Aeußerungen Wohlgefallen zu Theil wird; er macht aber seine Zufriedenheit nicht davon abhängig, erkennt vielmehr, wie das Gefallen von mancherlei zufälligen Umständen abhängt, und wie unter Anderem die jedesmalige vom Charakter unabhängige Stimmung einen entschiedenen Einfluß auf die Erscheinungsweise ausübt, so daß jeder Mensch zu Zeiten weniger liebenswürdig als sonst ist, und auch der Widerwärtige seine liebenswürdigen Stunden hat. Geht man überall darauf aus zu gefallen, so vergeht man sich an sich selbst, indem man sich als einen Gegenstand fremder Anschauung behandelt; man muß dann zum Heucheln von Gesinnungen, die man nicht theilt, sich erniedrigen, oder gar durch gefällige Dienstleistungen, die der Selbstachtung widerstreben, sich entwürdigen; und man hat am Ende auch nur zweideutigen Lohn dafür, denn wie das Belieben nur ein Beilieben ist, so entbehrt auch der Beliebte gemeiniglich das Glück geliebt zu werden. Bei der Erziehung aber die Bildung zur Liebenswürdigkeit zum Ziele zu machen, ist eine doppelte Versündigung, denn über der Sucht zu gefallen verkümmert das innere Leben, und wie die Wurzel, so zeigt sich auch die Frucht als eine Verkehrtheit, die in ihren verschiednen Abstufungen von der Thorheit bis zur Verrücktheit geht.

Wenn auch die Ehrsucht die Mutter großer Leistungen und in ihren Wirkungen für die Gesellschaft sehr wohlthätig werden kann, so geht sie doch aus einer Schwachheit hervor; denn eine solche ist es allerdings, wenn man nicht um seiner selbst und um der Sache, sondern um der fremden Meinung willen sich anstrengt und ihr seine Ruhe opfert. Das, worauf es uns mehr als auf alles Andre ankommen muß, wird von den Menschen gerade am wenigsten beachtet: denn zunächst und allermeist schätzen sie uns nach dem, was wir ihnen nützen, sodann nach unsern Leistungen überhaupt, und erst zuletzt oder meist gar nicht bringen sie unsern innern Werth in Anschlag, so daß dieser vielmehr Gegenstand unsrer eigenen Selbstachtung

als des öffentlichen Urtheils bleiben muß. Die Menschen können, vom Scheine verführt, uns ein Verdienst zuschreiben, das uns nicht zukommt, und durch ein Vorurtheil unsere Leistungen zu hoch anschlagen: solch unverdienter Beifall ist keinesweges erfreulich. In einem einsamen Spiegelzimmer, in welchem jede Wand, wohin auch der Blick sich wenden mag, uns unser Bild zurück giebt, ist uns der Aufenthalt unerträglich, da es uns grauet, mit unserem Scheine, und zwar mit einer uns umlagernden Menge solcher Scheinbilder uns allein zu sehen, und so ist es, wofern wir uns selbst achten, ein beklemmendes Gefühl wahrzunehmen, daß ein Vorzug, den man an uns zu finden glaubt, blos scheinbar ist. Auch ist in der That ein ungegründeter oder übertriebener Beifall kein Glück, und muß schon aus Klugheit gescheut werden, denn die später entdeckte Schwäche wird dann um so strenger beurtheilt. In den Augen Kurzsichtiger gilt allerdings nicht allein das wirklich Gültige, sondern auch das, was sich geltend macht; aber wir sehen auch, daß auf der eifrigen Bemühung seine Größe sichtbar zu machen ein schweres Geschick lastet, indem theils das Sinnen auf den Schein alle Ruhe verscheucht, theils die Aufblähung mit der Fläche auch die Verletzbarkeit vergrößert, wobei jede wahre oder vermeintliche Vernachlässigung schmerzlich empfunden wird. Wer sich selbst achtet, kann vom Mangel gerechter Anerkennung nur auf Augenblicke schmerzlich betroffen werden, da das Bewußtsein Besseres zu verdienen ihn erhebt und er das Innre höher achtet als das Aeußre, er also darüber weder in Unfrieden mit sich verfällt, noch auch zum Menschenfeinde wird. Damit wir aber nicht in der Meinung, von Andern ungerecht beurtheilt zu werden, uns selbst einer Ungerechtigkeit gegen sie schuldig machen, haben wir uns mit aller Strenge zu prüfen. Zu solcher Strenge fühlen wir uns besonders aufgefordert, wenn wir an Andern bemerken, wie weit die Selbsttäuschung zu gehen pflegt, wie z. B. die lebhafte Schilderung eines moralischen Gebrechens, welche dasselbe in seiner ganzen Nacktheit darstellt, auch von denen, die damit behaftet sind, höchlich gebilligt und gerühmt wird, und selbst der, welcher ver-

sönlich damit gemeint ist, die herbsten Wahrheiten mit Wohlgefallen vernimmt, da er sich nicht getroffen fühlt; oder wie ein eitler Mensch eine ihn ehrende Zuschrift uns zeigt, die ihn auffordert, in einer bestimmten Angelegenheit nicht in seinen Lieblingsfehler zu verfallen, und mit aller möglichen Selbstgefälligkeit die Erzählung seines Verfahrens in dieser Angelegenheit daran knüpft, woraus auf das Entschiedenste hervorgeht, daß er jene Warnung völlig unbeachtet gelassen hat.

Wer sich selbst zu wenig achtet, wird auch durch den bloßen Schein fremder Achtung befriedigt, und legt auf Achtungsbezeigungen hohen Werth, die nicht seiner Persönlichkeit, sondern vielmehr seiner äußern Stellung gelten. Man zollt dem Manne Achtung, der die Macht, welche er besitzt, auf würdige Weise benutzt, durch sein Vermögen Bedeutendes ausführt, und sein Amt dessen wahrer Aufgabe gemäß mit Kraft verwaltet; aber wenn Schwachsinnige die Macht an und für sich achten, oder wenn Eigennützige, um davon Vortheil zu ziehen, dem Mächtigen Achtung heucheln, oder wenn Unabhängige, um gleichgültigen Gebräuchen sich zu fügen, dem Range, Vermögen und Amte die üblichen äußern Achtungsbezeigungen gewähren, so kann dies für den, welchem es gilt, keinen Werth haben, falls er nicht in der Täuschung begriffen ist, die ihm zu Theil gewordene Macht mit seiner Persönlichkeit, und die Aeußerung mit der Gesinnung zu verwechseln. Während die blos auf die Phantasie berechnete Auszeichnung durch Rang, Titel und Ehrenzeichen als Schmuck des Verdienstes etwas Poetisches an sich trägt, räumt ihr die Afterpoesie einen selbsteigenen Werth ein, und der Bewohner des Reichs der Mitte fühlt sich durch einen farbigen Knopf oder eine Pfauenfeder auf der Mütze beglückt, welche Umstände es auch sein mögen, denen er solche Gnadenbezeigung vom Sohne des Himmels verdankt. — Einen besonders widrigen Eindruck macht es, wenn bedeutende Persönlichkeiten die mit ihrer Würde contrastirende Schwäche zeigen, sich als „vornehme Naturen" zu überheben, mit bemerklicher Anstrengung die Ehrfurcht, die der Idee gebührt, für ihre Individualität in Anspruch zu nehmen und auf äußere Zeichen der

Anerkennung begierig und eifersüchtig zu sein. Denn in solchen Aeußerlichkeiten sein Glück zu finden, gebührt eigentlich nur dem Schwachkopfe, bei dem, vermöge seiner Aehnlichkeit mit lebensschwacher organischer Substanz, jede Nahrung seines sinnlichen Selbstgefühls in das wilde Fleisch der Hoffarth treibt.

Wer um zu solcher auf Aeußerlichkeiten gegründeter und selbst in bloßem Scheine bestehender Achtung zu gelangen die Gunst der Macht auf Kosten der eigenen Persönlichkeit zu gewinnen sich bemüht, der führt durch dergleichen nichtiges Streben die Nichtachtung seiner selbst auf ihren Gipfel, und versündigt sich auf das Gröbste an seinem Ich. Denn dieses, seinen Ursprung aus dem Ewigen und Unendlichen erkennend, findet seine Aufgabe im Dienste der Idee, und sein Glück im Bewußtsein einer vernunftgemäßen, über die Gränzen des sinnlichen Wohls und Daseins hinausreichenden Wirksamkeit. Er hingegen zeigt seine Befangenheit im Sinnlichen, als dem Ausdrucke des Erscheinens in der Endlichkeit und Zeitlichkeit, indem er blos nach dem Aeußern, Scheinenden, Beschränkten und Vergänglichen trachtet. Für ihn hat die Achtung, welche einem idealen Streben gezollt wird, keinen Reiz, sondern ihn lockt nur die Scheinachtung, mit welcher der große Haufen seinem Götzen, dem äußern Glanze und der physischen Macht, seine Opfer darbringt; um diese Güter zu erlangen, entwürdigt er sich zum willenlosen Werkzeuge des Mächtigern, und um eine Billigung seiner Handlungsweise zu vernehmen, sucht er die öffentliche Meinung nicht im übereinstimmenden Urtheile derer, die auf einer höhern Stufe geistiger und sittlicher Bildung stehen, sondern lügnerischer Weise im Wahne seiner sinnesberauschten Genossen und eines verblendeten Haufens; auch kümmert ihn nicht das Urtheil der Nachwelt, denn alle seine Wünsche erstrecken sich nur auf die Vortheile der Gegenwart.

Als Musterbilder zu dem Gegensatze von Verharren und Wechsel (Bd. II. S. 71—81) wählen wir die Sitten und

das Reisen: erstere als den Ausdruck der Einheit und des Verharrens, letzteres als den der Mannichfaltigkeit und des Wechsels.

Die Sitten.

Die Phantasie ergötzt sich an der Mannichfaltigkeit menschlicher Handlungen und Aeußerungen; der Geist aber verlangt, daß eine herrschende Einheit darin zu erkennen sei und das Wechselnde mit einem Bleibenden, das Individuelle mit einem Allgemeinen in Uebereinstimmung stehe. Dieses Bleibende, Allgemeine, Unverbrüchliche ist ein Gesetz, welches dem Gefühle inwohnt und nicht von außen geboten, noch durch Androhung bürgerlicher Strafen aufrecht erhalten wird: es ist die Sitte.

Die Sitte schlechthin betrifft den innern Gehalt der Handlungen, und bezeichnet die Uebereinstimmung derselben mit den Geboten der Vernunft; die Sitten hingegen sind die als angemessen erkannten Formen der Aeußerung, und da das Innere auf eine ihm entsprechende Weise sich äußern will, so giebt es allgemein gültige Sitten, welche mit der absoluten Sitte genau verbunden sind, und insofern einen poetischen Charakter haben. Aber das Urtheil über die Formen für einzelne Beziehungen fällt bei den Menschen verschieden aus, je nachdem ihre Sinnesweise, Bildung und Verhältnisse beschaffen sind; eine bestimmte Richtung desselben wird oft durch Zufälligkeiten hervorgerufen und dann durch die Gewohnheit befestigt. So entstehen denn die besondern Sitten, oder die Formen, welche von der in einem gewissen Kreise und zu einer gewissen Zeit herrschenden Meinung für bestimmte Verhältnisse als angemessen anerkannt werden. Insofern ist das gesittete Wesen etwas Gemachtes: man hat es erlernt, und ist durch Nachahmung und Angewöhnung g e s i t t e t geworden, während man nur durch sich und von innen heraus s i t t l i c h sein kann. Das Analogon in der Thierseele ist für die Sitte schlechthin der allgemeine Instinct, für die besondern Sitten die Gewöhnung (Bd. II. S. 71).

Wer sittlich ist, fühlt sich einerseits berufen sich so zu zeigen, wie er ist, und den Schein der Unsittlichkeit zu vermeiden; andrerseits aber will er auch die herrschende Meinung ehren, selbst das Vorurtheil, so weit es die absolute Sitte nicht verletzt, schonen, und fügt sich demnach den hergebrachten Sitten insoweit, als sie gleichgültig sind und mit seinem Innern nicht in geradem Widerspruche stehen; denn das Selbst, durch dessen Liebe er bestimmt wird, ist ihm ein Heiliges, Unverletzliches: es ist sein unsterbliches Ich. Er begeht aber einen Irrthum, wenn er im Bewußtsein der Sittlichkeit das Erscheinen überhaupt gering schätzt, als Cyniker das Aeußere vernachlässigt, und als ungesittet die herrschende Meinung verletzt. Denn das Wesen giebt sich in der Natur überall durch entsprechende Formen kund; das Urtheil Derer, welche Achtung verdienen, muß geachtet werden, und schon die Meinung der Mehrheit verdient Aufmerksamkeit, insofern der Erfolg unseres Wirkens zum Theil davon abhängt.

Das Gegenstück zum Cynismus bildet diejenige Afterpoesie, welche, die Form als das Wesentliche betrachtet, die Erscheinungsweise zum eigentlichen Gegenstande der Selbstliebe macht, und die darüber herrschende Meinung als unbedingte Gesetzgeberin verehrt, so daß ein Auflehnen des eigenen Urtheils gegen ihren Aberwitz für eine strafbare Empörung gilt. Sie zerfällt in zwei Gattungen, wovon die eine das Herkommen, die andre die Mode zur obersten Gesetzgeberin macht: Erstere repräsentirt den Sinn für das Bleibende, will vorzugsweise Achtung einflößen, und ist mehr männlich; Letztere ehrt das Allgemeine in Beziehung auf den Wechsel, nämlich das Urtheil der Gemeinde, durch deren Fortschreiten bestimmt, also der jedesmaligen Gegenwart entsprechend, geht mehr darauf aus, Wohlgefallen zu erregen, und ist überwiegend weiblich.

Als Repräsentanten der Afterpoesie des Herkommens betrachtet man den Spiesbürger oder Philister (Balistarius), also einen Mann, der durch seine Bewaffnung wie ein Krieger aussieht, ohne es wirklich zu sein, mithin mehr an den Schein und die Form als an das Wesen sich hält; der ferner immer hinter

den Mauern bleibt und nicht frei ins Feld zieht, sondern nur die Stadt bewacht, also einen beschränkten Gesichtskreis hat, und nur das in diesen engen Gränzen Gegebene bewahrt. Es wird durch diese Benennung die Ueberschätzung des Scheines, die Befangenheit im Formenwesen, die Engherzigkeit der Gesinnung, die Unterwürfigkeit unter dem Gewohnten und das starre Festhalten am Hergebrachten bezeichnet. Natürlich giebt es keine vom Philisterthume eximirten Stände: die philiströse Gesinnung kann eben so gut dem bespornten Renomisten wie dem zahmen Kleinbürger eigen sein und am glänzendsten Hofe wie im unsaubersten Gewürzkrame vorkommen.

Die Mode ist die durch den Wechsel in der Gegenwart zur Herrschaft gelangte Erscheinungsweise, und erstreckt sich nicht allein über Kleidung, Geräthschaften und sonstige Umgebungen des Menschen, sondern auch über jede Art des Benehmens und der Aeußerung. Eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihr und dem Zeitgeiste ist nicht zu verkennen, und so giebt die Geschichte der Moden eines Volks ein ziemlich treffendes Bild von den Veränderungen, welche in seinem Charakter eingetreten sind. Ihrer Natur nach sind sie der Ausdruck des Fortschrittes, so wie die Beförderer desselben. Ihre Sklaven bezeichnet man als Affen, weil diese wegen ihrer immerwährenden Lust zur Veränderung und Nachahmungssucht ihnen ähneln. Im bizarren Vereine äffischen Wesens mit philisterhafter Etikette spiegelt sich der starre Conservatismus mit der Maske progressiven Strebens.

Das Reisen.

Das Reisen, vorgebildet in den Wanderungen der Thiere (Bd. II. S. 78 fgg.), hat gleich dem Spiele eine Doppelseite: einmal trägt es den Charakter freier Thätigkeit beim Hervorgehen aus dem Wohnsitze und der selbsteigenen Richtung nach einem fernen Raume; sodann bezeichnet es sich im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Leben durch den lebhaftern Wechsel der Verhältnisse und die größere Mannichfaltigkeit der Eindrücke. Ist die Reise als Mittel zu einem besondern Zwecke geboten,

so kann sie unter gewissen Umständen mehr oder weniger lästig werden, indem man die Vortheile der Heimath entbehrt, und dagegen von der Bewegung angegriffen, mannichfaltigem Ungemache und wirklicher Gefahr ausgesetzt, von dem steten Wechsel der Verhältnisse ermüdet und von fremdartigen Eindrücken unangenehm berührt wird. Doch können auch diese Beschwerden vom Genusse überwogen werden, und ihre Besiegung vermag diesem noch dazu einen eigenen Reiz zu verleihen; so wird dann das Reisen auch Zweck an sich.

Es gewährt nämlich, wie es äußerlich der Ausdruck von Freiheit ist und in einer freiern Beherrschung des Raumes besteht, auch dem innern Leben mehr Freiheit. Wie wir da ins Freie kommen, athmen wir die frische, von keiner Menschenmenge verunreinigte Himmelsluft mit um so größerer Lust, da wir nun mit den Mauern der Stadt zugleich all das Beschränkende unserer Stellung im bürgerlichen Leben hinter uns haben; wir fühlen uns frei, losgerissen von der Scholle, die den engen Schauplatz unserer Wirksamkeit ausmacht, entbunden von den Fesseln, die uns sonst drücken. Die Last der Arbeiten, der Mühen und Sorgen, die an unserer Stellung in der Heimath haften, ist uns abgenommen; die Erinnerung an überstandene Leiden und Unannehmlichkeiten wird nicht mehr durch den Anblick der Stätte, wo sie uns getroffen haben, geweckt; der Zwang der conventionellen Verhältnisse ist gelüftet, und die Schranke, in welche die bürgerliche Stellung uns verweiset, ist erweitert; wir sind den höher, wie den niedriger Stehenden mehr genähert, und kümmern uns mehr um den eigenen Werth des Menschen, als um Stand und Würden. Hiermit gewinnt nun auch unser inneres Leben eine freiere Bewegung. Wir sind nun nicht mehr Einwohner eines Orts, sondern freie Bewohner der Erde, und werden geneigt, im Gefühle unserer Freiheit die, welche nicht daran Theil nehmen, zu bemitleiden; die Wohnungen, an denen wir vorüber ziehen, kommen uns wie Käfige vor, in welche das Bedürfniß die Menschen gebannt hat; die Einwohner erscheinen uns als Localmenschen, die bei ihrem beschränkten Gesichtskreise spiesbürgerliche Gesinnungen hegen; und auf das

geschäftige Gewühl blicken wir wie auf einen Haufen Ameisen, die in hastigem Eifer ihren kleinen Interessen, als Dingen von höchster Wichtigkeit, nachgehen. Hierdurch, so wie durch die Bemerkung, daß man bei manchen Verhältnissen, die von unsern heimathlichen ganz abweichen, sich eben so wohl oder auch noch wohler befindet, werden manche uns anklebende Vorurtheile vertilgt und unsere Ansichten freier, so daß wir künftig einen richtigern Maaßstab an die Gegenstände unserer Beurtheilung anlegen. In noch höherer Beziehung wirkt der Anblick einer erhabenen Naturscene entfesselnd auf den Geist; besonders auf Bergen und am Meere, wo der Blick eine weite Fläche umspannt, nur durch den Grad der Sehkraft beschränkt, und wo eine großartige Anschauung in sinnlichem Bilde sich darbietet, fühlen wir uns erhaben über die kleinlichen Vorstellungen und Mühen des gemeinen Lebens. Auf den Bergen reizt uns noch die Mannichfaltigkeit der Bildungen, die wir überschauen, und die hier theils zu einem Ganzen abgerundet, theils verschönert erscheinen, da überall die größere Ferne das Harmonische an den Einzelheiten kenntlicher macht und das Mangelhafte derselben mehr verdeckt. Im Anblicke des wogenden Meers aber tritt die rastlose Thätigkeit der allgemeinen Naturkraft vor unsere Seele; seine Strömungen, durch Veränderungen im Luftmeere, zum Theil auch durch den Lauf unseres Planeten und selbst eines andern Weltkörpers verursacht, und in der den ganzen Erdball umspülenden beweglichen Masse sich fortpflanzend, geben uns ein Bild von dem regen Verkehr der in einander greifenden Weltkräfte; in der schäumenden Brandung aber glauben wir das ohnmächtige Ankämpfen des rohen, gestaltlosen Elementes gegen das aus seinem Schooße emporgestiegene Land und gegen den darauf waltenden Menschengeist sammt dessen Schöpfungen zu erkennen.

Das zweite Moment des Reisens, der Wechsel, wird durch seine belebende Wirkung genußreich. Der natürliche Trieb zur Bewegung und Ortsveränderung macht sich hier in größerem Maaßstabe geltend, und wird im weitern Umfange befriedigt als im gewöhnlichen Verhältnisse. Hat uns der gleichförmige

Gang des Lebens, das ewige Einerlei unserer Geschäfte, Umgebungen und Beziehungen ermüdet, so erquickt uns die vom Reisen unzertrennliche Abwechselung unserer Lage: die Verschiedenheit der Witterung, des Weges und des Fortkommens, der Gesellschaft und der Begegnisse entrückt uns immer mehr dem eintönigen Alltagsleben, und während wir das ungewohnte Gute genießen, hat auch, wenn anders der rechte Reisemuth uns inwohnt, selbst die ungewohnte Beschwerde ein solches Interesse, daß sie uns als eine Herausforderung gilt, unsere gute Laune dabei zu behaupten. — Der gleiche Wechsel betrifft die Gegenstände unserer Wahrnehmung: die Mannichfaltigkeit der Natur, der Menschen und der Menschenwerke bietet vielfachen Genuß dar, indem sie die Sinne beschäftigt, mannichfache Gefühle und Urtheile hervorruft und die Ansichten erweitert. Manches lernen wir erst in der Fremde näher kennen, was wir in der Heimath unbeachtet gelassen und blos darum nur aus der Ferne und nach seiner Außenseite gekannt haben, indem wir entweder mit unsern eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt waren, um darauf achten zu können, oder durch unsere Verhältnisse von einer nähern Kenntnißnahme abgehalten wurden. Auf Reisen beobachtet man Naturerscheinungen, besucht Palläste, besteigt Thürme und unterrichtet sich über den Gang mannichfaltiger Geschäfte u. s. w., was man zu Hause oft unterlassen hat; man kommt in Berührung mit Menschen von den verschiedensten Ständen und Bildungsstufen, zu deren Beobachtung man in der Heimath keine Gelegenheit gehabt hat. In dem Allen findet man nun neben reichem Anlasse zu einer genußvollen Thätigkeit der Phantasie, fortwährend Stoff zu Vermehrung seiner Kenntnisse, so wie Aufforderung zum Nachdenken und zur Uebung der Urtheilskraft.

Um genußreich zu reisen, ist frische Anschauung und lebendige Phantasie erforderlich: wer seine häuslichen Beschäftigungen, Vorstellungen und Sorgen mitnimmt, und wohl Schlafrock und Nachtmütze in das Reisegepäck aufgenommen, aber den Phantasus dabei vergessen hat, gleicht einem Fahrzeuge ohne lebendige Besatzung, das, durch mechanische Kräfte fortgetrieben,

wie weit es auch kommt, keine andere Veränderung erfährt, als daß es abgenutzt wird.

Wie aber die Phantasie allein den Reisen den ihnen eigenthümlichen Reiz verleiht, so kann sie auch in Fällen, wo diese durch die Verhältnisse unmöglich gemacht werden, durch die Auffassungsweise der Naturgegenstände in der gewöhnlichen Umgebung sich einigermaaßen dafür entschädigen; da, wo ihr die Erde wegen Einförmigkeit der Gegend zu wenig Stoff darbietet, braucht sie sich nur an die Himmelserscheinungen zu halten. Erblickt man zum ersten Male ein hohes Gebirge aus der Ferne, so ist man zweifelhaft, ob man nicht sich täuscht und Wolken vor sich sieht; und so mag umgekehrt der Genügsame am heimischen Horizonte sich Berge träumen: der sinnliche Eindruck ist ganz derselbe, und es kommt nur darauf an, was wir uns dabei denken. Hierzu kommt die Poesie des Himmels besonders beim Aufgange der Sonne, wo in mannichfaltigster Beleuchtung und Färbung phantastische Formen hervortreten; am meisten gilt dies von Wintermorgen, wo auch derjenige, der seiner nächtlichen Ruhe nichts abbrechen darf, Zeuge der prachtvollen Scene sein kann. Und wie fremdartig erscheint uns nicht die bekannte Umgebung, wenn sie vom Monde beleuchtet wird! Wie wird nicht die Phantasie angeregt, wenn der Blick in das Sternenmeer sich taucht, oder wenn ihm die einzelnen Lichtpuncte desselben durch das Gebüsch entgegen funkeln!

Wo die Reiselust fest stehend wird, ist sie für immer abnorm, nimmt jedoch zwei sehr verschiedene Formen an: man ist dabei entweder überall oder nirgends zu Hause. Das Erstere ist der Fall bei Menschen von Energie des Geistes und Tüchtigkeit der Gesinnung, denen die Heimath zu eng ist, indem sie ihrer Thatkraft nicht den erforderlichen Spielraum, und dem Gemüthe nicht die ersehnte Befriedigung gewährt. Was sie in ihr vermissen und in der Wirklichkeit nirgends beisammen finden, das suchen sie in seinen Einzelheiten und seiner Vertheilung auf; überall stoßen sie auf etwas Anziehendes, weil ihr feiner Sinn das Bedeutungsvolle auch im scheinbar Kleinen

erkennt; mit lebhaftem Interesse gehen sie daher in die verschiedenen Beziehungen der Oertlichkeit und Persönlichkeit ein, ohne sich davon fesseln zu lassen; sie tauchen in die Besonderheiten ein, aber nur um sich wieder darüber zu erheben. — Die zweite Form ist die krankhafte Reisesucht, in welche der seichte Kopf oder das verschrumpfte Herz verfällt, wenn das Bewußtsein der Bedürftigkeit noch lebhaft und die Triebkraft noch rege genug ist; die Meinung, daß der eigene Mangel nur auf dem äußern Verhältnisse beruhe und die innere Leere durch die Außenwelt auszufüllen sei, sieht sich überall getäuscht; die Unruhe treibt von Ort zu Ort, von Land zu Land, ohne irgendwo gestillt zu werden, da man eben die Schuld der Nichtbefriedigung nur den jedesmaligen Umständen zuschreibt, und mit flachem Sinne die Dinge nur nach der Oberfläche ihres Erscheinens kennen lernt.

Sympathie und Antipathie (Bd. II. S. 82—116) beruhen überhaupt auf dem Gegensatze der Allgemeinheit und Besonderheit; was ihre Gegenstände betrifft, so zeigen sie ihre Wirksamkeit in zwei entsprechenden Richtungen, indem das Gemüth dabei entweder das Allgemeine oder das Besondere zum Gegenstande seines Fühlens und Wollens macht: von der erstern Richtung wollen wir hier die Humanität mit ihren Formen, der Geselligkeit und der Mittheilung, von der letztern aber die Zuneigung anführen.

Die Humanität.

Wie das Geistige überhaupt, um zur Erscheinung zu kommen, aus seiner Allgemeinheit hervorgehend, in die Besonderheit sich einsenkt, und dadurch das Materielle als seine Hülle bestimmt, so kleidet sich auch das Vernunftgebot überall in ein

sinnliches Gewand. Dies bestätigt sich in Bezug auf Humanität: die Sympathie bestimmt auch den Menschen als ein blinder Zug, und wird von ihm erst allmählig auf ihren Grund zurückgeführt und vermöge der Vernunft nach ihrem Wesen zur Anschauung gebracht. Zuerst machen lebendige, insonderheit menschliche Wesen im Ganzen genommen einen angenehmen Eindruck auf unsere Sinne; alles rege Leben wird uns ein ergötzlicher Gegenstand; wir fühlen uns geneigt es zu fördern, und finden darin einen Genuß für unser Selbstgefühl: es thut uns wohl, Andern wohlzuthun. Nur einzelne Wesen machen hiervon eine Ausnahme, indem sie widrige Erscheinungen für uns abgeben. Erst allmählig treten wir aus diesem Bereiche hervor, indem wir das, was Ahnung und Instinct in uns gewirkt hatten, nicht verwerfen, sondern aufklären, und über das, was in uns vorgegangen ist, uns Rechenschaft geben. Der Verstand erkennt nun, daß dasjenige, was im Allgemeinen uns gleich ist, im Besondern aber unser Leben durch eine ihm und seinen Gesetzen entsprechende Form ergänzt, unser Selbstgefühl angenehm anregt und unser Wohlwollen in Anspruch nimmt, und umgekehrt. Die Vernunft aber dringt zum letzten Grunde vor; sie erschaut die Wesenheit des Selbst und die Nothwendigkeit der Selbstliebe. Hier erkennen wir das Uebersinnliche in uns, welches seinem Wesentlichen nach den Charakter des Ewigen und Unendlichen hat, als unser eigentliches Ich; es ist ein Einiges und die nothwendige Bethätigung dieser Einheit ist die Selbstliebe sammt den daraus hervorgehenden Bestrebungen; und da es zugleich ein Allgemeines ist, so findet es sein eigentlichstes und ursprünglichstes Selbst im Allgemeinen schlechthin, im unbedingten Geiste, in Gott: seine Selbstliebe wird Liebe zu Gott. Unser Ich ist aber das in der sinnlichen Wirklichkeit hervortretende Uebersinnliche, mithin nur in deren Schranken thätig; und so kann denn unsere Liebe zu Gott, als unserem Urselbst, nur in Bezug auf das aus demselben Hervorgegangene, ihn Offenbarende sich bethätigen, und zwar in demselben Maaße, in welchem es unserem eigenen Selbst näher oder ferner steht, und unser Urselbst mehr oder weniger sich darin für uns offen-

bart. Solche, dem Menschen vermöge seiner Vernunft eigenthümliche und ihm als Bestimmungsgrund seines Handelns vorschwebende Gesinnung ist die Humanität.

Sie achtet jegliches Leben: denn in seinem Begriffe spricht sich die Wirksamkeit des Geistigen auf eine für uns verständlichere Weise aus, als in der übrigen Natur, die wir nicht als Ganzes zu durchschauen vermögen; seine Selbstthätigkeit, Wesenhaftigkeit, Individualität und Wechselwirkung ist der Widerschein des Unendlichen und Ewigen, Allgemeinen und Einigen, wie es in unserem Geiste sich verkündigt. So blickt die Humanität freundlich auf Pflanzen- und Thierleben, hütet sich es unnöthigerweise zu beeinträchtigen, nimmt es vielmehr gern unter ihre Pflege, wenn es, um bestehen zu können, der durch eine ihm mangelnde Verstandeskraft zu gewährenden Hülfe bedarf, und besonders wenn es dieser fremden höhern Kraft als Mittel zu dienen geeignet ist; denn wie das rein materielle Leben der Pflanze von dem beseelten Leben des Thiers, so wird dieses hinwiederum von dem vernunftbegabten Menschen als untergeordnetes Mittel für seine zunächst sinnlichen Zwecke gebraucht und diesen selbst aufgeopfert. Da aber, wo das Leben durch Selbstbewußtsein mit sich als Erscheinung und Wesen einig geworden ist, oder es doch zu werden vermag, hat es volle Selbstständigkeit und das unbedingte Recht, nur seine eigenen Zwecke zu verfolgen. Indem wir dies anerkennen, finden wir unser Selbst am vollständigsten in der Menschheit wieder, erkennen uns als Glieder derselben, und wenden ihr unsere Selbstliebe in Gestalt der Humanität zu. Wir betrachten demnach die Menschen, als solche, mit Wohlwollen und Theilnahme; wir scheuen uns, ihnen unangenehme Empfindungen zu verursachen, und finden einen Genuß darin, ihnen Gutes zu erzeigen. Wenn eine wahrhaft humane Gesinnung unser ganzes Wesen durchdringt, so äußert sie sich auch im Geringfügigsten, so daß wir z. B. dem Andern selbst die kleinste Beschwerde gern ersparen; sein unbedeutendstes Eigenthum, wenn es zu unserer Benutzung kommt, so schonen, als ob es uns selbst ein werthvolles Besitzthum wäre; dafür sorgen, daß das, was für uns

keinen Nutzen hat, dem, der Gebrauch davon machen kann, zu Theil werde, u. s. w.

Die Humanität macht uns geneigt, Fehler und Irrthümer Anderer zu entschuldigen, und selbst das an uns verübte Unrecht ihnen zu verzeihen, indem zwar die Pflicht gegen unsere Persönlichkeit uns dasselbe kräftig abzuwehren gebietet, aber zugleich unsere Humanität keine strenge Vergeltung fordert, vielmehr da, wo wir blos in unserer Individualität verletzt sind, entweder, durch Zähigkeit der Geduld verlängert, als Langmuth nachsieht, oder, zur Erhabenheit aufsteigend, als Großmuth Böses mit Gutem vergilt. Da aber die Humanität Achtung und Wohlwollen dem Menschen darum zuwendet, weil er vernunftbegabt ist, so flößt sie auch Verachtung und Abscheu gegen denjenigen ein, der in vernunftwidrigen Handlungen sie selbst verletzt. Das Vernunftlose, Nichtmenschliche kann uns blos unangenehm sein; wer aber, von der Vernunft abfallend und ihr widerstreitend, aus bösem Willen die höhern Interessen seiner Nebenmenschen verletzt, sie zu Werkzeugen seiner Leidenschaften herabwürdigt, und um des eigenen sinnlichen Vortheils willen ihre Sittlichkeit untergräbt, oder die freie Entfaltung ihrer vernunftgemäßen Thätigkeit hindert, muß der Gegenstand unseres Hasses werden, denn eben weil wir das Menschliche lieben, hassen wir auch nothwendig das Unmenschliche.

Wenn die Humanität ihr Wohlwollen nicht dem Wesentlichen des Menschen, sondern seiner Form zuwendet, alle Individuen in Hinsicht auf ihre Würdigkeit gleich schätzt und im Widerspruche mit der Gerechtigkeit überall ohne Unterschied die schonendste Beurtheilung und mildeste Behandlung fordert, so nimmt sie eine falsche Richtung. Solche falsche Humanität zeigt sich in allerhand Formen. Dahin gehört unter Anderem das kaleidoskopische Auge des Bequemen, der, um in seiner Behaglichkeit nicht gestört zu werden, Alles schön und gut findet, was die physische Macht für sich hat; die Weichherzigkeit, die, um nicht ungerecht oder grausam zu sein, den Verbrecher auf Kosten der Wahrheit als schuldlos darstellt, und z. B. zu Gunsten des Brandstifters, den eine barbarische Justiz

vormals verbrannte, die Feuerlust als eine eigene, unverschuldete Krankheit erfindet; die unbedachte Milde, welche, das auffallende Uebel beseitigend, ein größeres, nur minder in die Augen springendes Uebel an die Stelle setzt, und z. B. ehe noch die Strafanstalten menschlich eingerichtet sind, die Abschaffung der Todesstrafe verlangt, und den Mörder zu lebenslänglicher Qual bei thierischer Verdummung im einsamen Kerker, oder bei völliger Verwilderung unter dem Auswurfe der Menschheit verurtheilt.

Im Gegensatze zur Humanität gestaltet sich die Selbstliebe als Egoismus, wenn wir unserer sinnlichen Individualität den höchsten Werth beilegen und die Erlangung von Vortheilen für dieselbe zum obersten Gesetze unserer Handlungen machen. Der rohe Egoist lebt im Dienste seines Gemeingefühls, verlangt nur leibliches Wohlbehagen, und indem er seine Kräfte anstrengt, um die dazu nöthigen Mittel zu erlangen, ist er gegen alles Andre gleichgültig. Bei etwas feinerer Sinnlichkeit macht der Egoist eine angenehme Anregung seines Selbstgefühls zum vornehmsten Ziele seiner Bestrebungen: bald kitzelt es seiner Eitelkeit, seine wahren oder eingebildeten, erworbenen oder zufälligen Vorzüge zur Schau zu legen; bald wird er durch ein kräftigeres Selbstgefühl zur Ueberschätzung seiner Individualität verleitet, und er sucht seinen Hochmuth dadurch zu befriedigen, daß er Andre sein Uebergewicht auf drückende Weise fühlen läßt. Um solchergestalt dem Gemeingefühle und sinnlichen Selbstgefühle in den äußern Verhältnissen Genüge zu schaffen, trachtet der Egoismus nach Gütern, die ihm als Mittel zu seinem Zwecke dienen sollen, wobei er um die Rechtmäßigkeit der deshalb einzuschlagenden Wege mehr oder weniger unbekümmert ist, und geht als Eigennutz auf Gewinnung von Besitzthum, als weiter um sich greifende Selbstsucht auf Erlangung von Macht aus.

Der Egoist kann dadurch, daß man seine Schwäche benutzt, zu Handlungen der Humanität bestimmt werden: man lockt ihn durch Bälle und Festmahle zu Unterstützung der Armen; durch die seiner Eitelkeit schmeichelnde Nennung seines Namens in ehrenwerther Gesellschaft zur Theilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen; durch Aussicht auf Belohnung

zu patriotischen Opfern u. s. w. Es liegt immer etwas Entwürdigendes darin, die Menschen auf solche Weise zu gebrauchen, und man mag sich um so schwerer dazu entschließen, je edler der Zweck und je gemeiner das Mittel ist; indessen wird das widerstrebende Zartgefühl überwunden, indem man einerseits sich eines von der Vernunft gebotenen Strebens bewußt ist, andrerseits bemerkt, daß der Egoist durch seine Unzugänglichkeit für Beweggründe der Vernunft sich zu einem im Dienste derselben brauchbaren Werkzeuge erniedrigt. So zeigt er sich auch bei dem schmutzigsten Eigennutze aus eigenem Antriebe freigebig, wo es auf Schaustellung ankommt, gleich einem Weibe, das aus dem unsaubersten Hausgewande im unreinen Wohnzimmer in den glänzenden Schmuck des Gesellschaftsaals übergeht. Uebrigens kann er sich dem Gebote der Humanität selten völlig entziehen, kommt ihm aber nur auf bedingte und nicht würdige Weise nach: er beweiset Andern Wohlwollen, aber nur insofern und genau in dem Maaße, als sie zu seinem Wohlbefinden beitragen und ihm Nutzen gewähren; er leistet ihnen unter dieser Bedingung Vorschub, auch in ihren eigennützigen Bestrebungen und ungerechten Ansprüchen, und unterzieht sich jedem Dienste nur unter sorgfältiger Berechnung, ob nicht früher oder später ein Nachtheil für ihn sich daraus ergeben, oder ihm ein Vortheil dadurch entgehen könne.

Seine Stärke ist die Klugheit, denn er bedarf derselben, um die geeignetsten Mittel zu Erlangung von Vortheilen zu finden. Er bildet sich auf die kleinlichen Kunstgriffe, durch welche er Andere zu Förderung seiner Zwecke zu bestimmen weiß, viel ein, und belächelt in diesem Sinne die Ungeschicklichkeit Dessen, der „keinen Hund aus dem Ofen zu locken versteht,“ wobei er übersieht, daß dieser das Geschäft Hunde zu locken vielleicht Andern überläßt, die sich dazu berufen fühlen. Seine Klugheit macht ihn sittlich indifferent: in der Regel gleichgültig gegen das Böse, so lange es nicht unmittelbar oder mittelbar ihn selbst trifft, findet er es auch in vielen Fällen seinem Vortheile angemessen und rathsam, ein etwa in ihm aufsteigendes Urtheil sittlicher Mißbilligung zu unterdrücken:

so lange ein Mensch, den er verachten und hassen muß, noch nicht in Ketten und Banden liegt, verbirgt er seine Gesinnung vor ihm auf das Sorgfältigste, damit dieser ihm nicht schaden möge, was auch bei aller Unwahrscheinlichkeit doch immer möglich bleibt. Etwas anders gestaltet sich das Verhältniß auf dem Gebiete geistiger Wirksamkeit: hier ist der Hochmüthige ganz eigentlich Kritiker von Natur, der die Leistungen seiner Nebenbuhler, in welchen der Anspruchslose überall das Wahre und Gute sucht, nur berücksichtigt, um ihre Mängel aufzudecken; versteht er im wahren oder täuschenden Gefühle seines Uebergewichts durch geniale Grobheit einzuschüchtern, so kann ihm dabei doch eine Geschmeidigkeit eigen sein, vermöge deren er bei schicklicher Gelegenheit sich durch Selbsterniedrigung Gunst zu erwerben weiß.

Die Klugheit des Egoisten kann hin und wieder für ihn selbst nachtheilig ausschlagen. Wenn er z. B. in seinem Handeln sich die sorgsamste Berücksichtigung aller Verhältnisse und aller Ereignisse, welche eintreten könnten, zur Aufgabe macht, so geht er in solcher Umsicht nicht selten so weit, daß seine Ansichten ganz schief werden und ihn zu Fehlgriffen verleiten, während im Gegentheile der Schlichte, der bei ganz richtiger Ansicht auf sein Ziel lossteuert und dabei die von der Klugheit gebotene Umsicht verabsäumt, allerdings Rücken und Flanken dem Angriffe bloß giebt, einem solchen aber zu seiner Zeit auch die Stirne zu bieten weiß. Die fortwährende Bedachtsamkeit, deren der Egoist sich befleißigt, macht ihn leicht zum Zauderer, der den rechten Zeitpunct zum Handeln versäumt, und ist doch nicht so fest, daß er nicht zuweilen durch Aufwallung zu einem übereilten Schritte sich sollte hinreißen lassen, der bei ihm gerade um so gefährlichere Folgen zu haben pflegt. Er findet es für nöthig, seinen eigentlichen selbstsüchtigen Zweck unter dem Scheine eines auch von Andern zu billigenden Zweckes zu verbergen, und indem er nichts thut, ohne damit noch etwas ganz Andres erreichen zu wollen, argwöhnt er von Andern, daß sie ebenfalls bei jeder Handlung außer der offenbaren auch noch eine geheime Absicht haben, und indem

er sich darin öfters irrt, wird er zu ganz falschen Maaßregeln verleitet.

Die Geselligkeit.

Die Geselligkeit im engern Sinne des Wortes, als das ohne weitern Zweck blos durch Wohlgefallen an der Nähe von seines Gleichen bestimmte, mithin durch Sympathie begründete Beisammensein (Bd. II. S. 88, 99), wird durch die Humanität zur geistigen Wechselwirkung ausgebildet, die sich genußreich und kräftigend erweiset.

Unausgesetzte Abgeschiedenheit ist ein unnatürlicher Zustand: der menschliche Geist bedarf der äußern Anregung, um geweckt und wach erhalten zu werden; und wenn er auch bei voller Entwickelung seiner Kräfte sich in der Einsamkeit genügen kann, so muß er doch, um nicht so leicht in Einseitigkeit zu verkümmern, von Zeit zu Zeit durch Umgang sich erfrischen. Wir suchen in der Gesellschaft Unterhaltung, d. h. die Fortdauer unserer geistigen Lebendigkeit durch Anregung von außen her, und zwar erstlich um des Vergnügens willen. Wie wir beim Unterhalte unseres leiblichen Lebens nur die aus einer angemeßnen Beschäftigung unserer Verdauungsorgane mit den Nahrungsmitteln sich ergebenden angenehmen Empfindungen vor Augen haben, ohne daran zu denken, daß es dabei eigentlich nur darauf ankommt, den durch die lebendige Thätigkeit herbeigeführten Verlust an Blut zu ersetzen, so verlangen wir bei der Unterhaltung die Beschäftigung unseres Geistes um ihrer selbst willen, da die Thätigkeit an sich schon Zweck ist (Bd. II. S. 62 fg.), und gerade dann vermöge des Gefühls der Freiheit vornehmlich Vergnügen gewährt; den bleibenden Gewinn für unser Seelenleben, der uns nebenbei theils durch Belehrung, theils durch Erweckung von Gefühlen und Erregung von Gedanken zu Theil wird, nehmen wir als Zugabe obendrein. — So steht denn die Unterhaltung der auf bestimmte Zwecke gerichteten Beschäftigung, dem Geschäfte oder der Arbeit gegenüber, und dient zur Erholung von derselben, indem sie sich auf andere Gegenstände bezieht, andere Seelenthätigkeiten,

insonderheit die Phantasie in Anspruch nimmt, keine Anstrengung fordert, und mit dem Bewußtsein der Freiheit verbunden ist. — Ueberhaupt aber wird sie dadurch wohlthätig, daß sie der an irgend eine Reihe von Vorstellungen gefesselten Seele ihre Freiheit wieder giebt; daß sie Alles, was diese ausschließlich und zu anhaltend beschäftigt hat, sei es nun der forschende Gedanke, oder die spähende Sorge, oder der nagende Gram, zurückdrängt; der Erschöpfung, welche aus ununterbrochener Verfolgung einer und derselben Richtung hervorgeht, vorbeugt und durch Abwechselung erfrischt. Zerstreuung ist der gewöhnliche, jedoch nicht ganz passende Name für diese Wirkung der Unterhaltung, die vielmehr in Ablenkung der Seelenthätigkeit von der gewohnten Bahn besteht. — Insofern endlich die Unterhaltung eine Lücke in der Thätigkeit ausfüllt und die Stelle einer andern Beschäftigung vertritt, beugt sie der Langenweile vor, oder dient zum Zeitvertreibe.

Nur im uneigentlichen Sinne rechnet man hierher die Selbstbeschäftigung, wenn sie diese Wirkungen vereint, wenn man sich also blos des Zeitvertreibes oder des Vergnügens wegen ihr überläßt, um sich zu erholen oder zu zerstreuen. Die eigentliche Unterhaltung schließt allerdings eigene Thätigkeit in sich, da sie eben in Fortdauer geistiger Lebendigkeit besteht; aber sie setzt dabei immer eine äußere Einwirkung voraus. Bald ist die eigene Thätigkeit überwiegend, indem wir die Außendinge geistig beleben und z. B. in der Betrachtung der Natur oder der Menschenwerke Stoff für unser Denken suchen; bald ist die Anregung vorherrschend, indem der ausgeborne Gedanke in Rede oder Schrift vor unsere Seele tritt, und wir ihn in seiner selbsteigenen Gestalt uns nur anzueignen haben. Die gesellige Unterhaltung hat den Vorzug eines gleichmäßigen Antheils von Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit, ein Unterhaltenwerden und actives Unterhalten zugleich, ein durch gegenseitige Anregung gemeinsames Leben, welches nicht allein schon vorhandene Vorstellungen, Gedanken und Gefühle zu Tage fördert, sondern auch neue hervorbringt, befruchtend, zeugend und geburtshelfend sich bewährt.

Die Bedingungen für solche geistige Wechselwirkung sind gleich denen der Humanität dieselben wie für die leibliche Erregung: Uebereinstimmung im Allgemeinen, und Verschiedenheit im Besondern. Also einerseits gehört dazu eine gewisse Gleichheit der Bildungsstufe und der Richtung, welche das Seelenleben genommen hat, wodurch ein gemeinschaftliches Interesse an den Gegenständen der Unterhaltung, je nachdem sie sinnlicher oder geistiger, specieller oder allgemeiner Art sind, so wie an der Behandlungsweise, je nachdem sie blos berichtend oder beurtheilend ist, gewonnen wird; erst unter dieser Voraussetzung kann die gesellige Unterhaltung nach Inhalt und Form geeignet sein, auf anziehende Weise die Phantasie anzuregen, den Verstand zu beschäftigen, das Gemüth anzusprechen und den Forderungen des Geschmacks zu genügen. Eben so wird dazu eine Uebereinstimmung in den Grundansichten und dem Charakter erfordert, denn bei durchaus abweichenden Principien und Gesinnungen fehlt es an einem festen Boden zum Verkehr. Die Freiheit des geistigen Verkehrs hängt endlich noch von einer ziemlich gleichen Vertheilung der Kräfte ab: ein entschiedenes Uebergewicht des Geistes auf der einen Seite kann einen niederdrückenden Einfluß auf die übrige Gesellschaft ausüben, so daß sie, nur bemüht die dargebotenen Gedanken zu fassen und deren Gange zu folgen, die eigene Selbstthätigkeit aufgiebt und zu einer mehr zuhörenden Versammlung wird; aber auch schon die Anmaaßung das Wort zu führen kann bei einer gewissen Lebhaftigkeit der Vorstellungen und Leichtigkeit der Rede die allseitige lebendige Theilnahme an der Unterhaltung stören, indem sie die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zieht, vornehmlich aber den eigenen Gang der Vorstellungen fortwährend unterbricht, zum Theil auch verstimmt und unmuthig macht. — Die zweite Bedingung ist Mannichfaltigkeit im Besondern: die gesellige Unterhaltung erhält nur dadurch Interesse und Leben, daß jeder Theilnehmer nach Maaßgabe seines Naturells die Gegenstände auf eigene Weise auffaßt und auf neue Seiten derselben aufmerksam macht. Diese Bedingung findet ihre Erfüllung viel eher als die erstere, da kein Mensch dem andern

ganz gleich ist; je selbstständiger und origineller aber das Individuum in seiner Anschauungsweise ist, um so interessanter ist es bei übrigens gleichen Verhältnissen für die Unterhaltung.

Man hat gesagt, daß für eine genußreiche Unterhaltung die Zahl der Theilnehmer nicht geringer als die der Grazien und nicht höher als die der Musen sein dürfe; um es im Durchschnitte zu nehmen, möchten wir behaupten, daß, wie unter vier Augen das Herz am ersten sich öffnet, so unter vier Zungen die Brust am freisten sich aufschließt. In der That herrscht wahrhafte Geselligkeit nur in kleinern Kreisen und bei einem Austausche der Gedanken, an welchem jeder Anwesende thätigen Antheil nimmt und durch seine Stimme gehörig mitwirkt im Gedankenconcerte der Unterhaltung; nur hier sind auch nachhaltige Wirkungen der Erheiterung und Kräftigung, der Belebung und Belehrung zu erwarten. Die große Gesellschaft wird erst dann wirklich gesellig, wenn sie sich in kleinere Zirkel auflöset, und ihr Werth steht in geradem Verhältnisse zu der Freiheit, mit welcher jeder darin die ihm zusagenden Personen zur Unterhaltung wählen kann. Die Möglichkeit dergleichen zu finden und durch deren Mehrzahl selbst Abwechselung in der Unterhaltung zu gewinnen, verbunden mit dem angenehmen Eindrucke, den eine geschäftsfreie, blos Vergnügen suchende Menschenmenge um uns her auf unsere Sinne macht, ohne daß wir mehr darauf achten, als auf die durch das Geräusch des Plauderns kaum hindurch tönende Musik, giebt diesen größern Gesellschaften ihren eigenthümlichen Reiz. Bei Prunkgesellschaften wird die Geselligkeit durch das Vorwalten anderer Zwecke zur Nebensache.

Das gesellschaftliche Talent, namentlich für die größern Kreise, beruht hauptsächlich auf Lebhaftigkeit des Geistes, welche mannichfaltige Vorstellungen in rascher Folge erzeugt, so wie mit Leichtigkeit in geschmackvoller Form vorträgt, durch ausgebreitete Kenntnisse unterstützt; ferner auf richtiger Beurtheilung der Menschen, um für Jeden einen ihm interessanten Stoff der Unterhaltung auf eine ihm zusagende Weise zu behandeln; endlich auf der Achtsamkeit, vermöge deren man An-

dern den Wunsch sich zu äußern abmerkt, und auf der Geschicklichkeit, mit welcher man ihnen Veranlassung giebt, sich zu äußern, indem man einsieht, daß überhaupt Derjenige, welcher Unterhaltung fordert, sich in eine seiner Individualität angemessene behagliche Selbstthätigkeit versetzt sehen und so zum Theil sich selbst auch aussprechen will: wer allein das Wort führt, fällt am Ende zur Last, und gilt, falls ihm viel zu Gebote steht, für einen geistreichen Schwätzer, während der Fade noch viel unerträglicher ist.

Die Geselligkeit hat, indem sie Genuß, Erholung und Zeitvertreib gewährt, nur insofern Werth, als sie mit ernster und anstrengender Thätigkeit abwechselt; der Zerstreuung, welche sie bietet, muß die innere Sammlung das Gegengewicht halten, zu welcher wir in der Einsamkeit Anlaß und Unterstützung finden, wo wir den Einheitspunct unserer Kräfte, unser Ich selbst, ins Auge fassen; das Verlangen nach Umgang und das zu diesem erforderliche fügsame Eingehen in eine fremde Gedankenreihe muß gemäßigt werden durch die Selbstständigkeit, vermöge deren man zeitweise sich selbst genügt und den Umgang entbehren kann, so wie in demselben sich wesentlich nichts vergiebt. Wo der Geist Kraft mit Geschmeidigkeit vereint und durch Uebung unterstützt ist, vermag er in freier Selbstbeherrschung auch das gesellige Talent in ausgezeichnetem Grade zu beweisen, indem es sich ihm in Folge seiner Bildung ungesucht ergiebt. Wo dagegen die Entwickelung und Uebung dieses Talentes zum vorzüglichsten Gegenstande der Bemühungen und zur wichtigsten Aufgabe gemacht wird, da wird das innere Leben dem Scheine geopfert. Schon beim Eintritte in jede Gesellschaft nehmen die Menschen meist ein anderes Aussehen an, als sie im Hause, im Geschäfte und unter vier Augen zeigen: sie legen zur Schau, was sie haben, und geben sich den Schein, das zu besitzen, was ihnen mangelt, verhehlen ihre wirklichen Absichten und äußern Gesinnungen, die ihnen fremd sind. Selbst aus Humanität hört man das, was ein Gesellschafter über seine Angelegenheiten zu berichten hat, mit einer als Interesse erscheinenden Geduld an, während der Virtuose in der

Geselligkeit das lebhafteste Interesse heucheln muß. Indem er nicht um seinetwillen, sondern zum Behufe der Conversation sich unterrichtet, setzt er sich selbst herab, und indem er, um Vielen zugleich zu genügen, die Fertigkeit erlangt, die Unterhaltung alle Augenblicke zu wechseln und von einem Gegenstande zum andern überzugehen, wird die Zerstreuung wirklich: ein Zersplittern der Geisteskraft, wobei die Vorstellungen unstet an der Oberfläche der Gegenstände hingleiten. So giebt er die eigene Bedeutung völlig auf, indem er nur darnach strebt, sich vor den Augen der Gesellschaft mit der Anmuth und Sicherheit eines Seiltänzers zu bewegen.

Ein Intermezzo in der geselligen Unterhaltung, welches die in derselben eintretenden Lücken ohne Zwang ausfüllt, ist das Spiel, welches wesentlich auf Beschäftigung der Phantasie beruht (Bd. II. S. 67). Es hat seine Bedeutung in dem steten Wechsel der Verhältnisse, und dem thätigen Eingreifen, um sie zu lenken; in dem Scheinkampfe, in welchem die Kräfte gegen einander auftreten, ohne sich zu verletzen, und man den Sieg zu erringen sucht, ohne daß man das materielle Resultat, den Gewinn, zu seinem Zielpuncte macht.

Die Mittheilung.

Jede Kraft strebt sich in Wirksamkeit zu äußern, und so verlangt auch die Seele, das, was in ihr lebt, kund zu geben. Die Möglichkeit dazu ist darin enthalten, daß überhaupt alles äußere Erscheinen nur das Offenbarwerden eines Innern ist, Beides also einander entspricht, mithin auch der Seele eine Herrschaft über den Leib gegeben ist, wodurch sie räumliche Verhältnisse an diesem und mittelbar an fremden Körpern hervorzubringen vermag, welche ihren eigenen Zustand ausdrücken, indem sie das Geistige in sinnlichen Formen darstellen oder als Symbole dienen, die von gleich geschaffenen Wesen verstanden werden, da sie bei diesen die gleichen Empfindungen und Vorstellungen wecken, aus denen sie selbst hervorgegangen sind (Bd. II. S. 129 fgg.).

Die Stimme ist ein Mittel solcher symbolischen Aeußerung, und da sie nicht in einer äußern Bewegung, sondern in einem innern Erbeben der noch in den Athmungsorganen selbst enthaltenen Luft besteht, so liegt sie auch dem Innern am nächsten und wird dessen mächtigste Verkündigerin. Als solche ist sie ein Bedürfniß der Seele; aber zugleich ist sie ein solches auch für das leibliche Leben. Denn der Mensch soll von den ihm verliehenen Kräften Gebrauch machen und der Selbstbestimmung den möglichst großen Umfang geben, somit auch die Athmungsbewegungen, die sonst unwillkührlich vor sich gehen, durch den Willen beleben, wie dies bei der Stimme geschieht: dadurch erst wird das Athmen vollkommen und das Athmungsorgan gehörig ausgebildet, wie dies die (S. 77) angeführten Erfahrungen an Taubstummen lehren, wie auch Gefangene in langwieriger Einsamkeit nicht selten von Lungenkrankheiten befallen werden.

Die Luft, welche, indem sie sich durch die enge Kehlritze drängt, sammt deren Rändern in tönende Schwingung versetzt wird, kommt aus der Brust, und während sie mit Stoffen geschwängert ist, die das Blut an die Außenwelt absetzen muß, um der Substanz der Organe die zum Leben nöthige Mischung zu erhalten, so wird sie durch ihr Ertönen zugleich der Träger für die Verkündigung des Innern, was in der Brust seinen Widerhall findet: mit einer lebendigern Regung des Gemeingefühls bricht zuerst die Stimme hervor, um dann eben so auch zu Aeußerungen des Selbstgefühls zu dienen (S. 49 fg.).

Endlich tritt der Verstand hinzu, um auf der Grundlage der Stimme das Gebäude der Sprache aufzuführen, in welcher der Geist des Menschen sich in seiner ganzen Macht bethätigen soll. Der Kehlkopf aber, als das eigentliche Stimmorgan, sitzt zwischen Kopf und Brust, damit Beide, als die Repräsentanten von Geist und Gemüth, ihren gerechten Antheil an ihm haben und in Eintracht durch ihn sich aussprechen. Die Stimme tritt nämlich unter die Herrschaft des Kopfes, indem die aus der Brust herauf getriebene und beim Austritte aus dem Kehlkopfe zum Schallen gebrachte Luft an den willkührlich beweg-

lichen Wandungen der Mund- und Rachenhöhle sich bricht, wodurch der Schall eine bestimmte Form gewinnt und zum Laute gestaltet wird, der das seine Begeistigung erwartende Element der Sprache abgiebt. Die zur Aufnahme der Nahrung bestimmten Theile, Schlundkopf, Gaumensegel, Zunge, Lippen, wirken hierbei in den mannichfaltigsten Stellungen zusammen; und diesen Anfangspuncten der Eingeweide des Unterleibes gesellt sich noch die Nasenhöhle, als Vorhof der Brusteingeweide, bei, um an der Bildung von eigenen Lauten Theil zu nehmen, so wie der Stimme überhaupt durch ihre Resonanz Klang zu geben. Diese Organe zusammen genommen, welche die zur Bildung des Leibes und zunächst des Blutes nöthigen Stoffe einführen, aber zugleich durch ihre nähere Gemeinschaft mit dem Gehirne von der Beschaffenheit dieser Stoffe Kunde geben, werden nun die Werkzeuge, mit deren Hülfe der Verstand seine geistigen Bildungen äußerlich darlegt: dort wirkten sie auf die Bildung des Blutes, aus welchem alles materielle Leben und Gestalten hervorgeht; hier schaffen sie das lebendige Wort, mit welchem der Gedanke in den Kreis sinnlicher Erscheinungen tritt. Sie dienen der leiblichen wie der geistigen Bildungskraft.

Die Sprache ist das Werk des Verstandes, und diesem kommt es zu, ihren Gebrauch zu lenken und zu zügeln, damit sie ihm jederzeit entspreche. So lehrt er denn auch schweigen: er hält die Gedanken zurück, deren Mittheilung zwecklos sein würde; verschließt die Schleußen der Geschwätzigkeit, die Unerhebliches, Fades, Langweiliges in breitem Strome ergießen möchte; läßt die Urtheile nicht eher hervortreten, als bis sie gehörig gereift sind; verbietet Eröffnungen, die zu eigenem oder Anderer Schaden gemißbraucht werden könnten; heißt das anvertraute Geheimniß verwahren u. s. w.

Der Verstand hat nicht aus eigener Kraft die Sprache zu schaffen vermocht; denn er ist nur der im Umkreise des Seins geschäftige, dem Aeußern zugewendete Geist, die Einzelheiten begreifend und die Erscheinungen nach ihrem Zusammenhange messend. Die Sprache aber setzt einen in sich schauenden Geist

voraus, der die eigene Wirksamkeit zu seinem Gegenstande macht, somit das Uebersinnliche, als den eigentlichen Kern der Erscheinungswelt erfaßt; einen Geist, der den Gedanken in seine Elemente zu zerlegen versteht, um ihn sinnlich darlegen zu können, und der Gesetze seines Wirkens sich bewußt ist, um nach denselben den sinnlichen Ausdruck seiner Schöpfungen zu gliedern, — mit einem Worte: die Vernunft. Diese ist die einige Sonne, welche den Verstand, als den Wandelstern, auf seiner peripherischen Bahn an deren Centrum knüpft, ihn erleuchtend und zugleich erwärmend. Und hiermit ist denn auch das Verhältniß ausgedrückt, in welchem der Menschengeist sich äußern soll.

Ueberzeugung überhaupt ist die Gewißheit, welche wir durch den Gebrauch unserer eigenen Kräfte erlangt haben: eine auf dem Grunde unserer Selbstthätigkeit beruhende Festigkeit unserer Vorstellungen, auf welche wir mit Zuversicht weiter bauen. Diejenige unserer Kräfte aber, in welcher alle übrigen wurzeln, und die in ihrer eigenen Gestalt als die höchste Entwickelung derselben sich zu erkennen giebt, ist die Vernunft. In ihr ist also auch allein die volle Gewißheit, und so verstehen wir unter Ueberzeugung schlechthin, als der eigentlichen und wahrhaften Ueberzeugung, diejenige Gewißheit, in deren Besitz wir durch den Gebrauch unserer Vernunft uns gesetzt haben, und welche nicht blos auf die Wirklichkeit, sondern auf die Nothwendigkeit sich bezieht, so daß wir das Gegentheil davon nicht nur leugnen, sondern als unmöglich erkennen.

Wer, in die Wirklichkeit als solche versenkt, einzig sein sinnliches Wohl und äußeres Erscheinen vor Augen haben, die Dinge blos in dieser Beziehung betrachten, und sie allein nach dem Eindrucke, den sie auf ihn machen, oder nach dem Vortheile, den sie ihm gewähren, beurtheilen könnte, der würde, möchte auch sein Verstand eine noch so große Bildung erlangt haben, immer nur eine hohle Menschenlarve sein, hinter welcher ein sehr kluges Thier stäcke. Nur in dem Maaße behaupten wir unsere Menschenwürde, in welchem wir uns wirklich selbst achten, mithin unsere Aufmerksamkeit auf unser Selbstbewußtsein

richten, die unabweisbaren Wahrheiten desselben verfolgen, und daraus allgemein gültige Grundsätze zur Richtschnur für unser Urtheilen und Handeln ableiten, mit einem Worte: uns eine feste Ueberzeugung zu schaffen streben. Die Summe dieser unserer wahrhaften Ueberzeugungen oder unserer auf Gebote der Vernunft gestützten und durch freie Thätigkeit des Verstandes erlangten Ansichten bestimmt den Werth unserer Persönlichkeit (Bd. II. S. 204 fg.), denn sie bezeichnet die Stufe unserer Entwickelung (ebd. S. 175 fg.); sie ist von uns unzertrennlich, und bleibt uns, wenn auch alles Aeußere uns geraubt ist, ja erhält sich in ihren Ergebnissen selbst dann noch, wenn mit dem Sinken des Lebens die geistigen Beziehungen zur Außenwelt schwächer werden; sie gehört also unserem eigentlichsten Selbst an, und die Liebe zu diesem Selbst wird sich eben so verhalten, wie jede andere Liebe, die ihrem Gegenstande alle mögliche Sorgfalt widmet.

Mit dem redlichen Willen, die Dinge im Lichte der Vernunft zu erschauen, ist noch nicht die Erfüllung, sondern nur die erste Bedingung dazu gegeben. Denn da der Geist in uns als Individuen nur innerhalb bestimmter Schranken wirksam ist, besteht noch die Möglichkeit unser Ziel zu verfehlen: der Verstand kann in der Anwendung der Idee auf bestimmte Verhältnisse Fehlgriffe thun und vom Vernunftgebote abweichen; auch kann die Gewohnheit eine Gewalt über unser Urtheil ausüben, so daß die Ansichten, die uns von unsern Umgebungen eingepflanzt und mit uns verwachsen sind, oder die sich uns zufällig aufgedrängt und, als unserer sinnlichen Individualität behaglich, sich bei uns eingenistet haben, für Ueberzeugungen gehalten werden, da sie doch bloße Meinungen sind. Darum dürfen wir nicht lässig sein in der Forschung und Selbstprüfung, und nicht unzugänglich den Gründen, die sich entgegenstellen. Indem wir unsere Ansichten berichtigen und unsere Ueberzeugung fester begründen, vervollkommnen wir ja uns selbst, und erfüllen so das Gebot der Selbstliebe: denn was kann die Liebe Besseres thun, als ihrem Gegenstande alle die Vorzüge verschaffen, deren er immer fähig ist?

Eben so will sie auch, daß er in seinem Werthe erkannt, geachtet und in den Stand gesetzt werde all das Gute, das er vermag, zu bewirken. Und so sind wir es denn uns selbst schuldig, unsere Ueberzeugung auszusprechen, geltend zu machen und zu verbreiten, nicht als das Werk unserer Individualität, sondern als das der Vernunft, deren Organe wir sind. Wer sich selbst achtet, wird nicht schweigen, wenn es gilt, die Wahrheit und das Recht zu vertheidigen, und er die nöthige Kraft dazu in sich fühlt; er wird den warnenden Einflüsterungen selbstsüchtiger Klugheit nicht Gehör geben, sondern getrost es darauf ankommen lassen, welche Folgen sein Freimuth für sein individuelles Verhältniß hat, und diese, wie sie auch sein mögen, mit Gleichmuth ertragen, da er seinem Selbstbewußtsein Genüge geleistet und dem in der Vernunft sich verkündenden Gebote Gottes gehorcht hat.

Aber darum geben wir nicht jede Ueberzeugung überall preis, sondern verschweigen sie unter gewissen Umständen. Zuvörderst nämlich tragen wir das, was uns recht tief im Herzen sitzt, nicht auf der Zunge mit uns herum. Ein Gegenstand unserer innigen Liebe ist uns zu theuer, als daß wir uns über ihn gegen Solche, die seinen Werth nicht zu fassen vermögen, frei aussprechen könnten, und wir halten nur die, welche unser volles Vertrauen besitzen, solcher Mittheilung für werth. In gleicher Weise verfahren wir in Betreff derjenigen Ueberzeugungen, welche von der Tiefe unseres Gemüthes unzertrennlich sind, der höchsten Wahrheiten, die uns zu werth sind, als daß wir sie Unempfänglichen und Theilnahmlosen eröffnen könnten: eine zarte Scheu tritt dann an die Schwelle unseres innern Heiligthums, als Wächterin, daß es nicht entweiht werde. So verwahren wir im Alltagsleben unsern köstlichsten Besitz in unserer Brust; nur wenn verwandte Seelen einander näher treten, öffnet jede in Stunden der Erhebung die Pforten ihres Heiligthums, da sie in dem der andern die gleichen Altäre findet.

Auch in Betreff anderer ernster, aber unser Gefühl nicht so nahe berührender Gegenstände versagen wir es uns oft, unsere Ueberzeugung auszusprechen, wenn voraus zu sehen ist, daß sie

keinen Anklang finden, erfolglos bleiben oder als ein leeres Phantom verunglimpft werden wird; sie ist uns zu werth, als daß wir sie unter solchen Umständen preis geben sollten, und es genügt uns, sie in unserem Innern zu hegen; wir wollen den guten Samen nicht fruchtlos ausstreuen auf felsigen Boden. Indeß kann auch manches Samenkorn von einem freundlichen Lüftchen auf fruchtbares Erdreich getragen werden, oder in dem steinigen Lande auf einige Stäubchen treffen, in denen es Wurzel schlägt und unter Hinzutritt von Thau und Regen vollständig sich entwickelt; und selbst wenn ein solches Häufchen Erde noch nicht vorhanden ist, so kann es sich bilden, ehe die Keimkraft des Samenkorns erlischt, da der Felsen unaufhörlich seiner Bestimmung entgegengeht, durch allmähliges Verwittern in Boden sich zu verwandeln, der dem organischen Leben mittelbar oder unmittelbar Nahrung und Gedeihen geben kann! So mögen wir nicht voreilig annehmen, das Aussprechen unserer Ueberzeugung werde ganz nutzlos sein. Das Wort, welches Vielen als leerer Schall verklingt, kann von Einzelnen in seiner Bedeutung erkannt werden: es hat lebendige Kraft, pflanzt sich fort, und ruft neue Gedanken hervor. Zur Besorgniß der Erfolglosigkeit müssen also noch andere Verhältnisse hinzu treten, um uns von der Aeußerung unserer Ueberzeugung abzumahnen; hierher gehört besonders die Rücksicht der Humanität und der Mangel an Beruf.

In manchen Fällen verbietet die Humanität einen hartnäckigen Versuch unsere Ueberzeugung geltend zu machen, wo derselbe gegen eine eingewurzelte Ansicht gerichtet und daher nicht allein fruchtlos, sondern auch verletzend sein würde. Die sichtbaren Gegenstände erscheinem nicht Jedem von gleicher Farbe: mancher Mensch kann von Natur Grün und Blau nicht unterscheiden, und nennt oft einen Gegenstand grün, den wir für blau erkennen; ein Anderer, der durch ein rothes Glas sieht, erblickt Alles um sich her roth; und wenn bei einem Dritten der Farbestoff der Galle in die Augenfeuchtigkeit gedrungen ist, so erscheinen ihm alle Dinge gelb. Können wir nun den Erstern nicht über seinen Irrthum belehren, dem Zweiten

nicht ein ungefärbtes Glas verschaffen, den Dritten nicht von seiner Gelbsucht heilen, und finden wir, daß allen Dreien, da sie Licht und Dunkel, Weiß und Schwarz, wohl unterscheiden, das verkehrte Farbensehen keine Gefahr bringt, so bestehen wir nicht hartnäckig darauf, daß sie die Farben so erkennen, wie wir sie bezeichnen. Und so verschwenden wir keine Mühe, in Dingen, die keinen unmittelbaren Einfluß auf das wirkliche Leben haben, unsere Ueberzeugung denen aufzubringen, die einer entgegengesetzten Ansicht mit warmem Eifer anhängen und entweder wegen überhaupt beschränkter Urtheilskraft, oder weil sie gerade den vorliegenden Gegenstand durch die Brille des Vorurtheils zu sehen gewohnt sind, oder weil ihr Auge durch die Leidenschaft des Eigennutzes erkrankt ist, durch Widerspruch nur verletzt werden. Findet z. B. Jemand einen Gegenstand, den uns die Geschichte in seiner Blöße gezeigt hat, von einem Heiligenscheine umgeben, so lassen wir den Glauben an diesen Heiligenschein, wenn er zur Herzensangelegenheit geworden ist, ohne im Rechtthun zu hindern, gern unangetastet. Bei der Mannichfaltigkeit der Formen, in welchen der Menschengeist zur Erscheinung kommt, ist eine Verschiedenheit der Meinungen nothwendig und zu achten. In Jedem ist vermöge seines Naturells und seiner Erlebnisse eine gewisse Richtung vorherrschend, die ihn nur zu entsprechenden Ansichten geneigt macht, und Niemand nimmt von Andern eine Ueberzeugnng an, wozu nicht der Keim schon in ihm gelegen hat. Indem dies verkannt wird, mischt sich die Leidenschaft in den Streit über Meinungen, besonders über solche, die sich weder vollständig beweisen, noch auch vollkommen widerlegen lassen: man findet seine Ansicht so fest begründet, daß man wähnt, man müsse Andere zur Annahme derselben nöthigen können; aus Ungeduld darüber, daß dies nicht gelingt, wird man heftig und bitter; den Widerstand, den man findet, erklärt man aus Mangel an gutem Willen, und wird darüber zum Eiferer, der die gehässigen Gesinnungen auch auf die übrigen Lebensverhältnisse überträgt, während die, welchen er seine Meinung beibringen will, seinen Dünkel, allein die Wahrheit zu sehen, verdammen, und über die Anmaaßung, sie zu seinen Ansichten zwingen zu wollen, empört sind.

Neben der Humanität hat meist auch bloße Menschenfurcht mehr oder weniger Antheil am Verschweigen eines mißfälligen Urtheils. Daher kommt es, daß eine weit verbreitete Meinung über uns oft für uns selbst das tiefste Geheimniß bleibt, das wir nur durch gespannte Aufmerksamkeit den Menschen ablauschen können. Manche müssen sich erst warm gehen, um sich mit einiger Freimüthigkeit äußern zu können, und wenn uns einmal Jemand die „Wahrheit sagt," so thut er es nur im Ausbruche des Zorns, halb unfreiwillig, und am Ende doch noch mit einiger Zurückhaltung, um, wie er meint, uns nicht für immer zu Feinden zu machen; da aber eine solche Aeußerung das Gepräge der Leidenschaftlichkeit, mithin der Einseitigkeit trägt, so scheint sie auch leicht zu widerlegen und bleibt daher für uns ohne Nutzen. Auf der andern Seite ist das Schmollen oder das mürrische Verschweigen seines Unwillens eine Schwachheit, welche von einem Provinzialismus ziemlich treffend als „Dummthun" bezeichnet wird.

Im Organismus hat jeder, auch der kleinste, Theil seine Verrichtung, d. h. seine eigene Beziehung zum Gesammtleben, wodurch er in seiner Weise zu demselben mitwirkt. Auf ähnliche Art kommt dem einzelnen Menschen vermöge der Eigenthümlichkeit seines Wesens und seiner Verhältnisse auch eine eigene Bestimmung zu: er hat einen gewissen Beruf, d. h. er ist auf einen besondern Wirkungskreis hingewiesen, innerhalb dessen er als organisches Glied eines größern Ganzen seine Kräfte auf eine angemessene Weise zu gebrauchen berechtigt und verpflichtet ist. Die Stellung, welche er durch eigene freie Wahl eingenommen hat, oder in die er versetzt worden ist, bezeichnet seinen äußern Beruf, oder die specielle Art seiner Wirksamkeit. Die ihm inwohnende Kraft aber, in einer bestimmten Sphäre Tüchtiges zu leisten, mag er sie nun durch selbstthätige Ausbildung allgemeiner Anlagen in dieser besondern Richtung sich erworben, oder sie durch ein specielles Talent von der Natur empfangen haben, macht seinen innern Beruf aus.

Der Mensch achtet und liebt seinen Beruf, als den Ausdruck seiner Persönlichkeit, als die von der Natur oder dem Schicksale ihm gegebene und von ihm verstandene Bestimmung;

er macht es sich zur Ehrensache, ihn in seinem ganzen Umfange zu erfüllen, da eben sein persönlicher Werth sich darin ausspricht. Während Jeder in seinem Berufe das freie Urtheil, welches die Lage der Dinge von ihm fordert, aus Rücksicht auf seinen sinnlichen Vortheil nicht unterdrücken kann, wenn er mit sich selbst nicht in Widerspruch verfallen will, so ist er auch um so mehr verpflichtet, seine Ueberzeugung in Betreff der ihm angewiesenen Sphäre mit aller Kraft durch Wort und That geltend zu machen, je ernster seine Aufgabe, je bedeutender ihre Lösung für das Ganze, je bestimmter seine Befähigung dazu, und je ausgezeichneter die ihm dadurch zu Theil gewordene Begünstigung ist.

Der Geistesschwache hat allerdings Grund, sich vor den Menschen zu fürchten, denn die Feigheit ist die natürliche Gefährtin der Schwäche, und so mag er denn sein Urtheil zurückhalten, wo voraus zu sehen ist, daß ihm aus dessen Bekanntwerden ein Nachtheil erwachsen werde. Aber er geht gemeiniglich weiter, ängstigt sich mit dem Schreckbilde der Gefahr, und läßt sich durch die bloße Möglichkeit eines Nachtheils abhalten, seine Ueberzeugung auszusprechen und ihr gemäß zu handeln, damit nicht etwa Jemand beleidigt werde, denn — so predigt die gemeine Weltklugheit auf allen Märkten, — auch der Geringste kann uns schaden, wenn wir ihn beleidigt, und uns erwünschte Dienste leisten, wenn wir seine Gunst erlangt haben. Man erinnert dabei an den Löwen, der durch eine dankbare Maus aus dem Netze befreit wurde; indeß hatte dieser das keke Thierchen blos darum nicht bestraft, weil er es für seinen Zorn zu gering achtete, denn aus Speculation auf dessen mögliche Dienstleistung hätte nur ein in der Löwenhaut versteckter Hase dasselbe verschonen können; auch fällt ein rechter Löwe nicht in Netze, aus denen eine Maus ihn befreien kann. Wer, um Niemandes Ungunst auf sich zu ziehen, zu Allem schweigt, was in seinem Berufskreise gegen seine Ueberzeugung vorgeht, erklärt damit seine Selbstverachtung, worin ihm Niemand widersprechen kann. Denn indem er seine Mißbilligung des Unrechts, seine Verachtung des Gemeinen, seine Verab-

scheuung des Bösen nicht laut werden läßt, indem er die Verfälschung der Wahrheit und die Gewaltthat stillschweigend ansieht, damit nur der Betrüger und der Gewaltthätige ihm nicht schaden, vielmehr bei Gelegenheit ihm einen Vortheil zuwenden möge, nimmt er Theil an ihrer Schuld, und spricht er es offen aus, daß die Vernunft, der allein er seine Menschenwürde verdankt, in ihm geringere Macht hat, als der Trieb sich sinnliches Wohlergehen zu verschaffen.

Wohl aber mißt der Besonnene die Größe des Opfers, welches er bei Behauptung seiner Ueberzeugung zu bringen bereit ist, nach dem Erfolge, den er vermöge der Beschaffenheit seines Berufes davon zu erwarten hat, und scheut eine nutzlose Selbstopferung als thöricht. Wo die Richtung oder das Maaß seiner Kraft von der Art sind, daß sie keine Hoffnung aufkommen lassen, und wo die äußern Verhältnisse so hemmend entgegentreten, daß selbst sein Beispiel ohne bedeutende wohlthätige Folgen bleiben würde, entsagt er einem Kampfe, der bei einem fruchtlosen Märtyrerthume es ihm unmöglich machen würde, in dem Kreise, der ihm zugewiesen ist, die Macht der Idee geltend zu machen.

Ganz verschieden vom Verschweigen der Ueberzeugung ist das Verleugnen derselben. Ein solches ist zuvörderst nur scheinbar, wo es auf conventionellen Formen beruht. Die Organisation der Gesellschaft macht es nämlich nothwendig, gewisse Stellungen in derselben auch mit angemessenen Aeußerlichkeiten zu umgeben, und ihnen ein Recht auf ein bestimmtes Maaß von Achtungsbezeigungen anzuweisen, die ihrem jedesmaligen Inhaber zu Theil werden. Da dieser sie nicht seiner Persönlichkeit, sondern nur seinem Verhältnisse und dem zum Grunde liegenden Gedanken verdankt, so muß er sie fordern, ohne stolz darauf sein zu können, indem er nur in der Art, wie er seinen Platz ausfüllt und die Idee seiner Stellung verwirklicht, seine Ehre zu suchen hat; und so bezeigt man ihm, auch wenn er auf letztere keinen Anspruch zu machen hat, gern und willig die Achtung, die eigentlich nur der gesellschaftlichen Ordnung gilt. Eben so zollen wir nur der Sitte den ihr gebüh-

renden Tribut, und machen uns keiner Gleißnerei schuldig, indem wir uns der conventionellen Formen bedienen, welche durch eine Art Humanität eingeführt sind. Wir wollen dabei eben so wenig täuschen, als wir gegenseitig uns dadurch täuschen lassen: es fällt uns nicht ein, von Dem, der sich unsern gehorsamen Diener nennt, Gehorsam zu fordern, oder Dem eine besondere Theilnahme an unserem Geschicke zuzutrauen, der sich nach unserem Wohlsein erkundigt u. s. w. Dergleichen Formen sind abgegriffene Scheidemünze, die im Verkehr gebraucht werden muß, wiewohl Jedermann ihre innere Werthlosigkeit kennt.

Ein Anderes ist es, wenn man über das, was die Sitte fordert, hinausgeht und seiner Ueberzeugung vom Werthe einer Person Gewalt anzuthun beginnt. Nämlich die Ueberschätzung des äußern Scheins, welche mit der innern Leere Hand in Hand zu gehen pflegt, führt dahin, daß man aus bloßer Eitelkeit, Demjenigen, der ein gewisses Ansehen in der Gesellschaft genießt, schmeichelt, um seine Gunst zu erlangen. So drängen sich die Menschen gar häufig an den Hohen und Reichen, um durch seine Nähe selbst an Ansehen zu gewinnen; um nur einen Strahl seines Glanzes auf sich zu lenken, suchen sie ihm dadurch zu gefallen, daß sie Gesinnungen gegen ihn vorgeben, die ihnen in der That fremd sind; indem sie so ihre Ueberzeugung aufopfern, wenden sie sich von den Altären der Wahrheit und des Rechts, um Götzendiener des Bel und des Mammon zu werden; sie hofiren der Macht, auch wenn sie ihnen weder Amt noch Würden ertheilt, und beugen sich vor dem Beutel, der doch für sie fest verschlossen ist. Auf diese Selbsterniedrigung paßt der Name des freiwilligen Hinkens, womit die Aerzte eine Krankheit des Hüftgelenkes belegen, die nichts weniger als freiwillig ist. Gewissermaaßen hat jenes Verfahren auch den Charakter der Uneigennützigkeit, indem der einzige Nutzen, der sich daraus ergiebt, nur auf einem Phantome beruht; denn auf ein Ansehen in der Gesellschaft, welches blos davon abhängt, daß man im Widerscheine fremden Glanzes lebt, hat man doch nicht Ursache stolz zu sein. So könnte es als ein unschuldiges Spiel betrachtet werden, welches schwache

Geister mit der Afterpoesie des Scheines treiben, wenn es nicht der Menschenwürde widerstritte. Uebrigens sind es gerade die Hochmüthigsten, die sich auf solche Weise herabwürdigen, so wie Die, welche gern Despoten im Kleinen sind, gegen ihre Obern am meisten knechtisch sich bezeigen. Denn der Egoismus, mit Elasticität verbunden, beugt sich vor jeder Gewalt zusammen, so daß der Kopf beinahe die Füße berührt und schnellt, wenn er sich frei fühlt, so aus einander, daß die Nase im Zenith zu stehen kommt; beides sind verwandte Abnormitäten, so wie beim Starrkrampfe oft der Emprosthotonus mit dem Opisthotonus abwechselt. Der Mensch ist aber geschaffen, sich aufrecht zu halten und fest zu stehen: sein Haupt schwebt über dem Rumpfe, als dem Sitze der leiblichen Selbsterhaltung, so daß es nicht, wie der Kopf des Thiers, nur den Anfang des Leibes ausmacht; und mit der ganzen Sohle auftretend, überläßt er den Gang auf den Zehen den Raubthieren, die ihre Beute beschleichen und verfolgen, so wie den Wiederkäuern und Einhufern, die sich ihren Feinden nur durch die Flucht zu entziehen wissen.

Wer sich seiner Menschenwürde bewußt ist, spricht sich da, wo es gilt, freimüthig aus, denn in ihm lebt eine Kraft, die gegen jeden Teufel schützt: das Gewissen. Und so kann ihn auch keine Macht in der Welt nöthigen, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen und zu handeln. Denn das höchste Gut, das wir erlangen können, und ohne welches alle andere Güter durchaus werthlos sind, ist Achtung gegen uns selbst als Träger der Vernunft; eben in solchem Gefühle der Einheit unserer Individualität mit dem Göttlichen, in dem Bewußtsein, daß wir dem Pflichtgebote gemäß nach Wahrheit und Recht streben, besteht die Seligkeit. Wie können wir aber wohl Ruhe finden, wenn wir uns selbst entzweien und anders handeln, als wir denken? Und wie können wir uns achten, wenn wir unser Selbst, unsere Ueberzeugung verleugnen? — Der Eigennutz weiß allerdings auch hier Rath zu schaffen, indem er den Verstand bethört, so daß das Nützliche für das Rechte gehalten wird. Hat er bei beschränkten Köpfen hierin leichtes Spiel, so geht er bei schärferem Verstande mit besonderer Schlauheit zu

Werke, und reizt ihn, mit einem Aufwande von Scharfsinn die natürlichen Gesichtspuncte zu verschieben, und in den von ihm selbst kunstreich und mühsam gewebten dialektischen Netzen sich zu verstricken. Das Gewissen wird durch solche Selbsttäuschung eingelullt, und die Gewohnheit vollendet den Trug; denn wie der Lügner seine oft wiederholten Erdichtungen am Ende selbst glaubt, so meint auch der Heuchler endlich selbst, er strebe nur nach Recht und Wahrheit; seine Augen sind dann so verblendet, daß er die Grundsätze, deren Vertheidigung er aus selbstsüchtigen Absichten übernommen hat, wirklich für die ächten hält, da er für seine Eitelkeit, Hoffarth, Herrschsucht und Habgier Nutzen daraus zieht; und er hat sich im Dienste des Götzen, um Eindruck zu machen und Aufsehen zu erregen, absichtlich so lange erhitzt, bis es ihm zuletzt mit dem Eifer, der seiner Sinnlichkeit reichen Lohn verschafft, voller Ernst wird.— Bei all diesem Wahne wird er doch die, wenn auch leise Stimme eines höhern Gerichts nicht ganz überhören. Hat er sich um ein Geringes verkauft, so spricht sich das Urtheil über ihn dreister aus, und er kann es leicht spüren, wie man sein Treiben für um so erbärmlicher erklärt, je weniger das äußere Verhältniß ihn dazu gedrängt hat, und wie man es um so lächerlicher findet, je weniger es ihm gelungen ist, das eigentliche Ziel seines Egoismus dadurch zu erreichen. Wird aber vermöge der Stellung, welche er durch das Aufgeben vernunftgemäßer Ueberzeugung errungen hat, das Lautwerden der öffentlichen Meinung einigermaaßen gehindert, so kann es ihm doch nicht ganz verborgen bleiben, daß man ihn, der aus sich selbst einen verkäuflichen Gegenstand gemacht hat, als Menschen für nichtswürdig erklärt. Und trotzt er mit eiserner Stirne solchem Urtheile, indem er seines sinnlichen Gewinnes sich freut und sich mit einer ihm gleich gesinnten Lügenbrut umgiebt, so muß er sich selbst beschämt und tief erniedrigt fühlen, wenn er in Momenten helleren Bewußtseins auf den redlichen Handarbeiter blickt, der im Schweiße seines Angesichts die Mittel seiner Selbsterhaltung erwirbt, und zwar nur schwarzes Brod und grobe Kleidung erlangt, aber dafür auch nicht Ursache hat, vor sich selbst zu erröthen.

Die Zuneigung.

Jeder organische Theil unseres Leibes steht mit allen übrigen mittelbar oder unmittelbar in solcher Verbindung, daß er durch das normale Vonstattengehen ihrer Thätigkeit selbst an Lebendigkeit gewinnt, und durch ihr Leiden ebenfalls afficirt werden kann; aber da er seine eigenthümliche Natur behauptet und seine eigene Bestimmung verfolgt, so steht er auch nicht mit allen übrigen in gleichem Verkehr, sondern ist nur mit einigen näher verknüpft, sei es nun durch räumliche Nähe oder durch organische Continuität, durch gemeinsamen Zweck ihrer Verrichtungen, oder durch sonstige Uebereinstimmung ihrer innern Lebensverhältnisse. Auf ähnliche Weise können auch diejenigen Individuen, an denen wir blos den allgemeinen Charakter der Menschheit erkennen, so lange sie uns den äußern oder den geistigen Verhältnissen nach fern stehen, uns nur gleichgültig bleiben, und erst durch ihr besonderes Schicksal unsere Theilnahme gewinnen, so daß uns ihr Unglück leid thut, und eine günstige Wendung ihres Geschickes uns erfreuet. Zu diesem auf das allgemein Menschliche gerichteten Wohlwollen tritt die auf die Persönlichkeit sich beziehende Gesinnung: wenn wir nämlich ein Individuum als uns näher verwandt erkennen, indem wir in ihm uns selbst nach unserer Eigenthümlichkeit, und doch auf andere Weise, wieder finden, so daß wir durch dasselbe uns zu ergänzen oder das, was uns fehlt, zu erlangen scheinen, so werden wir ihm geneigt, und umgekehrt. War die Humanität die im Gemüthe aufgefaßte Erkenntniß, daß wir Glieder des organischen Ganzen der Menschheit sind, nur durch dasselbe bestehen, und die Menschen als uns beigeordnete Glieder desselben Ganzen zu betrachten und zu achten haben, so bezeichnet die Zuneigung ein näheres Verhältniß bestimmter Individuen, und hat sowohl einen objectiven, durch ein Urtheil des Verstandes bestimmten Grund, als auch einen subjectiven, in Anregung des Gefühls bestehenden, nur daß bald der eine, bald der andere Grund mehr Antheil hat.

Was die objective Begründung anlangt, so achten wir das Individuum in demselben Maaße, in welchem es die des Menschen würdigen Eigenschaften an sich trägt, und die Ideen, welche in uns leben, in ihm sich thätig und wirksam beweisen. Wir betrachten es hier als einen Gegenstand an und für sich, und wollen dabei die Beziehung auf uns ganz außer Augen lassen. Doch für immer mischt sich auch unsere Persönlichkeit in das Urtheil: je nachdem nämlich in unserem individuellen Seelenleben eine einzelne Richtung überwiegend ist, um so mehr Werth legen wir auf dieselbe, und um so höher achten wir Andere, bei welchen dieselbe Richtung bedeutend entwickelt ist, der Kluge schätzt die Menschen nach dem Maaße ihrer Klugheit, der Religiöse nach ihrer Gottesfurcht, der Gelehrte nach dem Umfange ihrer Kenntnisse, insonderheit in seinem Fache u. s. w. Und während der Verstand das Urtheil fällt, und hier allein zu walten meint, so kann er doch nicht verhüten, daß das Gefühl alsbald sich ihm anschließt: das Interesse, welches man für den Gegenstand seiner Achtung fühlt, ist immer eine Art Zuneigung, und diejenigen, die zu schwach sind, um einen Nebenbuhler oder Gegner mit Wohlwollen betrachten zu können, müssen sich bemühen ihn als minder achtungswerth darzustellen, ehe sie im Stande sind ihm zu zürnen. Das Gefühl thut selbst dem Urtheile des Verstandes Vorschub, so daß eine wohlwollende Gesinnung zur Billigkeit geneigt macht, und dagegen eine strenge Gemüthsart der Anerkennung von Verdiensten so lange als möglich widerstrebt. Uebrigens fehlt es auch nicht leicht an Scheingründen für ein ungünstiges Urtheil, da die Achtung oft nur partiell oder auf eine einzelne Eigenschaft, und nicht auf die ganze Persönlichkeit gerichtet sein kann: erkennt man, daß Verstandskraft und guter Wille einander nicht entsprechen, so wird man leicht zu der Ungerechtigkeit verleitet, den Vorzug wegen eines anderweitigen Mangels in den Hintergrund zu stellen,

Der subjective Grund der Zuneigung besteht in dem Gefühle, daß ein Mensch unserer Persönlichkeit entspricht, und zu Vervollkommnung derselben, so wie zu Steigerung unseres

Selbstgefühls beizutragen geeignet ist, mögen wir nun blos angenehme Eindrücke oder wirkliche Vortheile für unser sinnliches oder geistiges Leben durch ihn erlangt haben oder noch von ihm erwarten. Solche Zuneigung verlangt nach einem Beisammensein und steten Verkehr mit ihrem Gegenstande, und erklärt, daß man vollkommen wohl leben würde, wenn es nur kein Lebewohl gäbe. Ihre dauerhafte Grundlage hat sie aber in der Achtung, und sie ist um so wahrhafter, inniger und beständiger, je mehr der Verstand in seinem Urtheile mit dem Gefühle übereinstimmt, und je mehr dieses in seiner geistigen Sphäre dabei interessirt ist. Uebrigens wird der Eindruck, den eine Persönlichkeit auf uns macht, gleich dem einer Landschaft zum Theil durch die Entfernung unseres Standpunctes bestimmt: in einer gewissen Nähe wird ein hoher Berg unserem Blicke durch die vorliegenden niedrigen Anhöhen entzogen, aber die Annehmlichkeit einer Gegend erst offenbar, und so finden wir gemeiniglich bei näherer Bekanntschaft mit einem Menschen, daß er nicht so groß, aber mehr liebenswürdig ist, als er uns aus der Ferne erschienen war.

Wo das Gefühl der Humanität lebhaft und mächtig ist und sich nicht mit der Idee begnügen, sondern an bestimmten Persönlichkeiten, gleichsam als Repräsentanten der Menschheit, sich verwirklichen will, wird eine gesteigerte Zuneigung oder Liebe im weitern Sinne des Wortes Bedürfniß. Sie nimmt aber verschiedene Formen an, je nachdem sie dem in gleicher oder in ungleicher Stellung Befindlichen sich zuwendet. Im erstern Falle ist das Verhältniß freier; es gehört dahin Freundschaft und Liebe im engern Sinne des Wortes.

An „guten Freunden" kann es uns nicht leicht fehlen. Wenn wir uns nicht mürrisch und absichtlich von allem Umgange zurückziehen, müssen wir auf unsern Lebenswegen hin und wieder Personen begegnen, die in der einen oder der andern Hinsicht einiges Wohlgefallen an uns finden, im Verkehr mit uns Vortheil und in unserer Gesellschaft Unterhaltung sich versprechen, und uns ein hiernach abgemessenes, temperirtes Wohlwollen bezeigen. Unter ihnen kommt denn wohl auch hin und

wieder Einer vor, der in seinen Forderungen so genügsam und so wenig wählig ist, daß ihm jede nähere Bekanntschaft für Befreundung gilt, und er uns in dieser so gut oder so schlecht wie jeden Andern verbraucht. Solch ein Allerweltsfreund, dessen Wohlwollen eben so seicht, als in seiner Strömung ausgebreitet ist, hat eben so wenig einen wirklichen Freund, als er selbst Jemandem ein Solcher ist: der Beliebte wird nicht immer wahrhaft geliebt. Denn die Freundschaft hat eine ernstere und tiefere Bedeutung: nur Diejenigen, welche einander in ihren Ansichten, Gefühlen und Bestrebungen erkannt, eine Uebereinstimmung derselben mit den ihrigen gefunden und sich gegenseitig achten gelernt haben, können wirkliche Freunde sein. Da findet Jeder in der Seele des Andern das eigene Ich den Hauptzügen nach wieder, und dabei doch in einer Verschiedenheit der Färbung, des Gedankenganges und der besondern Aufgabe, welche durch ihren Gegensatz anziehend, erregend und belebend wirkt.

Der durchgreifendste, das gesammte geistige wie leibliche Leben durchdringende Gegensatz ist der der Geschlechter: jedes derselben stellt die eine Seite der menschlichen Natur dar, und findet seine Ergänzung im andern. Hier tritt denn die Liebe in ihrer wahrsten und reinsten Gestalt auf, als der sinnlich geistige Verein zweier Individuen zu einem Bilde der Menschheit, als der für das gesammte Dasein und dessen ganze Dauer geknüpfte Bund zweier Menschenherzen in der Ehe, der, indem er den höchsten sinnlichen Genuß gewährt, durch gegenseitigen Beistand den Bedürfnissen abhilft, durch die Verschmelzung der Interessen allen Eigennutz aus seinem Kreise verbannt, in heiligem Vertrauen jeden Gedanken, jede Empfindung mitzutheilen gestattet, durch die Unmöglichkeit des Argwohns das Gefühl unbedingter Sicherheit gewährt, zu allgemeinem Wohlwollen stimmt und den Keim der Humanität pflegt, durch gegenseitige Anregung die Vervollkommnung fördert, die Vergänglichkeit als mit sich unverträglich von sich weisend den Gedanken an das Ewige weckt und nährt, seine Grundlage und tiefere Bedeutung im Uebersinnlichen erkennt, den Samen der Begei-

sterung für alles Hohe nährt, und im gemeinsamen Aufstreben zu reiner Sittlichkeit und Religiosität beseligt. Das Selbst, welches in solchem Bunde befriedigt wird, ist das individuelle und das universelle zugleich: denn das Individuum kann seine Forderungen nicht höher treiben, als daß es ein menschliches Wesen als sein Eigenthum ganz an sich kettet; und indem es zu gleicher Zeit diesem sich eben so dahin giebt, um sich zu ergänzen und im Begriffe der Menschheit aufzugehen, realisirt es die Universalität in möglicher Vollkommenheit. Solche Vereinigung des stärksten Eigennutzes mit der größten Hingebung ist eben nur dadurch möglich, daß jedes Geschlecht blos die eine Seite der menschlichen Natur darstellt, im Liebesbunde also auch seinen eigenen Beruf hat, in welchem es für das gemeinsame Glück wirkt, und darin von dem andern unterstützt wird. So achtet das Weib die Thätigkeit des Mannes in seinem Wirkungskreise, findet sich dadurch geglückt, daß er in der ihm bestimmten Laufbahn leistet, was Pflicht und Ehre gebieten, und wo es gilt diesen Forderungen Genüge zu leisten, ist es selbst heldenmüthig bereit, sinnlichen Vortheilen zu entsagen. Solche Liebe bewährt ihre Bedeutung, wie in ihren geistigen Wirkungen, so auch in ihrer höhern Abkunft: wem sie zu Theil wird, der hat sie seiner Individualität zu danken, die er sich nicht selbst gegeben hat; das Gleichgeschaffene findet sich im Andern beglückt, indem es die ursprüngliche, ideelle Einheit mit demselben inne wird. Die menschliche Natur ist aber so trefflich, daß sie jedes Individuum, in welchem sie nur ungestört sich entwickelt, mithin zu hellem Verstande und reinem sittlichen Gefühle sich ausgebildet hat, der Liebe würdig macht. Unter dieser Bedingung ist es denn auch möglich, daß erst im Umgange allmählig die Liebe herankeimt, wo anfänglich nur ein einzelnes Moment derselben, Achtung oder Wohlgefallen, gegeben war. Die Ehe soll den Mann zur Natur, von welcher er abgewichen ist, zurückführen, bald nämlich ihn aus seiner Ideenwelt ins wirkliche Leben versetzen, bald wieder ihn aus dem Treiben der bürgerlichen Welt und vom Tummelplatze der Leidenschaften in den friedlichen Familienkreis leiten,

wo unter dem Walten von Liebe und Vertrauen ein rein menschliches Verhältniß sich herstellt. Das Weib seinerseits soll durch die männliche Kraft gestützt und gehoben werden, auf daß sein Gesichtskreis sich erweitere und es den Ernst des Lebens fasse; wo freilich, wie es in den höchsten Ständen zu geschehen pflegt, die Bezeichnung des ehelichen Verhältnisses durch „Tisch und Bett" buchstäblich genommen und nicht unter Tisch der gesammte Hausstand, wie unter Bett die Familie verstanden wird, kann solche Wirkung sich nicht ergeben. Verstandesschwäche und Mangel wahrer Sittlichkeit hindern alles eheliche Glück.

Darauf, daß im liebenden Vereine beider Geschlechter der Begriff der Menschheit verwirklicht dargestellt wird, beruht die Fortpflanzung, und die Heiligkeit der Ehe spricht sich auch darin aus, daß in derselben die schöpferische Kraft des Weltgeistes sich bethätigt, und die Individuen zu unmittelbaren Organen der Erhaltung und Fortbildung des Menschengeschlechtes werden. Im gesegneten Schooße des Weibes erschafft die höhere Macht ein neues Individuum, und weiset durch die Anlagen, mit denen sie es ausstattet, auf seine künftige Bestimmung hin. Mit seligem Gefühle begrüßen es die Eltern, wenn es aus der verborgenen Stätte der schaffenden Naturkräfte an das Tageslicht kommt: es ist die Frucht ihrer Liebe und ein neuer Ring, der ihre Herzen an einander kettet; es ist ein Theil von ihnen selbst, aus Stoffen ihrer eigenen Leiber erzeugt, aber durch die schöpferische Weltkraft belebt, gebildet, beseelt; in seiner Hülflosigkeit ist es ihrer liebevollen Pflege anvertraut und diese muß, da es den Stempel der Menschheit an sich trägt, auf seine gesammte, geistige wie leibliche Entwickelung sich beziehen. Wie die eheliche Liebe sich ihr Ende nicht denken kann, so erscheint den Eltern auch das, was sie für ihr Kind thun, als ein Wirken für unendliche Zeiten, denn sie dürfen hoffen, daß durch dasselbe die Ausbildung, welche sie, gestützt auf das Streben der Vorfahren, sich selbst erworben haben und die sie jetzt ihm verschaffen, auf kommende Generationen unabsehbar fortgepflanzt und immer höher gesteigert werden wird. So ist denn die Elternliebe, während sie zunächst der sinnlichen, individuellen Selbst-

liebe entsproßt, ihrem Wesen nach auf das Geistige und Ewige gerichtet, und daher heilig: sie beginnt mit dem Danke gegen die das Weltganze regierende ideelle Macht, durch deren Segen die eheliche Liebe mit einer Frucht beglückt worden ist, und gestaltet sich zum Gefühle der Pflicht, für die immer fortschreitende Entwickelung und Beglückung der Menschheit mitzuwirken.

Jüngere Individuen zu unterrichten, sie mit der Welt bekannt zu machen und ihnen allerhand Fertigkeiten beizubringen, ist ein allgemeiner Naturtrieb (Bd. II, S. 96. Bd. III, S. 56), der durch Thorheiten der Eltern, durch Dünkel der Lehrer und durch Anmaaßungen der Unterrichtsbehörden mancherlei Mißgestalten annimmt. In Frankreich ist es nach Friedländer's (de l'éducation, p. 437) Zeugnisse nicht selten, daß man die Kinder abrichtet, sich fröhlich zu stellen, um liebenswürdig zu erscheinen; in Deutschland ist die wissenschaftliche Dressur häufiger. Anstatt eine naturgemäße Entwickelung zu fördern, müdet die Schule die jungen Kräfte an Kappzaum und Leine in der Kreisbahn ab, damit ihnen ein eigener freier Gang für immer fremd bleibe, und nivellirt die Köpfe, damit sie in Reihe und Glied sich besser ausnehmen. Aber der Vogel unterrichtet seine Jungen mehr aus eigenem Bedürfnisse nur im Fliegen und Futtersuchen, und überläßt das Künstlichste, den Gesang und den Nestbau, ihnen selbst zu lernen, da der rechte Meister dazu in ihrem Innern wohnt; und die Henne erholt sich bald vom ersten Schrecken darüber, daß das von ihr ausgebrütete Entchen ins Wasser geht, und läßt es seinem Berufe folgen, von dem sie es doch nicht abhalten kann, zufrieden, es solange gepflegt zu haben, bis es sich auf dem ihr fremden Elemente zu behaupten vermag.

Wie das Leben überall durch Thätigkeit sich ausbildet und erhält, so gehört es auch zu den organischen Einrichtungen des Seelenlebens, daß das Wohlwollen durch seine Aeußerung genährt und erhöht wird: dadurch, daß wir einem an sich uns ganz gleichgültigen Menschen aus bloßer Humanität eine Wohlthat erzeigen, thun wir unserem eigenen Selbstgefühle wohl, und wir gewinnen eine gewisse Zuneigung zu Dem, der uns

dies angenehme Gefühl verschafft hat. Kein Wesen spricht aber die Theilnahme in solchem Grade an, wie das Kind in seiner gänzlichen Hülflosigkeit; und in der Sorgfalt, welche die Elternliebe ihm gewährt, findet diese eine süße Befriedigung und frische Nahrung. Die weibliche Natur erreicht erst durch Gebären und Pflegen einer Frucht der Liebe ihre vollständige und allseitige Ausbildung, und die Mutter liebt daher auch ungleich inniger, unbedingter und ohne so strenge Forderungen zu machen, wie der Vater; sie blickt auf den neugebornen Sohn in beseligender Ahnung seiner künftigen Bedeutung, und erscheint in ihrer Glorie, wenn sie ihn späterhin bei seiner kräftig vorgeschrittenen Entwickelung mit Stolz betrachten kann, und zugleich in frommer Demuth gedenkt, daß sie es nur ihrem günstigen Geschicke verdankt, einen solchen Sohn zu besitzen. Der Vater freut sich über die Tüchtigkeit seiner Kinder, und ehrt die schaffende geistige Kraft, wenn sich die Macht des Genies in ihnen entwickelt.

Das Kind wendet seine Dankbarkeit am meisten der Mutter zu, die ihm mehr im Kleinen und Einzelnen, aber fortdauernd wohlthut, während die Wohlthaten des Vaters größer, aber mehr unterbrochen und weniger augenscheinlich sind; jene stetige Aeußerung sich gleich bleibender Liebe wirkt mehr auf das Gemüth, als die isolirten Thatsachen, an deren Auffassung der Verstand mehr Antheil hat, wie denn auch die Achtung, welche dem Vater in größerem Maaße zufällt, kühler ist als der Drang des Herzens. Ueberhaupt aber ist die Elternliebe ungleich wärmer als die Kindesliebe; denn der Mensch ist überhaupt mehr der Zukunft zugewendet, auf die all sein Wirken gerichtet ist, als der Vergangenheit; am Grabe unserer Kinder ergreift uns ein tieferer Schmerz, als an dem unserer Eltern, denn jenes ist das Grab unserer Hoffnungen. Das frühere Lebensalter hat, von allen übrigen Momenten seiner Liebenswürdigkeit abgesehen, schon insofern einen eigenthümlichen Reiz, als es durch seine Anlagen unbestimmte Erwartungen, deren Gränze nicht zu berechnen ist, erregt und die Phantasie beschäftigt, während man im Bejahrten die volle Wirklichkeit

findet, die den Verstand befriedigen soll. Auch verhandelt der Mensch lieber mit Jüngern, denen er überlegen ist, als mit Aeltern, deren Uebergewicht ihm unbequem erscheint, und fühlt sich glücklicher im Wohlthun, als in der Erinnerung empfangener Wohlthaten.

Die vierte der Kategorieen, unter welchen wir die Hauptrichtungen des Seelenlebens zur Uebersicht brachten, betraf die Einzelheit in ihrer Beziehung zum Ganzen, die Willkühr in ihrem Verhalten zum Gesetze (Bd. II. S. 117), und derselben Ordnung folgend, haben wir jetzt noch einen Blick auf die Gestaltung zu werfen, welche das, was wir dort in thierischer Form angekündigt gefunden hatten, durch die Kraft des Selbstbewußtseins in der menschlichen Sphäre gewinnt.

Gemeinwesen.

Das Individuum strebt überall, sich andern Individuen anzuschließen und mit ihnen zu einem Ganzen sich zu vereinen, welches einen und denselben Zweck verfolgt, in dessen Gemäßheit es geordnet und gegliedert ist, so daß der Einzelne seine bestimmte Stellung darin findet, in welcher er für das gemeinsame Interesse wirkt, und für dieses seine Willkühr der gesetzlichen Ordnung unterwirft, ohne seine persönliche Selbstständigkeit aufzugeben. So äußert sich in der zum Selbstbewußtsein gediehenen Seele, was sonst nur in einzelnen Andeutungen hervortritt: die Anziehungskraft, welche im Unorganischen die Atome zur Masse und auf höherer Stufe zur regelmäßigen Krystallform vereint, so wie im Himmelsraume die Planeten in gesetzmäßiger Abstufung einander beigesellt; die Bildungskraft, welche im lebendigen Leibe die Stoffe zu organischen Bestandtheilen verknüpft, und diese zu organischen Gebilden zusammenfügt, um durch deren Verein die verschiedenen Organe hervorzubringen, die, sich ebenmäßig an einander schließend, die

einige Organisation darstellen, und bei ihrer Besonderheit zu Erhaltung des Ganzen zusammenwirken; der Trieb, welcher im Gebiete des beseelten Lebens die Thiere zusammenführt, daß sie in Schaaren, Heerden, Meuten und geordneten Gesellschaften zusammenleben. Die geistige Urkraft, welche solchergestalt alle aus ihr hervorgegangene Einzelheiten nöthigt, sich zu ihres Gleichen zu sammeln, ruft im Menschen, in welchem sie selbst in individueller Begränzung auftritt, zuerst das Verlangen nach geselliger Verbindung hervor, die sodann durch den Verstand zweckmäßig geordnet und endlich durch die Vernunft als nothwendig erkannt und in der ihrem Wesen entsprechenden Weise ausgebildet wird: es gestaltet sich ein Gemeinwesen, in welchem die Individuen als Glieder bestehen, gegenseitig einander anregend und fördernd. Tief in der Natur begründet, steigert solch geselliger Verein in seiner lebendigen Wirksamkeit das Selbstgefühl seiner Theilnehmer, so daß sie als Glieder eines größern Ganzen sich nicht nur durch dieses gestärkt fühlen, sondern auch in diesem Heraustreten über die Schranken ihrer Individualität einen höhern Aufschwung ihrer Kräfte erfahren, und durch das Bewußtsein eines vernunftmäßigen Daseins und Wirkens beglückt werden.

Der Gemeinsinn ist diejenige Gesinnung, vermöge deren das Individuum bei der Sorge für das eigene Wohl zugleich auch das seiner Genossenschaft vor Augen hat, so daß es nicht allein der gesetzlichen Ordnung derselben sich willig unterwirft, und die ihm zukommenden Pflichten mit der Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für dieselbe, mithin gern, erfüllt, sondern auch die seinen Kräften angemessenen Leistungen irgend einer Art, zu welchen es nicht gezwungen werden kann, freiwillig übernimmt, und dem Besten der Genossenschaft, je nachdem es die Lage der Umstände erfordert, mehr oder weniger dergleichen Opfer zu bringen bereit ist. Der Gemeinsinn macht frei: bei ihm ist es kein Zwang mehr, der das Individuum bestimmt, dem Gesetze zu gehorchen und die ihm auferlegten Lasten zu tragen, um an den Vortheilen der Genossenschaft Theil zu nehmen; sondern es ist das lebendige Interesse für diese an und

für sich, und der daraus hervorgehende freie Wille für sie zu wirken. Im Bewußtsein dieser Freiheit und in der Erkenntniß seiner Einheit mit dem größern Ganzen steigert sich das Selbstgefühl und wächst die Kraft zu einer Höhe, welche von der auf das Individuum beschränkten Selbstliebe nie erreicht wird.

Der Bestand einer solchen Genossenschaft und die Erreichung ihres Zweckes wird durch den Gemeingeist oder durch den unter ihren Gliedern herrschenden Gemeinsinn bedingt. Der Egoismus, der die Menschen bestimmt, blos um des individuellen Vortheils willen und allein aus diesem Gesichtspuncte, oder aus Gewohnheit und weil sie nicht anders können, dem Vereine anzugehören, kann nicht ausgeschlossen werden. Denn die Gemüthsart ist gar mannichfaltig: wie schon unter unsern Hausthieren Individuen vorkommen, deren Eigenwille kaum zu bändigen ist, während andre dem fremden Willen sich leicht unterwerfen lassen, so ist auch eine Mannichfaltigkeit der Sinnesweise als ein wesentliches Merkmal des Lebens, in der menschlichen Gesellschaft nicht minder heilsam als unvermeidlich. Wir verachten den Eigennützigen und Habsüchtigen, wir belächeln den eiteln und hochmüthigen Thoren, wir hassen den Ränkesüchtigen und Gewaltthätigen, wir verabscheuen den Betrüger und Heuchler, — aber den Egoismus selbst, der in diesen Formen sich ausspricht und dessen Träger wir verurtheilen müssen, erkennen wir als ein nothwendiges Moment. Die Gemeinheit ist unentbehrlich, um Edles ins Werk zu setzen, wie die Organe, in welchen unser Leben seine höchste Stufe erreicht, ohne die niedern Gebilde, Zellgewebe, Sehnen, Knorpel u. s. w. nichts auszurichten vermögen. Für den Egoismus muß es einen positiven Zwang geben; dann wird er der Genossenschaft nützlich, indem deren Interesse mit seinem eigenen zusammentrifft, und er dient ihr in seiner Unfreiheit als Werkzeug. In seiner edlern Form als Ehrgeiz, kann er selbst Großes leisten und in Gemeinsinn übergehen, so lange er nicht in Ruhmsucht oder Eitelkeit ausartet. Sonst aber bleibt er unsicher, da er immer zum Abfalle bereit ist, sobald ihm außerhalb des Vereins ein größerer Vortheil winkt; und wo er gar überhand nimmt,

zeigt er sich in seiner wahren Gestalt: als das zerstörende antisociale Princip. Der Vorbote davon ist die Gleichgültigkeit.

Alles menschliche Gemeinwesen kann nur sinnlich und geistig zugleich sein, artet sich aber verschieden, je nachdem es von der einen oder von der andern Seite ausgeht und diese selbst in einer oder der andern Beziehung erfaßt. Es ist beschränkter oder umfassender, mehr auf das Sinnliche oder mehr auf das Geistige bezogen, und dem gemäß kann sich der Gemeingeist entweder blos als Eifer äußern, oder sich zur Begeisterung erheben. Das bürgerliche Gemeinwesen beginnt mit der sinnlichen Seite des Menschen, indem es zunächst dessen äußere Existenz schirmt und fördert, breitet aber seine Wirksamkeit auch über die geistige Sphäre aus, und wird dadurch umfassend. Das geistige Gemeinwesen, welches als Literatur und religiöse Gemeinde, oder, um übliche Ausdrücke zu gebrauchen, als Schule und Kirche sich gestaltet, nimmt seinen Ausgangspunct im Ideellen, und bekleidet sich mit sinnlichen Formen.

Bürgerliches Gemeinwesen.

Vereinen sich die Individuen in gesonderte Gruppen von Ständen, Zünften, Ortsgemeinden u. s. w., so werden alle diese Kreise von der Landesgemeinde oder dem Vaterlande umfaßt. Ist dieses dem sinnlichen Menschen blos das heimathliche Land, an welches er durch Geburt und Eigennutz gebunden ist, und der Boden, in welchem sein pflanzliches Leben Gedeihen findet, so giebt eine des Menschen würdigere Auffassung diesem Verhältnisse schon an sich eine höhere Bedeutung; ergänzt sie aber durch Aufnahme der den höhern Zwecken der menschlichen Gesellschaft entsprechenden gesetzlichen Ordnung und Wirksamkeit.

Die Sprachen sind ein Werk menschlichen Willens. Jedes Stammvolk hat sich seine eigenen Worte und seine eigenen Regeln der Wortfügung geschaffen; es hat seine Sprache weder von einem Erfinder als Gesetz empfangen, noch auch sie durch Verabredung gebildet, sondern sie durch stillschweigende und

bewußtlose Uebereinkunft geformt, weil es dabei einem Zuge der Natur folgte. Denn alle Individuen desselben hatten als Stammgenossen sowohl gewisse Modificationen der allgemeinen menschlichen Eigenschaften, der Anschauungsweise und der Gemüthsart, des Baues der Sprachorgane und der Beweglichkeit u. s. w., als auch bestimmte äußere Verhältnisse, in Klima und Nahrungsmitteln, in Naturerscheinungen und eigenen Schicksalen u. s. w. mit einander gemein: Jeder glaubte in der Stimme des Andern den Widerhall des eigenen Innern zu vernehmen, und bediente sich, um Aehnliches auszudrücken, ähnlicher Formen; die Redeweise des Einen schmiegte sich an die der Andern an, und der Fortschritt, den Einer darin gemacht hatte, wurde von den Andern angenommen. So bildet jedes Volk seine Sprache gemeinschaftlich, ohne sich selbst darüber Rechenschaft zu geben, vermöge der in seinem Naturell gegründeten innern Uebereinstimmung; erst in spätern Zeiten höherer Cultur wird das Geschaffene zum Bewußtsein gebracht, der Typus in Regeln aufgefaßt, das Gesetz der Wortbildung und Wortfügung aus der Natur des menschlichen Geistes abgeleitet, der in der Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Stellung enthaltene Grund des Idioms erforscht, und solchergestalt eine Theorie der Sprache gegeben.

Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der Ordnung des bürgerlichen Gemeinwesens. Sie ist nicht die Erfindung von Individuen und das Werk ihrer Willkühr, noch auch durch Berathschlagung und Abschließung von Verträgen festgesetzt, sondern das Werk der schon im Instincte sich bethätigenden Vernunft. Der gesellige Verein ist in der Natur des Menschen gegründet: eine Reihe sinnlicher Erscheinungen, durch ein Uebersinnliches bestimmt; eine Mannichfaltigkeit von Kräften, durch Einheit des Gedankens verknüpft. Sein Urbild ist der lebendige Organismus; denn in diesem treten die ewigen Naturgesetze als Ausdruck der am Sinnlichen sich bethätigenden Vernunft vor unsere Seele. Hier zeigt uns die Natur selbst eine Vereinigung verschiedener Theile und Kräfte zu einem wohl gegliederten Ganzen, in welchem Jedes seine Stelle einnimmt,

in seiner Weise lebt und in seinem Maaße thätig ist; eine rege Wechselwirkung, in welcher Eines dem Andern gegenseitig dient, Jedes für sich und zugleich für das Ganze wirkt; ein Leben, welches nicht auf irgend einer Einzelheit, sondern nur auf der Gesammtheit beruht, und allein in dem über dem Materiellen waltenden ideellen Typus seinen Grund hat. Die Allgemeingültigkeit dieser Anordnung aber offenbart sich im ganzen Haushalte der Natur, und in dem organischen Charakter der Verhältnisse, in denen die verschiedenen lebenden Wesen, Individuen, Gattungen und Reiche zu einander stehen. So giebt denn die Anschauung der Natur in Uebereinstimmung mit den Aussprüchen unseres Selbstbewußtseins uns den Standpunct, von welchem aus wir die Ordnung unseres geselligen Vereins zu betrachten haben; wir finden hier den Erklärungsgrund für die Verhältnisse, in welchen sich das bürgerliche Gemeinwesen gestaltet, und wenn die Ansicht, welche wir hier gewinnen, zum Theil nur eine leere, d. h. eine nicht erfüllte Theorie ist, so ist dies nicht ihre Schuld, sondern die Schuld der Zeit, welche das, was der Idee und der Natur gemäß ist, nicht verwirklicht hat.

Den Staat erkennen wir als den selbstständigen, keinem größern Ganzen untergeordneten Verein, welcher so organisirt ist, daß er seinen Gliedern, indem er ihnen bestimmte zu seiner Erhaltung nöthige Pflichten auferlegt, die Behauptung ihrer allgemeinen Menschenrechte, so wie ihrer erworbenen besondern Rechte und die ihrer Bestimmung gemäße allseitige Ausbildung ihrer Kräfte möglich macht, sichert und fördert. Die Regierung ist das ordnende und lenkende Princip, welche theils die Organisation in Gesetzen ausspricht, theils über deren Beobachtung wacht, sie vollzieht und ihnen entsprechende Anordnungen trifft. Sie besteht aus Behörden, als Körperschaften, deren jede die Summe ihrer geistigen Kräfte für einen bestimmten Kreis des Staatslebens verwendet; an ihrer Spitze steht die oberste Gewalt, welche die Einheit darstellt und die Gesammtheit des Staates nach dessen Bedeutung, so wie nach seinen materiellen und geistigen Kräften repräsentirt.

Der Einzelne realisirt den Begriff des Ganzen, welchem er angehört, in besondern Formen und Gränzen, so daß er, abgesehen von dieser Besonderheit, das Wesentliche jenes Begriffes an sich erkennen läßt. So giebt uns nun auch der allgemeine Gang des individuellen Lebens ein Bild von der Entwickelung menschlicher Zustände überhaupt. Dem gemäß unterscheiden wir den menschlichen Lebensaltern entsprechende Stufen in der fortschreitenden Bildung des bürgerlichen Gemeinwesens.

Das Leben beginnt mit einem Zustande der Unreife, der durch Uebergewicht der Sinnlichkeit sich charakterisirt. Die erste Kindheit ist der Zeitraum völliger Abhängigkeit von dem Zeugenden: das aufkeimende Leben setzt ein Höheres voraus, welchem es seinen Ursprung verdankt, und von welchem es die Beschirmung und Leitung, deren es bedarf, erwartet. So pflanzt denn auch dieselbe schaffende Kraft, welche den Urmenschen ins Dasein ruft, ihm einen Instinct ein, vermöge dessen er in den seinen Bedürfnissen angemessenen Umgebungen sich zu behaupten und die ersten Schritte auf der Bahn seiner Entwickelung zu thun im Stande ist. Die Stimme der Natur, die schon auf den niedern Stufen des Seelenlebens in ähnlicher Weise sich geltend macht (B. II. S. 135), ordnet das Familienverhältniß und dem entsprechend den größern geselligen Verein: hatte die Familie im Gefühle ihrer Abhängigkeit ihrem Haupte gehorcht, dessen überwiegender Kraft sie ihren Schutz verdankte, so fügt sich auch der Stamm in blindem Vertrauen den Anordnungen des gemeinsamen Oberhauptes, theils aus gewohnter Achtung und Dankbarkeit gegen dasselbe, theils in Anerkennung von dessen längerer Erfahrung und größerer Einsicht, theils im Bewußtsein der eigenen Schwäche. So entsteht die patriarchalische Verfassung.

Der zweite Zeitraum der Kindheit ist das Zwielicht des geistigen Lebens, wo die Macht des Uebersinnlichen zuerst die Seele berührt, dasselbe aber nur in sinnlichem Gewande Eingang findet und in irgend einer phantastischen Form ohne Prüfung anerkannt wird. Dem entsprechend bildet sich im Ent-

wickelungsgange der Menschheit das hierarchische Verhältniß. Während nämlich die Mehrzahl der Individuen ihre Kräfte auf die Erhaltung und Verbesserung der eigenen sinnlichen Existenz verwendet, und zuerst als Hirten, dann als Landbauer, endlich als Handwerker, Künstler und Handelsleute dem Gewerbe emsig nachgeht, ist sie nicht im Stande, über das, was der Gesammtheit jederzeit frommt, nachzudenken und richtig zu urtheilen. Einzelne aber, mit größern Talenten begabt und durch den Besitz der für ihre leibliche Erhaltung nöthigen Mittel der Sorge dafür überhoben, ergeben sich dem ernstern Anschauen der Dinge, der Untersuchung des ursachlichen Zusammenhanges und dem Sinnen über die Natur und deren Grund. Als Inhaber höherer Kenntnisse, für welche das Volk noch nicht reif ist, theilen sie diesem über den Grund der Welt nur so viel und in solcher Form mit, als sie für dessen Fassungskräfte passend erachten, und umgeben ihr übriges Wissen mit dem Schleier des Geheimnisses. Als Vertraute der Gottheit werden die Priester Gegenstand der Ehrfurcht, und erlangen mit der Gewalt über die Gemüther zugleich sinnliche Vortheile, die sie sammt ihren Geheimnissen auf ihre Nachkommen oder Schüler vererben. Die so entstandene Kaste oder Zunft der Priester vermag nun entweder selbst die Herrschaft im jungen Staate zu gewinnen, oder weiß die Herrscher nach ihrem Willen zu lenken, oder muß ihnen dienen, um deren Gebote als göttlichen Willen zu verkündigen und die Pflicht der Folgsamkeit dem Volke noch dringender zu machen.

Beim ersten Uebertritte aus dem der Kindheit entsprechenden Zustande in den der Jugend analogen nimmt die Gesellschaft den Charakter des Knabenalters an: lebhaftes Gefühl der sich entwickelnden Kräfte, vorwaltende Sinnlichkeit, Unruhe, Streben nach außen, muthiger Drang nach Thaten, Beschränktheit der Achtung auf materielle Energie, sind die Hauptzüge dieser Entwickelungsperiode, welche die Despotie erzeugt. Als Prototyp erscheint ein Jägervolk, welches an den freiwilligen Gaben der Natur in seiner Umgebung kein Genüge findet, sondern die Befriedigung seiner Bedürfnisse in weiterem Kreise

suchen muß und zu suchen durch Kraftgefühl aufgelegt ist, unstät in den Wäldern herumzieht, nur für die nächste Zukunft sorgend dem Wilde nachspürt, mit Gefahr des Lebens es bekämpft und heute schwelgt, morgen darbt. In Uebermuth und wilder Leidenschaft verlangt die überwiegende Sinnlichkeit immer mehr Genüsse, und sucht sie durch Gewalt zu erlangen, ohne fremdes Recht zu achten; es entbrennt der Streit, die Waffen kehren sich von dem Wilde gegen den Menschen, und der Jäger wird zum Krieger. Das überall sich kund gebende Bedürfniß der Einheit macht den Stärksten, Muthigsten und Klügsten zum Anführer. Ihm unterwerfen sich die Uebrigen, da sie unter ihm Sieg, Beute und Genuß sicherer zu erlangen hoffen; er aber muß die Rohen bändigen, daß sie seinem Willen unbedingt gehorchen; er muß sie im Zaume halten, damit sie nicht durch Uneinigkeit unter einander ein Zerfallen des Vereins herbeiführen; er muß ihnen Furcht einflößen und diejenigen schrecken, welche sich gelüsten lassen, nach der Oberherrschaft zu streben.

Die so entstandene despotische Regierung bildet sich in einer folgenden Periode, die dem zweiten Abschnitte der Jugend, nämlich dem Jünglingsalter entspricht, weiter aus, und nimmt die feudale Form an, in welcher die physische Gewalt sich gliedert und von der Phantasie mit einem geistigern Gewande bekleidet wird, indem diese als Ideal eine solcher Gliederung angehörende Ehre aufstellt, welche in Sitte und Handlung den Schein edler Gesinnung und hoher Thatkraft fordert. — Der Krieger ist an der Spitze seiner Schaaren Herr eines Landes geworden, und dadurch wieder in den Stand gesetzt, seinen Besitz noch mehr auszudehnen, indem er entweder mit Hülfe der Besiegten neue Eroberungen macht, oder durch den dabei gewonnenen Reichthum sich größern Länderbesitz erwirbt. Minder mächtige Gebieter schließen sich ihm an, um durch seine Macht gegen ihre Feinde gesichert zu sein, und unterwerfen sich seiner Oberherrschaft, indem sie die Herrschaft über ihr Gebiet unter gewissen Beschränkungen sich vorbehalten; unter ähnlichen Bedingungen unterwirft er sich auch besiegte Herrscher, die er aus ihrem Besitze zu vertreiben nicht im Stande ist, oder nicht

für rathsam erachtet; und in gleicher Weise belohnt er die, welche ihm ersprießliche Dienste geleistet haben, durch Schenkungen von Land, so daß seine sämmtlichen Lehnsträger in ihren Kreisen, aber nach seinem Willen herrschen, und er selbst im Glanze oberherrlicher Gewalt der Gesammtheit vorsteht.

Die Reife des Menschen bezeichnet sich überhaupt durch Unterordnung des Sinnlichen unter die Herrschaft des Geistes, und wie diese im Volke sich entfaltet, so verlangt dasselbe auch die gleiche Herrschaft bei seiner Regierung. Diese hat die Traditionen der für die Periode kindlicher Verstandesschwäche geeigneten patriarchalischen und hierarchischen, so wie der dem Zeitalter jugendlicher Roheit angehörenden despotischen und feudalistischen Principien überkommen und hält das, was an denselben mit den Forderungen des Geistes vereinbar ist, als Grundlage fest, giebt aber Alles davon auf, was mit der Bildungsstufe der Gegenwart im Widerspruche steht, wobei sie dem Verstande des Volkes ein richtiges Urtheil zutraut und sich vor einer bedenklichen Halbheit hütet. Indem sie ihre Aufgabe und ihre Zeit erkennt, beschränkt sie ihre Befugniß selbst, handelt nicht mehr nach bloßer Willkühr, sondern verfährt nach dem Gesetze, und gewinnt durch solche Selbstbeschränkung an innerer Macht. Sie gedenkt des Beispiels von Despoten, die deshalb unterlagen, weil sie blos die Massen berechneten, ohne die moralische Kraft zu würdigen, und gebraucht die physische Gewalt nur, wo dem Gebote der Intelligenz auf keine andere Weise Verwirklichung zu schaffen ist. Sie ist sich dessen bewußt, daß sie es nicht mehr mit thierischer Roheit zu thun hat, die durch Entkräftung und Verdummung zu bändigen ist, noch auch einen blöden Verstand sich gegenüber sieht, der sich durch materielle Befriedigung, durch Schmeicheln und einen Schein von Freiheit gewinnen läßt (Bd. II. S. 148 fgg.), daß vielmehr nur durch Befriedigung des Verstandes und Wahrhaftigkeit redlichen Willens ein Gemeinwesen, wie es in blos materieller Hinsicht der Instinct vorbildlich schafft (ebd. S. 164), in höherer und umfassender Beziehung mit Selbstbewußtsein und freiem Willen zu Stande gebracht wird. Mußten die

Maximen der Regierung und die Gründe ihrer Anordnung im Zeitalter des Unverstandes und der Roheit geheim bleiben, so tritt jetzt die Nothwendigkeit ein, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, denn bei reiferer Einsicht kann der Einzelne nur dann mit voller Seele für das Gemeinwohl mitzuwirken streben, wenn er von der Zweckmäßigkeit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wahrhaft überzeugt ist.

Ist auf diese Weise dem Verstande des Volkes durch Mitwissenschaft von der Verwaltung des Staates sein Recht widerfahren, so gewinnt bei weiter vorgeschrittener Bildung die öffentliche Vernunft auch thätigen Antheil an den Institutionen desselben. Durch die Entwickelung der Vernunft ist das Individuum zu geistiger Persönlichkeit und vollkommener Selbstbestimmung gelangt, welche in einem idealen und harmonischen Streben sich äußert (ebd. S. 203—211). Wie demnach das Haupt der Familie die Rechte der herangereiften Glieder derselben ehrt, von ihnen Rathschläge zu Verbesserung der häuslichen Einrichtungen annimmt, ihre Bemerkungen über die Art, wie die getroffenen Anordnungen vollzogen werden, beachtet, und dadurch eben die Wohlfart der gesammten Familie erst auf eine höhere Stufe bringt, so bildet sich in größern Kreisen ein vernunftgemäßes Verhältniß auf ähnliche Weise. Der Vorsteher einer Ortsgemeinde berathet sich über deren Angelegenheiten und Ereignisse mit den selbstständigen Einwohnern oder der von ihnen getroffenen Auswahl derselben; die Obrigkeit eines Bezirks nimmt zu dessen besserer Verwaltung den Rath derer zu Hülfe, welche durch das Vertrauen der verschiedenen Ortschaften dazu abgeordnet sind, denn nur dadurch gewinnt sie eine vollständige Einsicht in die materiellen und geistigen Zustände und Bedürfnisse ihres Kreises. Was auf diese Weise begonnen ist, wird vollendet, indem das Oberhaupt des Staates selbst die Abgeordneten des Landes als Repräsentanten von dessen Interessen und Einsichten um sich sammelt, damit sie vorgeschlagene Gesetze prüfen oder selbst welche in Vorschlag bringen, die Nützlichkeit neuer Anordnungen und Maaßregeln prüfen, von der Nothwendigkeit der dem Volke aufzuerlegenden

Leistungen sich überzeugen, über den Gang der Verwaltung sich näher unterrichten und den Weg zeigen, auf welchem den darin bemerkten Uebelständen abzuhelfen ist.

Der Staat ist eine vernunftgemäße, die freie Entwickelung der Menschheit bedingende und darum heilige Ordnung; da er seine Einheit in seinem Oberhaupte findet, so ist dieses selbst heilig und unantastbar. Die Anerkennung hiervon liegt tief begründet in der menschlichen Seele; sie ist nicht Sache der Ueberlegung, noch der Sinnenblendung, sondern des natürlichen Gefühls, des Instinctes. Der abstracte Begriff des Vaterlandes tritt versinnlicht dem Menschen näher in der Person des Fürsten, und das Hochgefühl der Vaterlandsliebe gestaltet sich zur Begeisterung für den Fürsten; wenn ihm das Volk zujauchzt, so ist dies nur eine Mahnung an seinen hohen ernsten Beruf. Die Kräfte des Staats sind in seine Hände gelegt, und wie die materielle Kraft des Ganzen in ihm concentrirt ist, so vereint er auch in seiner Verwaltung die gesammte Intelligenz der Gesellschaft; über ein zu vernunftgemäßem Zustande herangereiftes Volk herrschend, wird er der Brennpunct, in welchen dessen geistige Kräfte von allen Seiten zusammen strahlen. Zu diesem Behufe ergänzt er seine menschlich individuelle Einsicht durch die seiner unmittelbaren Rathgeber, deren Einsicht aber wieder durch die der Abgeordneten des Volkes, in welchen dessen Gesammtbildung sich ausspricht; und ein gleiches Verhältniß findet in Betreff der Aufsicht über die Verwaltung der Behörden Statt. Dadurch erst gewinnt der Regent in vollem Maaße die vermöge seines Berufes ihm zukommende Macht; denn die physischen Kräfte des Staats, über die er verfügt, erhalten erst durch die geistige Kraft der Bürger, die dem Wohle des Ganzen sich zu widmen bereit ist, Bedeutung und Gehalt: bei einem geistig gebildeten Volke kann der Gemeingeist nur dadurch einen höhern Aufschwung nehmen, daß es durch seine Vertreter an den Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes thätigen Antheil nimmt, wo denn auch die völlige Einheit der Gesinnung zwischen der Regierung und den Regierten eintritt, welche die sicherste, jedem Sturme trotzende Stütze des Staates abgiebt.

Die Behörden als die nähern Organe der gesetzlichen Ordnung gehen dann auch aus der Einseitigkeit hervor, in welcher sie auf einer niedern Bildungsstufe befangen gewesen waren, indem sie nun erstlich, von dem lebendigen Bewußtsein jener Einheit durchdrungen, es nicht mehr für ihre Aufgabe halten, den Unterthanen Vortheile für den Staat abzugewinnen und die beiderseitigen Interessen als die entgegengesetzter Parteien zu behandeln; und indem sie zweitens von dem Wahne, als sei der Staat eine von ihnen in Bewegung zu setzende Maschine, und von der Leidenschaft des Vielregierens zurückkommen, welche nichts der naturgemäßen freien Entwickelung überlassen, sondern alle Verhältnisse der Bürger gängeln, ja wohl auch wissenschaftliche Ansichten und religiöse Ueberzeugungen verordnen möchte, und nur eine auf Dünkel und Unklarheit des Bewußtseins gegründete Ausartung des Instincts die Schritte Anderer zu leiten (oben S. 236 fg.) ist.

Alles Leben ist der Zukunft zugewendet, und schreitet in seiner Entwickelung fort: so im Individuum, wie im Volke und im Ganzen der Menschheit, und so ist denn auch die Aufgabe der Verwaltung des Staats in einer steten Vervollkommnung seiner Einrichtungen enthalten. Das Bestehende ist nicht an und für sich zu behaupten, sondern nur insofern in ihm das Beständige, d. h. das Recht und das Rechte, enthalten ist. Eine Stabilität der Gewohnheit und des Eigennutzes, wie sie von Denjenigen verlangt wird, die in veralteten Verhältnissen ihren Privatvortheil finden und, durch Egoismus verblendet, die Forderungen der Zeit verkennen, ist eine Verknöchernng des Staatskörpers, welche Bewegung und Leben unmöglich macht. Wo die Einrichtungen, nur einem vorübergegangenen Zeitalter entsprechend, hinter der gegenwärtigen Bildungsstufe des Volks zurückgeblieben sind, und wo die Ansichten der Herrschenden mit den herrschenden Ansichten des Zeitalters im Widerspruche stehen, kann keine freudige und kräftige Vaterlandsliebe gedeihen.

Das Fortschreiten zum Vollkommnern setzt ein Erkennen der Unvollkommenheit voraus, dessen unangenehmer Eindruck

von einer ernsten Gesinnung nicht gescheut wird. Daher ist denn auch insonderheit der Staatsdiener als solcher verpflichtet, dem intelligenten Oberhaupte des Staats die bestehenden Mängel in den Einrichtungen anzuzeigen, da er eben kein Gesinde ist, welches nur darnach zu trachten hat, sich seiner Herrschaft wohlgefällig zu zeigen. Da sich aber Menschen von lakaienartiger Gesinnung gern um jeden Machthaber schaaren, die ihn über die öffentliche Meinung irre führen können, so gebührt auch jedem Vaterlandsfreunde, der den Beruf dazu in sich fühlt, die freimüthige Aeußerung. Unter der Herrschaft der Willkühr freilich pflegte man Den, der die Wahrheit sagte, mit Schellen zu beschenken, die man ihm, so lange die Wahrheit dem Gewalthaber blos lächerlich erschien, an die Kappe nähte, bei aufsteigenden Bedenklichkeiten aber an seine Hände und Füße legte. Die Herrschaft des Geistes aber giebt das Wort frei, denn von ihm hängt der Fortschritt zum Vollkommnern ab.

Geistiges Gemeinwesen.

Das geistige Gesammtleben eines Volkes spricht sich in seiner Literatur aus. Die lebensvolle Stimme, die unmittelbar aus der Brust des Menschen tönt und mit sympathetischer Macht das Gemüth des Hörers berührt, verkündet doch nur, was eben in diesem Augenblicke in der Seele des Sprechenden sich gestaltet hat, bleibt immer nur für einen beschränkten Kreis vernehmbar und verhallt augenblicklich. Der Gedanke hingegen, der in sichtbaren Zeichen seinen Ausdruck findet, wird auf einem Umwege, mithin langsamer und unabhängig von der räumlichen Nähe dessen, welchem er mitgetheilt werden soll, zur Erscheinung gebracht, kann also ruhiger erwogen und vollkommner gereift werden; seiner Verbreitung sind keine andern Gränzen gesetzt, als dem Verständnisse der Sprache; und ihm ist nicht blos die Möglichkeit gegeben dauernde Wirkungen hervorzubringen, sondern er selbst dauert in der ihm gegebenen Gestalt fort. Die Schrift ist das Organ des geistigen Verkehrs

einer Nation und Aller, welchen deren Sprache bekannt ist; der Gedanke, der in ihr niedergelegt worden, ist fortan Gemeingut für das Zeitalter, so wie für kommende Geschlechter, und das Schriftwesen ist das öffentliche Leben des Geistes, der lebendige Leib der Nationalbildung, aus ihr hervorgehend, mit ihr gleichen Schritt haltend, und sie erhaltend und fördernd.

Indem es alle Gegenstände und alle Richtungen menschlicher Seelenthätigkeit umfaßt, wird es gleich dieser selbst zum organischen Gliederbaue, und die Reihe der Schriftsteller, die zu dessen Darstellung zusammenwirken, erstreckt sich vom Herrscher, der in Patenten und Manifesten zu Nationen spricht, bis zum schlichten Gewerbsmanne herab, der seinen Mitbürgern durch Mittheilung von Handgriffen nützlich wird; vom Verkündiger heiliger Wahrheiten bis zu dem herunter, der seinen Lesern blos die Langeweile vertreiben will. In den einzelnen Fächern wiederholt sich das organische Verhältniß, so daß z. B. jede besondere Wissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen und nach verschiedenen Principien Bearbeiter findet, die eine Gemeinde bilden, in welcher Jeder ohne Verabredung, nur durch den in seiner Persönlichkeit gegründeten Beruf, und durch das Wesen so wie den Zustand der Wissenschaft bestimmt, die ihm beschiedene Function übernimmt. Wie zur Gesellschaft der Ameisen eben sowohl die geschlechtslosen nährenden Arbeiterinnen, als die geflügelten befruchtenden Männchen und die den Typus der Gattung in einer neuen Generation verwirklichenden Weibchen gehören, eben so wesentlich sind im Freistaate der Wissenschaftsgenossen die Empiriker, welche Material gewinnen, die Genialen, welche durch Ideen neues Leben wecken, und die Systematiker, welche dem Stoffe lebendige Gestaltung geben. Vermöge der Mannichfaltigkeit, die für jedes organische Verhältniß wesentlich ist, verbreitet sich die Eigenthümlichkeit der Schriftsteller über Geist und Methode, Gehalt und Styl; Jeder jagt auf seine Weise nach Gedanken: der Eine verfolgt mit emsigem Ernste durch alles Dickicht die einmal entdeckte Spur; der Andere hält Treibjagen mit Hussah und Hörnerklang, und während ein Dritter auf dem Anstande lauert, streift

der Vierte durch Flur und Wald, und greift zu, wo sich etwas blicken läßt. Wer bei solch freier Bewegung auf dem geistigen Gebiete die Fesseln der bürgerlichen Verhältnisse weniger fühlt, kann von Denen, deren Idol die Nützlichkeit und unmittelbare Anwendbarkeit ist, gar leicht verdächtigt werden; nun soll zwar das wissenschaftliche Schriftwesen kein blühender Garten der Phantasie sein: wollte man aber zwischen den Reihen der Mehl tragenden Halme jede Kornblume ausrotten, so würde man nur der Ernte selbst schaden.

Vermöge desselben organischen Verhältnisses gleichen sich auch die Einseitigkeiten der Schriftsteller aus. Der Eine ist verblendet durch den Glanz einer persönlichen Größe, und hält statt der Idee das, was blos der Individualität seines Meisters anheim fällt, für das Allgemeingültige, tritt sklavisch in dessen Fußtapfen, und ist blind gegen das Verdienstliche anderer Richtungen und Leistungen, indem er, anstatt sich ihrem Eindrucke unbefangen hinzugeben und sie in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen, überall nur den Maaßstab der einen Persönlichkeit anlegt. Der Andere findet kein bequemeres Mittel, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als daß er an bekannten Thatsachen, gangbaren Lehren und üblichen Ausdrücken so lange dreht und zerrt, bis ein neues wunderliches Gebilde daraus erwächst; er nimmt die Freude, welche der Gebrauch dialektischer Kunstgriffe bei dergleichen Beginnen gewährt, als Aufgeld für das aus der künftigen Berühmtheit des originellen Erzeugnisses noch zu erwartende Vergnügen vorläufig an; aber diese Vorfreuden sind auch oft das einzige Reelle an solcher Schöpfung, die, aus Schaum geboren, auch leicht in ihr Element zurückkehrt. Ein dritter dagegen wird durch die Gewalt der durch redliches Forschen von ihm gemachten Entdeckungen zu Uebertreibungen verleitet: die neuen, unerwarteten Thatsachen, die vor seinen Sinn getreten sind, bemächtigen sich seiner ganzen Aufmerksamkeit; er legt ihnen einen unvergleichbaren Werth bei, sucht sie überall geltend zu machen, und glaubt vollkommen recht zu handeln, wenn er keine andere Ansicht darneben aufkommen lassen will. Diese und andere Einseitigkeiten werden

späterhin durch die Gegensätze, welche sie hervorrufen, aufgehoben und nachdem so die Wissenschaft zwischen Extremen oscillirt, dabei aber für immer ihr Gebiet erweitert hat, gelangt sie zu dem die Extreme beherrschenden Gleichgewichte. Das ist die Heilkraft, welche das lebendige Schriftwesen in sich trägt, und im Vertrauen auf dieselbe lassen wir uns nicht irren, wenn auch die Zeiten sich nicht gleich sind: denn allerdings kommen wie im Weine, so auch in der Literatur schlechte, saure, herbe, wässerige Jahrgänge vor, aber die guten behalten doch das Uebergewicht.

Der Schriftsteller fühlt sich in seinem Berufe durch das Bewußtsein gehoben, daß er als Glied eines geistigen Gemeinwesens und für dasselbe wirkt: seien es Vorstellungen von sinnlichen Thatsachen, oder Ideen, was er in der Seele Anderer hervorruft; seien es Gefühle, oder Bestrebungen, wozu er anregt, — seine Worte sind nicht mehr an einen bestimmten Kreis von Hörern, sondern an die Gesammtheit gerichtet. Solchem Aufschwunge seines Selbstgefühls ist aber ein Gegengewicht in der besonnenen Ueberlegung gegeben, so daß er nach Zeiten frischen Selbstvertrauens leicht wieder Anwandelungen von Mißtrauen gegen sich und von Unsicherheit erfährt.

Zuvörderst erkalten die Gedanken beim Schreiben: waren sie, als sie noch in der Seele auf und nieder wogten, uns erstaunlich klug und interessant vorgekommen, so erscheinen sie uns dagegen, wenn sie zu Papier gebracht sind, so frostig, daß wir sie kaum wieder erkennen; statt ihrer scheint die geburtshelfende Feder mit ihrer eingeschrumpften Seele einen Wechselbalg in die aus Lumpen zusammengeklebte papierne Wiege gelegt zu haben. Sehen wir dann unsere Handschrift gedruckt, so dünkt es uns, als hätten die metallenen Typen das Leben erdrückt, und als wären die Gedanken in den starren Lettern versteinert. Ja, der Verfasser erkennt in der materiellen Behandlung, welche das Erzeugniß seines Geistes erfährt, eine Allegorie von dessen künftigen Schicksale: was er im Fluge der Phantasie erreichte, hat er in Schrift stellen müssen; es wird dann in erster Instanz gesetzt und hierauf unter die Presse ge-

bracht; in zweiter Instanz wird es auf das Lager des Verlegers gelegt, und ist es daraus erlöset, so wird es in dritter Instanz zusammen gelegt, geschlagen, geheftet, um endlich gebunden vor das Tribunal der Kritik geführt zu werden.

Hier aber sitzen oft Parteigänger zu Gericht. Man beurtheilt gern alle Einzelheiten blos nach der Kategorie, unter welche sie gehören, und über die man sich ein bestimmtes Urtheil gebildet hat: so giebt es Enthusiasten, die für jede Antike, ganz abgesehen von ihrer Beziehung zur Kunstgeschichte, schwärmen, während der Unbefangene nicht selten am Gegenstande ihrer Bewunderung das erwartete geistige Gepräge vermißt, in mancher Statue des Hephästos oder der Aphrodite nur Nachbildung gemeiner Naturen findet, und in einer Büste Trajan's einen Plattkopf oder in der Alexander's eine ausdrucklose Physiognomie erkennt. Aehnliche Befangenheit kann auch das Urtheil über Geisteswerke leiten. Die literarische Partei billigt Alles, was unter dem Panier ihrer Schule auftritt, und verwirft in voraus, was nicht ihre Farbe trägt; sie preiset, was da immer einer ihrer Heroen giebt, sei es auch noch so trivial oder toll; ein Werk, welches fälschlich seinen Namen an der Stirne zu tragen scheint, begrüßt sie mit submissem Jauchzen, und lästert es, wenn sie ihren Irrthum entdeckt. Ueber einen Schriftsteller fällt man gern ein für allemal ein bestimmtes Urtheil, welches dann für jede seiner Leistungen gelten muß, ungefähr wie Buchhändler, welche ihre Achtung gegen einen Schriftsteller nach dem Absatze seiner Werke abmessen, auf ihrem Standpuncte aber auch gewissermaaßen Recht dazu haben; Befangenheit und Servilität gegen einen großen Namen ist gegen die Wahrheit gleichgültig, und anstatt etwanigen Schwächen in Rücksicht auf frühere Verdienste einige Schonung angedeihen zu lassen, überschüttet man auch sie mit eitlen Lobsprüchen; umgekehrt ist über jede neue Leistung Dessen, der nicht in gleicher Gunst steht, schon vorhinein der Stab gebrochen.

Wo es zu Tage liegt, daß die üble Behandlung, die ein Schriftsteller erfährt, lediglich von einem Vorurtheile der einen oder der andern Art herrührt, kann sich derselbe wenig ver-

letzt fühlen und ganz ruhig dabei bleiben, ungefähr wie man einen Mückenstich aushält, weil er dann wenig oder gar keine Entzündung zur Folge hat. Nur gegen ernstere Angriffe muß er sich vertheidigen, dann aber auch nur gehörige Waffen gebrauchen: er darf dem Dintenfische weder darin ähneln, daß dieser seine Dinte gebraucht, um das Wasser zu trüben und sich darin zu verstecken, noch auch darin, daß er sie seinem Gegner beschimpfend ins Gesicht spritzt. Wie nun alle Kraft mechanischer Einwirkung auf einen Punct concentrirt ist und sticht, oder in eine Linie sich erstreckt und schneidet, oder über eine Fläche sich ausbreitet und zermalmet, so gilt dies von allen, auch den literarischen Waffen. Die in der Mitte stehende scharfe Waffe besteht in einer folgerechten Reihe von Gründen, welche dem Irrthume oder dem Truge die Nerven durchschneidet, und ist bei ihrer Wirksamkeit am ehrenwerthesten und am allgemeinsten anwendbar. Dagegen sind die Spitzen der Satyre, deren Stiche tief verwunden, und deren Stachel der Verletzte oft lebenslänglich mit sich herum trägt, nur gegen Aufblähung und eitle Anmaaßung die rechte Waffe, und die schonungslose Derbheit, deren breite Last auf die ganze Persönlichkeit des Gegners fällt, paßt nur da, wo dieser mit Unzugänglichkeit für Vernunftgründe sittliche Verderbtheit verbindet.

Die Beobachtung des Unwesens, welches Parteigeist und Egoismus, wie überall, so auch auf dem Gebiete der Literatur treibt, kann den schriftstellerischen Ehrgeiz zügeln und seine Wunden heilen. Wer mit redlichem Eifer die durch seine Persönlichkeit ihm vorgezeichnete Bahn verfolgt, kann darauf bauen, daß es auch Unbefangene giebt, die seine Leistungen richtig würdigen; ja der einsame Denker, der in seiner Nähe und in seiner Zeit keinen Anklang findet, darf glauben, daß sein Wirken, gleich viel ob nur in einer Ferne von hundert Meilen, oder erst nach Verlauf von hundert Jahren Früchte tragen wird. Abgesehen von allem Danke findet der gewissenhafte Schriftsteller, dem sein Gewissen sagt, daß er ideale Zwecke verfolgt und für das geistige Gemeinwesen das leistet, was er nach seinen individuellen Kräften und Verhältnissen vermag, in der Befriedigung

seines Bedürfnisses der Mittheilung und im geistigen Schaffen eigenen Genuß; ja diese Freude am Schriftstellen ist die wesentliche Bedingung von diesem selbst. Daher ist man am zufriedensten mit seiner Schrift, solange man noch daran arbeitet; hat man sich mit einer frühern nicht Genüge geleistet, so erwartet man, daß die gegenwärtige seinen Forderungen mehr entsprechen werde; den nächst folgenden Band hält man immer für den besten, weil er noch im Kopfe ist. Der nächste Lohn aber besteht darin, daß man durch Entwickelung seiner Gedanken sich selbst klärer wird und neue Ansichten gewinnt.

Das Wort kann die Bedeutung einer That, mithin auch die einer widerrechtlichen haben, und der Verfasser einer Schrift, welcher die Rechte des Staats oder seiner Bürger verletzt, ist deshalb vor Gericht zu ziehen und zu bestrafen. Der Staat ist aber verpflichtet seine eigene Existenz und Ehre, so wie die seiner Bürger zu beschützen und Angriffe auf dieselbe abzuwenden: er kann unmöglich Schriften dulden, welche seine Grundpfeiler durch schamloses Verhöhnen der Sittlichkeit und freches Verspotten des Ehrwürdigen untergraben, zu Aufruhr, Verrath, Raub, Plünderung, Mord auffordern, dreist beschimpfen und verleumden. Er muß dergleichen Schriften unterdrücken, und zu diesem Behufe das gesammte Schriftwesen überwachen. Die Form, in welcher dies geschieht, ist gleichgültig; das Wesentliche ist einzig und allein, daß Gerechtigkeit geübt wird, daß also ein unabhängiger Gerichtshof der Willkühr oder Befangenheit der beaufsichtigenden Behörde entgegentritt, und daß keine Schrift verurtheilt wird, die nicht wirklich verbrecherisch ist. Alles, was nicht Recht und Sittlichkeit thatsächlich verletzt, was den Bedingungen und Zwecken der geselligen Ordnung nicht geradezu widerstreitet, muß öffentlich ausgesprochen werden können, denn dies gehört zur freien Entwickelung des Geistes, auf welcher die wahre Kraft des Staates beruht. Die Regierung, welche die Vernunft achtet, vertraut auch auf deren Macht, vor welcher das Falsche und Schlechte nicht zu bestehen vermag; sie kennt keine an sich gefährliche Wahrheiten, weiß vielmehr, daß jede Wahrheit verunstaltet und gemißbraucht werden

kann, aber darum eben so wenig zu unterdrücken ist, als die Kunst, Feuer anzuzünden, ein Geheimniß hat bleiben können und dürfen; und wenn sie im Irrthume Gefahr erblickt, so ist sie auch überzeugt, daß die öffentliche Vernunft allein ihn siegreich bekämpfen kann und in einer freien Literatur solchen Kampf einzugehen nie unterlassen wird. Wollte man, dem gesunden Sinne der Nation mißtrauend, sie vor Gedanken, die schädlich werden könnten, verwahren, so müßte man sich bald von der Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens überzeugen: Ansichten, welche vom Geiste der Zeit herauf geführt sind und der Bildungsstufe der Gegenwart entsprechen, lassen sich in ihrer Verbreitung eben so wenig hemmen, als eine von allgemeinen tellurischen Verhältnissen herrührende Seuche. Um bei einer solchen Weltseuche allen Verkehr mit den davon bereits Ergriffenen abzuschneiden, bedarf es so vieler Wächter an den Gränzen des Landes, an den Thoren und Mauern der Städte, an den Thüren der Häuser und Stuben, so viele zuverlässige Aufseher über die Wächter, und soviel Mannschaft, welche die Leute zwingt, sich die Wächter und Aufseher gefallen zu lassen, daß die Unausführbarkeit der übrigens an sich fruchtlosen Maaßregel in die Augen leuchtet. Eben so unmöglich ist es, die Gedanken abzusperren, denn der Geist widersetzt sich überall dem naturwidrigen Zwange, den man ihm anthun will, und beweiset eine unerschöpfliche Erfindungskraft, um ihn zu überlisten. Könnte der Bücherdruck und die Steinschrift so bewacht werden, daß sie nichts Mißfälliges veröffentlichten, so würde die Feder und die Copirmaschine zu Hülfe kommen; der nicht zu hemmende rege Verkehr dient neben den materiellen zugleich den geistigen Interessen, und an die Geschäftsverbindung knüpft sich der Austausch von Gedanken; die Post führt außer ihrer ostensibeln Ladung manch geheime Botschaft, die dem Siegel verletzenden Späher trotz seiner schändlichen Künste unbekannt bleibt, und der Genius der Zeit hat zu Verbreitung seiner Gebote unsichtbare elektrische Telegraphen; auch sind die Wahrheiten, die man heute für gefährlich erklärt, nicht neu entdeckt, sondern von den Schriftstellern aller gebildeten Nationen längst

ausgesprochen, so daß sie nicht anders, als mit der Literatur überhaupt unterdrückt werden könnten.

Allem Geistigen ist Selbstbestimmung eigen, und wie sich das leibliche Leben vom unorganischen Dasein durch Selbstthätigkeit unterscheidet, weil das Princip, auf welchem es beruht, geistiger Art ist, so beziehen sich auch die verschiedenen Richtungen und Abstufungen des Seelenlebens immer nur auf das eigene Wesen, als Selbsterhaltung, Selbstgefühl und Selbstbewußtsein. Sonach kann denn auch das Individuum in seiner freien Thätigkeit durch nichts Anderes bestimmt werden, als durch das Streben mit sich selbst einig zu sein, so daß die Erscheinung dem Wesen, der Zustand dem Begriffe entspreche. Die Selbstliebe, diese Triebfeder alles Seelenlebens, die im Thiere, ihres Grundes und Zieles unbewußt, unmittelbar nöthigend wirkt, erhebt sich im Menschen zum Sittengesetze durch das Bewußtsein des Individuums, daß die in ihm waltende Vernunft sein eigentliches und wahrhaftes Selbst ausmacht, mit welchem seine sinnliche Existenz in Uebereinstimmung zu setzen ist. Hatten wir nun früher (Bd. II. S. 5—167) die mannichfaltigen Bestrebungen überblickt, zu welchen das Thier durch die mit dem Lebensprincipe noch verwachsene und mit organischer Gewalt wirkende Selbstliebe getrieben wird, so berührten wir jetzt einige Momente des Menschenlebens, in welchen wir jene Bestrebungen ihrem allgemeinen Charakter nach wieder finden, aber als durch Selbstbewußtsein vergeistigt, frei und zu sittlicher Bedeutung entwickelt. Zu dem Ende hoben wir aus der Sphäre materieller Selbsterhaltung einige Züge aus (S. 159—183), und sahen hierauf, ebenfalls nur beispielsweise, wie das, was im Kreise des Selbstgefühls zunächst in Beziehung auf das individuelle Selbst (S. 183—204), dann in Betreff des in andern Individuen (S. 204—238) und endlich in der gesetzlichen Ordnung der Gemeinde sich wiederfindenden Selbst (S. 238—258) dort instinctmäßig hervorgetreten war,

hier sich menschlich gestaltet. Im bürgerlichen Gemeinwesen erreichten wir den letzten Act vernunftgemäßer menschlicher Wirksamkeit, zu welchem die vom Instincte gebotenen thierischen Bestrebungen einen Vergleichungspunct darbieten. Liegt nun schon das geistige Gemeinwesen überhaupt außerhalb dieser Gränzen, so schwindet vollends jede Spur von Analogie, wo das Selbstbewußtsein zur Religion führt (Bd. II. S. 180 fgg. 261 fgg.).

Religiöses Gemeinwesen.

Indem der Gedanke zum Urquelle alles Daseins aufsteigt, erkennt der endliche Geist seine Abstammung aus dem Ewigen; er erblickt in den Vernunftideen die Uebereinstimmung seines Wesens mit dem unendlichen Geiste, und findet in diesem sein innerstes und wahrhaftes Selbst. Hier gestaltet sich nun die Selbstliebe als religiöse Gesinnung, welche die ursprüngliche Einheit mit Gott im Denken und Handeln zu verwirklichen strebt; sie gelangt hiermit auf eine Höhe, welche ihr unabhängig von allem Aeußern und Zufälligen unvergängliche Befriedigung zusichert, und das Gefühl einer alles sinnliche Glück überstrahlenden Seligkeit zu gewähren vermag.

Sie wird die festeste Grundlage der Sittlichkeit; denn wir können unsere Einheit mit Gott nur insofern fühlen, als wir den Geboten der Vernunft nachkommen. Ein Vergehen, welches wir uns gegen diese haben zu Schulden kommen lassen, wird durch das Gewissen bestraft; und es ist eine ziemlich allgemeine Thatsache, daß das Bewußtsein begangenen Unrechts in einem eintretenden Uebel das Werk der ihre Uebertretungen ahndenden Vernunft erblickt. — So ist die religiöse Gesinnung auch die sicherste Stütze des Lebens. Denn bei jedem innigern Gefühle wendet sie sich zu Gott, und findet hier ihren unwandelbaren Haltpunct: fühlt sich das Herz hoch beglückt, so wird im Danke die Freude von den Schlacken der Sinnlichkeit geläutert, reiner, geistiger und darum nachhaltiger; und ist es tief gebeugt, so richtet es sich im Gebete empor, und überwindet, auf das Ewige blickend, den zeitlichen Schmerz. Wer sich Gott

nicht als den wahrhaft einigen Geist, als das wirkliche Urwesen, sondern die ewige Vernunft nur als allgemeinen Begriff, als Attribut des Daseins denkt, weil ihm die Persönlichkeit nur in leiblicher Gestalt vorschwebt, vermag auf dem Gebiete der Sinnlichkeit sich behaglich fühlen, solange die Verhältnisse ihm günstig sind, oder seinem Selbstgefühle in der Speculation Genüge schaffen, solange seine Kräfte dazu ausreichen: einer höhern, in heitern wie in trüben Tagen ausdauernden Befriedigung des Gemüthes ist er nicht fähig, da ihm die Gabe des Gebets versagt ist.

Die Religion, als Inbegriff der auf Gott und das Verhältniß der Welt und des Menschen zu ihm sich beziehenden Gefühle und Gedanken, faßt Sätze in sich, welche dem Glauben angehören, oder nur mittelbar und im Gefühle als nothwendig sich ankündigen, so daß man einen Andern von der Wahrheit derselben nur insofern zu überzeugen vermag, als sein Gefühl Empfänglichkeit dafür besitzt, denjenigen aber, bei dem dies nicht der Fall ist, nicht durch strenge Beweise davon überführen kann.

Die, welche in ihrem Glauben übereinstimmen, fühlen das Bedürfniß, sich einander näher anzuschließen. Die Sympathie, welche zur Geselligkeit (S. 211), zur Mittheilung (S. 216), wie zur Wechselwirkung für gemeinsame Zwecke (S. 238) bestimmt, beweiset ihre Macht auch hier: in dem Anblicke einer zu rein geistigem Zwecke versammelten Gemeinde, in der Oeffentlichkeit der einem Jeden zugänglichen Gottesverehrung, in der Gemeinsamkeit der Andacht, bei welcher der Mensch, seiner zufälligen und persönlichen Vorzüge entkleidet, blos als Mensch sich zeigt, findet das Gemüth eine Erhebung zum Uebersinnlichen, welche den Geist zu erhabenen Gedanken und zu Läuterung seiner Ansichten erweckt, und die religiöse Gesinnung wohlthuend befestigt.

Das Dogma ist der Leib der Religion, und der Ritus ist sein Gewand. Der Leib soll der Seele entsprechen; die Seele der Religion aber ist die lebendige und in die Gesinnung übergegangene Anschauung des in der unendlichen Vernunft bestehenden letzten Grundes alles Daseins, welche, da sie das

Höchste und Allumfassende zum Gegenstande hat, auch der Einheitspunct des Fühlens und Denkens, der Schlußstein des menschlichen Seelenlebens sein muß; dem zufolge darf das Dogma mit den Gesetzen der Vernunft und des durch Kenntniß der Natur gebildeten Verstandes nicht im Widerspruche stehen. Der Ritus aber muß so beschaffen sein, daß er sowohl durch Anregung der Phantasie in eine erhabene Stimmung versetzt, als auch den denkenden Geist beschäftigt.

Da die Religion ein Bedürfniß der Menschheit ist, so liegt es dem Staate ob, die gehörigen Anstalten zu treffen, durch welche die religiöse Bildung seiner Bürger gefördert und ihre religiöse Gesinnung belebt und lebendig erhalten wird. Unter seinem Schutze bildet sich die Kirche. Diese, als das gesetzlich geordnete religiöse Gemeinwesen, giebt sich ihre innere Gestaltung selbst, da das, was den höchsten Interessen genügen soll, nicht von außen her geboten, sondern nur durch eigene, freie Entwickelung gewonnen werden kann; der Staat hat ihr blos die äußern Mittel ihres Bestehens und Wirkens zu gewähren. Ihrem Wesen nach dem Uebersinnlichen zugewendet, erkennt sie die Begründung und Befestigung der Sittlichkeit durch Erweckung und Förderung religiöser Gesinnung als ihre Hauptaufgabe, fern davon, sich eine äußere Macht anzumaaßen oder sich Eingriffe in das bürgerliche Leben zu erlauben; wo sie auf Abwege sich verirrt und äußere Handlungen vollzieht oder veranlaßt, die sich mit den vernunftgemäßen Zwecken des Staates nicht vereinigen lassen, hat dieser hemmend einzuschreiten. — Sie ist ein wirkliches Gemeinwesen, an welchem jedes Mitglied den durch die gesetzliche Ordnung bestimmten Antheil nimmt. So hat sie ihre Beamten, ist aber nicht deren Werk und Eigenthum; wie widersinnig und verderblich es ist, wenn die Regierung sich für den Staat hält und sich dem Volke gegenüber stellt, eben so heillos und verwirrend ist es, wenn die Geistlichkeit die Kirche zu sein meint und deren Interesse von dem der Gemeinde trennt.

In ihrem Wesen einig, ist die Religion verschiedener Gestaltung fähig; und diese Verschiedenheit kann nicht fehlen, denn

wie das Volk wohl in dem Tempel der Natur, aber nicht in einem von Menschenhänden aufgeführten Gebäude hinreichenden Raum findet, eben so ist eine völlige Uebereinstimmung Aller in ihren religiösen Ansichten unmöglich: das allgemein Gültige artet sich im Besondern nach Maaßgabe der Individualität verschieden, und die im Wesentlichen gemeinsame Ueberzeugung weicht in den Formen auseinander, wie die Verschiedenheit der Bildungsstufe, der Denkweise und der Verhältnisse es mit sich bringt. Der zum vernunftgemäßen Zustande herangereifte Staat erkennt die Freiheit der religiösen Ueberzeugung als ein heiliges Recht des Menschen an, achtet daher jede Form, in welcher diese Ueberzeugung auftritt, und stellt jede Confession unter seinen Schutz, insofern nicht durch Verunstaltung der Ideen ihre Lehren in Ansichten und Maximen ausarten, welche in die gesellschaftliche Ordnung und Sittlichkeit verderblich eingreifen. — Selbst innerhalb derselben Kirche kommen abweichende Ansichten vor. Mancher findet ein Dogma, welches dem Andern heilig und werth ist, heidnisch und widersinnig, so wie den Ritus, bei dem ein Anderer sich erbaut, geistlos und langweilig oder, weil profane Verhältnisse im Heiligthume geltend gemacht werden, störend und widerwärtig, und vermißt schmerzlich eine Gemeinde, an deren Andacht er mit ganzer Seele Theil nehmen kann. Liegt nun dem Staate etwas daran, daß religiöser Sinn überhaupt bei seinen Bürgern lebendig erhalten werde und die erforderliche Nahrung finde, so wird er auch solcher vornehmlich auf Ungleichheit der Bildungsstufen beruhenden Verschiedenheit kirchlicher Bedürfnisse ihr Recht angedeihen lassen, und ihr nicht hemmend in den Weg treten wollen, denn das Reich der Geister leidet nun einmal keine Uniformirung.

Vermöge ihres innigen Zusammenhanges mit der Sittlichkeit ist die Religion auch für das Bestehen der bürgerlichen Gesellschaft wichtig, und der Staat hat daher auch bei dem Schutze, den er der Kirche gewährt, noch ein eigenes Interesse, indem er um so sicherer auf den Gemeingeist seiner Bürger rechnen kann, je lebendiger die religiöse Gesinnung in ihnen

geworden ist. Doch ist es eine frevelhafte Herabwürdigung der Religion, sie als bloßes Mittel für Zwecke des Staats oder vielmehr der Regierung zu benutzen. Denn das Höhere, Geistige muß um seiner selbst willen, nicht um der aus ihm sich ergebenden Vortheile für das Sinnliche beachtet werden; es ist kein Zweifel, daß man im Bewußtsein recht gehandelt zu haben, besser verdaut und schläft, als wenn man vom bösen Gewissen aufgeschreckt wird: aber was wäre das wohl für eine Mißgestalt von Sittlichkeit, die keinen andern Zweck hätte, als gute Verdauung und ruhigen Schlaf zu verschaffen! Nur im Zeitalter der Unreife konnte die Despotie das Pfaffenthum zu Hülfe nehmen und in ihm neben der Leibwache noch eine Seelenwache aufstellen, um sich eine unbedingte Unterwürfigkeit zu sichern. Das Pfaffenthum nämlich charakterisirt sich dadurch, daß es den Cultus für seinen Egoismus ausbeutet, die dem Heiligen gebührende Ehrfurcht für seine Persönlichkeit fordert, einen seiner Eitelkeit schmeichelnden Eindruck auf die Gemüther hervorzubringen beabsichtigt, durch den um sich verbreiteten Nimbus seinem Hochmuthe fröhnt, und durch angemaaßte Gewalt über die Gewissen seine Herrschsucht befriedigt. Wie aber die Saat, so ist auch die Ernte: die Despotie, die sich des Pfaffenthums bedient, um durch den blinden Glauben, den es predigt, blinden Gehorsam der Unterthanen zu gewinnen, muß am Ende sich selbst unter sein Joch beugen; indem sie aber die Annahme seiner Dogmen durch Bevorzugung in bürgerlichen Verhältnissen belohnt, und die davon abweichende religiöse Ueberzeugung als feindlich behandelt, erregt sie durch solchen Gewissenszwang auf der einen Seite Unzufriedenheit und Entrüstung achtbarer Bürger; auf der andern Seite verführt sie zu Heuchelei, wirkt entsittlichend, und gewinnt nur feile, mithin unzuverlässige Diener.

Das Zeitalter.

Die Welt, die als geistig bewegter, unendlicher und ewiger Organismus das Gepräge ihres Schöpfers trägt, wiederholt sich ihrem wesentlichen Charakter nach in ihren verschiedenen Sphären (Bd. I. S. 29–38). Wie auf diese Weise die Gesammtheit der lebenden Wesen (ebd. S. 48—52), so ist auch die Menschheit ein Organismus: eine Mannichfaltigkeit von Gliedern, welche, durch Einheit des Begriffs verbunden, in Wechselerregung, gegenseitiger Förderung und harmonischem Zusammenwirken ein lebendiges Ganzes ausmachen. — Im organischen Leben tritt aber Alles in einer voraus bestimmten Harmonie auf: die gegenwärtige Thätigkeit zielt immer auf Herbeiführung eines gewissen künftigen Zustandes ab, und bringt lauter Verhältnisse hervor, wie sie für diesen gerade passen; die verschiedenen Alterstufen zeigen sich als die in einander greifenden Momente, in welche der Gedanke des Ganzen zerlegt ist, und durch welche er in die Wirklichkeit eingeführt wird; der ganze Lebenslauf charakterisirt sich auf diese Weise als ein Organismus in der Zeit, der eben so wie der räumliche Organismus einen Grundgedanken verwirklicht, nur daß

die Glieder nicht neben einander liegende Theile, sondern auf einander folgende Zustände sind, und der zum Grunde liegende Gedanke in keinem einzelnen Zeitpuncte, sondern nur in der Gesammtheit aller Perioden des Lebens vollständig realisirt wird (Bd. I. S. 20—22). Da nun die Entwickelung der menschlichen Natur überall nur denselben Gang nehmen kann, und im Ganzen wie im Einzelnen sich verhalten muß, so folgt daraus, daß auch die Menschheit eine gesetzliche Reihe von Stadien zu durchlaufen hat, um ihren Begriff in der Wirklichkeit zu erschöpfen, und daß ihr Leben ein organisch gegliedertes Ganzes aufeinander folgender Entwickelungsstufen ist (Bd. II. S. 265 fgg).

Die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen ist eben so unendlich, als die geistige Einheit, aus der sie hervorgeht. Demgemäß entwickelt sich auch der organische Körper nicht in allen seinen Puncten gleichförmig, sondern jedes einzelne Gebilde in ihm durchläuft bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters überhaupt auch seine eigene Lebensbahn, so daß eines schneller, ein anderes langsamer sich ausbildet; das eine, kaum erschienen, wieder verschwindet, während das andere sich bis zum Tode des Ganzen behauptet; eines auf niederer Stufe des Lebens verharrt, indeß das andere zu einer höhern sich entwickelt u. s. w.; und eben so erscheint das den Lebenslauf bestimmende allgemeine Gesetz in jedem Individuum modificirt. Auf gleiche Weise nimmt nun auch die Geschichte der Menschheit in jedem Völkerstamme und jedem einzelnen Volke eine eigene Gestaltung an. Auch gilt hier wie im individuellen Leben das Gesetz, daß Schwankungen nicht fehlen dürfen, daß Entwickelungen nur unter Stürmen zu Stande kommen, unzeitige Bildungen nach kurzer Dauer zerfallen, Hemmungen eintreten und Rückschritte erfolgen. Durch das Gewirr der Einzelheiten blickt jedoch der siegreiche Gedanke hindurch, indem die Entwickelung des Menschengeschlechts im Laufe der Zeiten offenbar fortschreitet: die Bildung wird immer ausgebreiteter, vielseitiger und gehaltvoller, die Sitten werden menschlicher und die gesellschaftlichen Zustände vernunftgemäßer, während selbst

die zunehmende Umgestaltung der Oberfläche des Erdkörpers die wachsende Herrschaft des Menschengeistes verkündigt.

Die Völker werden von mancherlei Uebeln des kindlichen Alters heimgesucht, leiden an Mangel oder an Ueberfluß und Ausartung der Säfte, an wuchernden Afterbildungen und Verunstaltungen, an Krämpfen und Schlafsucht. Aber sie bestehen auch Entwickelungskrankheiten, in welchen ihr Lebensprincip als Heilkraft der Natur sich bethätigt: da gebärt die Zeit Heroen der Menschheit, welche die vorhandenen Gebrechen erfolgreich bekämpfen, regeres Leben anfachen, die Kräfte heben und frische Säfte in die Adern ihres Volkes bringen. Sie vermögen dies aber nur dadurch, daß sie einem Zeitalter angehören, das die zu solcher Umwandelung nöthige Reife erlangt hat. Und da es die von der Menschheit erreichte Lebensstufe ist, welche sie ins Leben gerufen hat, so stehen sie nicht allein: sie geben das Losungswort, das allgemein verstanden wird; was sie in bestimmter Gestaltung heraufführen, hat bereits dem Sinne ihrer Zeitgenossen, wenn auch dunkel, vorgeschwebt, und wird als Abhülfe eines gefühlten Bedürfnisses begrüßt; es ist der Ausbruch eines Zustandes, der dem Jahrhunderte im Blute lag. Auch treten zu gleicher Zeit muthige Kämpfer auf ganz verschiedenen Gebieten menschlicher Wirksamkeit, aber von gleichem Geiste beseelt hervor, um neue Bahnen zu brechen. Es ist der Genius der Zeit (Bd. II. S. 265.) fgg.), welcher den mannichfaltigen Ansichten und Bestrebungen eine gemeinsame charakteristische Färbung giebt; wie eine besondere Beschaffenheit des Luftmeers einen über große Länderstrecken verbreiteten Einfluß auf das leibliche Leben ausübt, so ist hier eine bestimmte Sinnesweise vorherrschend, vermöge deren, wie durch geheimes Einverständniß und doch in völliger Unabhängigkeit von einander von verschiedenen Seiten her übereinstimmende Tendenzen verfolgt werden. Männer von ausgebreiteter Wirksamkeit und erfolgreiche Ereignisse können dem Zeitgeiste eine gewisse Richtung geben, aber nur insofern, als sie dem Zeitalter, aus welchem sie hervorgegangen sind, entsprechen, so daß die Bildungsstufe, welche ein Volk in dem durch seinen Charakter bestimmten

Lebenslaufe erreicht hat, für immer den eigentlichen Grund enthält. So können denn auch Conspirationen gegen den Geist der Zeit nur für den Augenblick und für den Anschein Erfolg haben, aber nimmermehr durchdringen.

Die Vernunft hat seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihre Herrschaft ungleich weiter ausgebreitet und fester begründet als in der Vorzeit; sie hat ihren Maaßstab an die bisherigen Ansichten in Wissenschaft und Leben gelegt, und überall, wo ein Widerspruch ihrer Forderungen mit den gangbaren Lehren und den bestehenden Verhältnissen laut wurde, ihre Rechte geltend gemacht. Der hiermit in größerem Umkreise und lebhafter als je zuvor begonnene Kampf gegen das Vernunftwidrige ist die Grundlage des Charakters unserer Zeit. Die wachsende Aufklärung hat eingewurzelte Vorurtheile zum Wanken gebracht, verjährte Mißbräuche aufgedeckt, und Eroberungen gemacht, die sie sich nicht mehr entreißen läßt, sondern nur durch weitere Ausdehnung sich zu sichern hat. Es ist dadurch der Anfang eines neuen Weltalters gegeben. Doch die Geschichte der Menschheit ist kein solches Continuum, in welchem jedes Zeitalter nichts als die Forsetzung und Weiterbildung des vorhergegangenen wäre, dasselbe also auch an Reife unbedingt übertreffen müßte; vielmehr hat es dabei auch seine Eigenthümlichkeit und muß seine besondere Laufbahn durchwandern. So ist denn unser Jahrhundert als Erbe seines Vorgängers groß durch die Macht des Geistes, die sich immer fester stellen, immer weiter sich ausbreiten, immer tiefer die menschlichen Verhältnisse durchdringen will; aber als Anfang einer neuen Zeit hat es zugleich den Charakter angehender Jugendlichkeit, der überall in frischer, reger Lebendigkeit, in raschem Wechsel, in keckem Selbstvertrauen, in zwanglosem Ergehen und in einem das Gefühl zurückdrängenden, aber der Gewalt des Sinnesreizes dienenden Uebergewichte des Denkens sich verkündigt. Bei seinem die Reife bezeichnenden Streben nach vernunftgemäßem Zustande trägt es die Merkmale der Unreife, nicht allein in den fortwährenden Hemmungen dieses Strebens, sondern auch in der Art seiner Aeußerung, wodurch

es die überall sich regende Reaction begünstigt. Der Charakter der Flegeljahre, der, als eine nothwendige Entwickelungsstufe bezeichnend, einer angehenden kräftigen Jugend mehr oder weniger eigen ist, zeigt sich an unserem Zeitalter da, wo dessen Eigenthümlichkeit in grellen Zügen hervortritt, indem die frische Kraft vermöge ihrer Unreife maaßlos sich ergeht. Eine Generation, die im Nachhalle des Sturmes kolossaler Ereignisse erwuchs, ist davon lebendig ergriffen worden und trägt noch die Spuren davon an sich: die Hefe der damaligen Gährung ist in ihr Blut übergegangen, und hat es in Wallung gebracht; dabei ist ihr die Eroberung, welche die Vernunft seit einem Jahrhunderte gemacht hatte, als Erbschaft zugefallen, und sie sieht nun das Panier, unter welchem diese erkämpft worden ist, in ihren Händen.

Wenn der jugendliche Organismus in eine Entwickelungsperiode tritt, wo neu hinzutretende Functionen den Kreis der bisherigen erweitern sollen, da äußert sich das Lebensprincip in gesteigerter Wirksamkeit: die Pulse klopfen stärker, der Gang des Lebens ist beschleunigt, und in raschem Anlaufe geht es auf die Metamorphose los. Aehnliches hat den Uebergang menschlicher Bildung in die neue Periode begleitet. War vormals bei trägerem Gange der Entwickelung jede neue Generation mehr darauf bedacht gewesen, das, was sie von ihrer Vorgängerin ererbt hatte, unverändert für ihre Nachfolger zu verwahren, so rufte jetzt der Gedanke eines höhern Berufs ein rüstigeres Streben hervor; die geweckten Kräfte wuchsen im Kampfe mit dem Veralteten, und die höhere Regsamkeit pflanzte sich über alle Verhältnisse fort. Große Weltbegebenheiten, dergleichen ganze Jahrhunderte nicht erlebt hatten, drängten sich in der Dauer eines einzigen Menschenalters zusammen; mit reißender Schnelligkeit erfolgten Umwälzungen in Staaten, wie in Wissenschaften; auch die Sitten und Gebräuche erfuhren die bedeutendsten Umänderungen. Hierbei hat denn das gesammte Leben der Völker ein rascheres Tempo angenommen; allseitiges Streben nach Veränderung, Beschleunigung alles Fortschreitens, Ungeduld jede Entwickelung ihrem Ziele zuzuführen gehört zu

den Charakterzügen unseres Zeitalters. Wie auf dem Felde der Literatur die leichte Reiterei sammt den Scharfschützen eine bedeutendere Stellung einnimmt als vormals, so ist überhaupt Bewegung das Losungswort des Tages geworden, und auch die, welche in den Meinungen der Vergangenheit befangen sind, oder in veralteten Einrichtungen und Mißbräuchen ihren Vortheil finden, sehen sich genöthigt, bei den Maaßregeln ihrer egoistischen Selbsterhaltung die Maske der Zeit vorzuhalten; in ihrer Kunstsprache heißt aber alles dasjenige unpraktisch, was der nach Begünstigung strebenden Selbstsucht keinen Gewinn bringen kann, weil es dem herrschenden Vorurtheile entgegentritt. — Wie die Aufregung der Kräfte bei der organischen Entwickelung leicht das Maaß überschreitet und in gefährliche Entzündungen und Fieber ausartet, so hat es auch in der aufgeregten Zeit an Uebereilungen redlichen Willens, wie an Einmischung wilder Leidenschaft und berechnender Selbstsucht nicht gefehlt; wie sehr aber auch das zum Grunde liegende Princip auf diese Weise in seiner Verwirklichung verunstaltet und gemißbraucht worden, so ist es doch in seiner ganzen Reinheit nicht aus dem Gesichtskreise des Zeitalters gerückt, wird daher auch trotz aller Hindernisse nicht aufhören sich zu bethätigen.

Eine begabte und frühzeitig sich entwickelnde Jugend tritt unter diesen Umständen häufiger als zuvor auf den Schauplatz, wird aber von dem verderblichen Wahne der Genialität bedroht. Die Genies sind jedoch so selten, wie die Kometen, mit denen sie bei der Excentricität ihrer Bahn das gemein haben, daß manche als wirkliche Irrsterne erscheinen, und daß ihnen, wenn auch der solide Kern, doch nicht leicht der Schweif von Bewunderern fehlt; wie es dagegen Meteorsteine als verunglückte Kometchen bisweilen regnet, so kommen zu Zeiten mißlungene Genies in Massen hervor: es giebt ein Funkensprühen, welches nie zu einem die Erkenntniß fördernden Lichte wird. Zugleich herrscht in der Familie eine republikanische Gleichheit: die Kinder des Mittelstandes hören sich die junge Herrschaft nennen, und der „Bürger" Sohn steht mit dem „Bürger" Va-

ter auf gleicher Linie. Die Nichtachtung der Autorität und des Gesetzes prägt sich frühzeitig ein, und das dünkelhafte, kecke, vorlaute, rücksichtslose Wesen des Knaben wird stehender Charakter. So gewinnt denn die Jugend eine Stellung im Leben, dergleichen sie nie zuvor gehabt hat, und die Kühnheit ihres Angriffes gegen Veraltetes und Morsches hat einen Erfolg, der einen blendenden Glanz um sie verbreitet und sie selbst in einen Siegesrausch versetzt. Die junge Generation, in den Strudel einer viel bewegten Gegenwart hinein gerissen, hat auch nicht die nöthige Ruhe, um das Verdienst ihrer Vorgänger würdigen zu können; was sie von ihren Zeitgenossen eben erlernt hat, hält sie, weil es ihr noch neu war, für unbedingt neu, und wünscht sich zum Besitze einer bisher unbekannten Lehre Glück, die sie für den wirklichen Gipfel menschlicher Weisheit erklärt.

Die angehende Jugend ist dem Aeußern zugewendet, da sie vor allen Dingen in der Sinnenwelt festen Fuß fassen muß, und macht den ersten Gebrauch von den wachsenden Geisteskräften, um sich hier Genüsse zu verschaffen. Damit übereinstimmend hat unser Zeitalter die materiellen Interessen mit der ihm eigenen Regsamkeit aufgenommen, so daß die vorgeschrittene geistige Bildung sie theils fördert, theils veredelt, selbst aber dabei gewinnt. Die Genußsucht ist gestiegen, aber feinsinniger geworden: der Luxus hat sich mehr auf die Formen gerichtet, und den Massen eine untergeordnete Stellung angewiesen; er verlangt weniger das Kostbare als vielmehr das Geschmackvolle; er sucht nicht mehr das Solide, auf Kind und Kindeskind zu Vererbende, sondern gefällt sich im häufigen Wechsel immer neuer, zierlicher Gestalten, — ist ja der Frühling des Jahrs und des Lebens auch nichts Dauerhaftes! Der Reichthum sieht es ein, das eine geistlose Pracht nicht mehr hinreicht ihm Achtung zu verschaffen; er findet dagegen den wesentlichsten Theil seines Glanzes darin, daß er sich mit Werken der Kunst und selbst der Wissenschaft umgiebt; ein großartiger Ehrgeiz endlich macht es zu seinem Ziele, die höhere Bedeutung der Geldmacht darzulegen, durch diese nämlich einen

weit verbreiteten Einfluß auszuüben, riesenhafte Unternehmungen zu fördern oder ins Werk zu stellen, und selbst auf den Gang der Staatsangelegenheiten einzuwirken.

Zu Erlangung der Mittel für größern Lebensgenuß ist die Erwerblust gieriger, aber zugleich scharfsinniger, ja geistiger geworden. Sie hat die Speculation nicht mehr blos dem Namen nach mit der Metaphysik gemein, sondern ähnelt dieser gewissermaaßen auch insofern, als sie über die Gränzen der Wirklichkeit hinausgeht: denn die Summen, über welche sie verfügt, betragen ungleich mehr als der wirkliche Vorrath an Gold und Silber; Papier, dieser eigentliche Boden für die sinnliche Darstellung des Gedankens, ist zum Repräsentanten der edlen Metalle geworden, indem die Meinung den materiellen Werth ersetzt; der Geldmarkt wird zu einem Kampfplatze des Zutrauens und Mißtrauens, und so handelt es sich auch häufig um Waaren, die noch nicht existiren und deren Lieferung man weder beabsichtigt, noch verlangt, da vielmehr nur die entgegengesetzten Erwartungen von Ereignissen, wegen deren die Preise eine Veränderung erleiden können, den Handel bestimmen.

Die zunehmende Herrschaft über die Materie kommt der Erwerblust und dem Lebensgenusse vielfach zu Statten; die Mechanik im weitern Sinne des Wortes hat eine alles Frühere überstrahlende Ausbildung und Bedeutung gewonnen, so daß sie den eigentlichen Glanzpunkt des Jahrhunderts ausmacht. Die vorherrschende praktische Beziehung beutet die Naturwissenschaften immer mehr aus, und macht von jedem ihrer Fortschritte alsbald eine Anwendung, um dem Leben mehr Sicherung, Erleichterung und Annehmlichkeit zu gewähren, um Hindernisse des Raumes zu besiegen, Massen zu überwältigen, Aufwand von Kraft und Zeit zu ersparen. Die Leistungen sind hier so bedeutend, daß sie Träume von einem Gipfel der Cultur im zwanzigsten Jahrhunderte veranlassen können, wo der Arbeitsmann blos die Aufsicht führt über den Gang der Maschinen und dabei classische Dichter lieset. Schon läßt man für Handlungen, deren Vollziehung das Gefühl verletzt, die

menschliche Hand durch mechanische Vorrichtungen, das Fallbeil und die Prügelmaschine, vertreten. Die Ueberwindung mechanischer Schwierigkeiten überhaupt hat sich zu einer so allgemeinen Aufgabe gemacht, daß sie von unorganischen Apparaten auch auf die menschlichen Bewegungsorgane übertragen worden ist, und bisher unerhörte Leistungen sowohl von Tonkünstlern, als auch von Jongleurs, Voltigeurs u. s. w. hervorbringt.

Im Hintergrunde alles regen Treibens für sinnliche Vortheile liegt allerdings auch ein Gewinn für das geistige Leben: der Wetteifer in der Erwerblust treibt zu sinnreichen Erfindungen an, und diese fordern neue Forschungen; die Naturwissenschaft, welche die Grundlage einer Erfindung liefert, gewinnt von dieser hinwiederum Hülfsmittel zu neuen Entdeckungen; und wo ihre Ausbeute zunächst blos zu Erhöhung des Lebensgenusses dient, wird doch mit der vermehrten Mannichfaltigkeit der Kenntnisse der Gesichtskreis erweitert und die allgemeine Bildung befördert. Indessen bleibt die Beziehung auf das Aeußere noch überwiegend und der darauf gerichtete trockne Verstand vorherrschend: die Macht des im Dienste der Sinnlichkeit stehenden Geistes gehört wesentlich zum Charakter des Zeitalters.

Alle und jede Erkenntniß geht darauf aus, das Uebersinnliche im Sinnlichen, das Allgemeine im Besondern, die Einheit in der Mannichfaltigkeit, das Bleibende in dem Vergänglichen zu finden. Die Begriffe, die wir von den Dingen fassen; die Reihen und Unterabtheilungen, in welche wir die Gegenstände ordnen; die Ursachen, die wir, als den Erscheinungen zum Grunde liegend, suchen; die Gesetze, auf welche wir das Erfahrene zurückführen, — sind nichts Anderes, als eben das Uebersinnliche, Allgemeine, Einige und Bleibende in dem Sinnlichen, Besondern, Mannichfaltigen und Vergänglichen. Jeder Empiriker verfolgt diesen Weg; jede nicht ganz gedankenlose Wahrnehmung geht auf diese Richtung aus. Ist nun dieses Streben auf solche Weise als gültig allgemein anerkannt, so kann es nicht auf einem willkührlich angenommenen

Puncte gehemmt werden, vielmehr will es bis zu seinem letzten Ziele durchgeführt sein; bemühen wir uns einmal, Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, so dürfen wir nicht anstehen, auch nach dem letzten Grunde, der nicht weiter bedingt ist, zu forschen; und haben wir den Beruf, Einheit in unsere Erkenntniß zu bringen, so steht es uns auch zu, die Erkenntniß des Bedingten an die Erkenntniß des Unbedingten zu knüpfen. — War nun solches Bedürfniß höchster Principien für die gesammte Naturwissenschaft gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts besonders lebhaft geworden, so traf eine andere Gedankenreihe begünstigend damit zusammen. Die Vernunft nämlich ist unser innerstes und eigenstes Wesen; wir selbst aber gehören zum Inbegriffe des Daseins, machen einen Theil der Welt aus; da nun der wesentliche Charakter, der dem Theile eigen ist, auch dem Ganzen zukommt, so muß die Vernunft das innere Wesen der Welt sein. Die Welt, auf der unbedingten Vernunft beruhend, kommt in uns zur Selbsterkenntniß; was innerhalb unseres Bewußtseins sich als nothwendig erweiset, ist in der Welt als äußere Wirklichkeit gegeben, und die obersten Gesetze unseres Denkens sind nichts Anderes, denn die obersten Gesetze des Daseins, im Selbstbewußtsein des Daseienden zur Anschauung gebracht. — Von solchen Ansichten geleitet, stellte man sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Aufgabe, in das Wesen der Erscheinungen tiefer einzudringen, die innere Uebereinstimmung des scheinbar Verschiedenen aufzufassen, durch Anerkennung der Einheit des Ideellen und Materiellen allen Zwiespalt zu heben, das Einzelne in seiner Beziehung zum Weltganzen zu erschauen, und so zu einem wahrhaften Wissen von der Natur zu gelangen. Es war eine Zeit der Begeisterung und des kühnsten Strebens. — Man gerieth aber auf eine Schwindel erregende Höhe, als man im überschwellenden Kraftgefühle es unternahm, die Natur aus reiner Vernunftanschauung zu construiren. Dies war eine gefährliche Bahn, denn wie Alles im Leben nur stufenweise sich entwickelt, so kann auch der Geist in seiner individuellen Form nur durch Vergleichung des sinnlich Wahrgenommenen mit dem,

was er in sich selbst findet, nicht aber eigenmächtig und aus sich heraus, die Erscheinungen der Welt feststellen. Indem man Letzteres wollte, ließ man übrigens die Erfahrungen nicht unbenutzt, stellte sie aber als Resultate der Speculation auf, und um sie dieser anzupassen, erhielt die Phantasie einen auf dem Gebiete der Wissenschaft ihr nicht gebührenden Spielraum; man gefiel sich in witzigen Zusammenstellungen, und die Naturphilosophie nahm mehr den Charakter einer Naturpoesie an. Die Strenge der Systematik gab sich aber in den Eintheilungen kund; für die vom Dreifuße herab sprechende Naturphilosophie paßte auch ein dreischenkeliges System, welches vorherrschend wurde, wiewohl der Inbegriff der Dinge bei Nebenzweigen der Schule auch in die Quadratur oder in ein anderes beliebiges Schema sich fügen mußte. Eine Zeitlang that die Empirie keine ernsten Einsprüche, denn der Terrorismus der neuen Schule hatte sie eingeschüchtert, da die moderne Genialität überhaupt die Grobheit als eine sehr wirksame Waffe auf dem literarischen Kampfplatze eingeführt hatte. Allein jede Idee kann zur Carricatur werden, wenn man sie bis in alle Einzelheiten der Wirklichkeit zu verfolgen sucht: das zarte Gedankenbild will nicht mit rohen Fäusten angefaßt werden. So trat denn neben großen Gedanken hin und wieder auch Aberwitz hervor, und man gewann nun in der öffentlichen Meinung einen leichten Sieg über die Naturphilosophie, da man sie lächerlich machen konnte, indem sie nur mit ihren Auswüchsen verwechselt zu werden brauchte.

Auf den Ideenrausch folgte ein Zustand, der den Charakter der Nüchternheit in jeder Bedeutung des Wortes an sich trägt, d. h. ein Zustand nicht allein der Besonnenheit und Wachsamkeit des Verstandes, die sich weder vom Gefühle bestechen, noch von der Phantasie bethören läßt, sondern auch der geistigen Flauheit, der Gedankenleere und innern Dürre. Man hatte die Verirrungen der Philosophie auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verspotten gelernt, und bewunderte dagegen die großen und glänzenden Entdeckungen neuer Thatsachen, welche in raschem Laufe einander folgten: so suchte man fortan

alles Heil in Restauration der alten Empirie, welche Alles vereinzelt. Die Speculation des Großhandels in der Naturwissenschaft hatte fallirt, und man warf sich mit Eifer auf den Detailhandel, bei welchem auf Verdienst und Erlangung von Credit mit Sicherheit zu rechnen ist; denn es braucht nur ein neuer, wenn auch noch so kleiner Artikel zu Markte gebracht zu werden, und der Ruf eines soliden Hauses ist gegründet. Die ideelle Auffassung mußte mathematischen Formeln weichen; nur das Auffinden und Berechnen sinnlicher Thatsachen wurde als geistige That anerkannt, und der Materialismus erhob wieder sein Haupt. Das mechanische Verhältniß, als den Sinnen zunächst liegend und dem Calcul das geeignetste Feld darbietend, wurde hauptsächlich ins Auge gefaßt. Die erstaunlichen Wirkungen, welche der Scharfsinn durch mechanische Erfindungen und Berechnungen hervorbrachte, machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther, und die mathematischen Principien, welche in einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft jetzt zum ersten Male und mit glänzendem Erfolge eingeführt wurden, machten um so mehr zu mechanischen Ansichten geneigt. Die Naturwissenschaft hat durch solche verdienstliche Bemühungen einen früher kaum geahnten Reichthum an Material gewonnen, und unser Zeitalter muß stolz darauf sein, daß ihm Fortschritte gelungen sind, dergleichen ganze Reihen von Jahrhunderten nicht zu machen vermochten. Aber wir dürfen auch von dem Glanze der Entdeckungen uns nicht blenden lassen, sondern müssen eingedenk sein, daß sie nur schätzbare Vorarbeiten für eine künftige Wissenschaft abgeben; denn überall sehen wir hier nur noch Einzelheiten, denen das geistige Band, der wissenschaftliche Zusammenhang abgeht. Thatsachen sind die Buchstaben der Natur, ohne deren Kenntniß man freilich die heilige Schrift nicht lesen kann; aber darum darf man nicht ABCschütze bleiben. Die Empiriker sind die Isolatoren in der Wissenschaft; nun muß zwar, um die Elektricität zur Erscheinung zu bringen, Isolirung gegeben sein: damit es aber zum chemischen Processe komme, sind auch Leiter erforderlich. Es kommt überall darauf an, daß man sich bei der Wahrnehmung etwas denkt und vor

Analogien nicht zurückbebt; daß die Aepfel vom Baume nicht in den Himmel steigen, sondern auf die Erde fallen, hatte schon Adam gesehen, aber erst Newton knüpfte an diese Wahrnehmung einen Gedanken, und erkannte das Gemeinsame solchen Falles mit dem Laufe von Weltkörpern. Der moderne Materialismus begegnet freilich dem Vorwurfe, als sei das Laboratorium nur die Kinderstube der Chemie und der Instrumenten-Vorrath das erste Spielzeug der Physik, indem er nicht ansteht, die Grundzüge zu einem Chemismus und Mechanismus des Universums zu liefern; aber, die willkührlichen Annahmen, deren er hierzu bedarf, abgerechnet, ermangelt doch das ganze Gebäude eines innern Grundes und Zusammenhaltes. Wie man vormals in den Conchyliensammlungen die Gehäuse von Muscheln und Schnecken aufhäufte, ohne sich um deren Einwohner zu bekümmern, so wird auch hier über der äußern Schale der lebendige Kern vergessen. Ganz zu rechter Zeit haben die optischen Werkzeuge durch die Geschicklichkeit der Techniker eine größere Vollkommenheit gewonnen, vermöge deren sie eine reiche Ernte von Entdeckungen darbieten; man sieht mit lebhaftem Interesse, wie die scheinbar gleichförmige Masse der organischen Gewebe sich unter dem Mikroskope in ihre Elemente, als eine Fülle bestimmter Gestaltungen, auflöset, und aus Dankbarkeit gegen das Mikroskop wird man ganz und gar zum Mikrologen. Man beweiset, was kaum je bezweifelt worden ist, daß dieselben Kräfte, welche in der unorganischen Natur wirken, auch im organischen Körper walten, und verschließt die Augen gegen das ideelle Princip, welchem jene Kräfte blos als Mittel seiner Verwirklichung dienen; bei jeder Lücke, die in der Erklärung bleibt, schiebt man die „sogenannte Lebenskraft" vor, als einstweilige Bezeichnung eines künftig noch zu entdeckenden materiellen Grundes. Die Lehre vom Leben soll eine exacte Wissenschaft werden; da aber die mathematischen Formeln, die wie Zaubersprüche das Geheimniß enthüllen sollen, nicht ausreichen, wird bald keckes Behaupten gewagter Sätze, bald dreistes Leugnen oder Ignoriren früherer Erfahrungen zu Hülfe genommen. Das Bestreiten von Thatsachen, die mit den angenom-

menen Meinungen nicht zusammenstimmen, findet erst dann seine Gränzen, wenn sich Jedermann leicht von ihnen überzeugen kann: daß z. B. ein Körper ohne weitere Vermittelung das Bild eines andern ihm gegenüber liegenden Körpers sichtbar darstelle, würde für eben so fabelhaft wie das Lesen Hellsehender vermittelst der Herzgrube erklärt worden sein, wenn die Gelegenheit, sich davon zu überzeugen selten und von ganz ungewöhnlichen Umständen abhängig wäre. Ganz folgerecht leugnet der Materialist alle schaffende Kraft der Natur, weil der Grund, also auch der Anfang eines besondern Daseins nicht in den Kreis seiner Vorstellungen gehört; trotz allen entgegengesetzten Erfahrungen ist es ihm unumstößliche Gewißheit, daß jeder Eingeweidewurm, jeder Schwamm seine Ahnen hat, deren Reihe bis zu Anno Eins sich erstreckt, und wenn ein solches Geschöpf sich fortzupflanzen im Stande ist, so wird dies für einen sonnenklaren Beweis ausgegeben, daß es selbst auch nur durch Fortpflanzung habe entstehen können. Wird aber hin und wieder eine hyperphysische Annahme, z. B. zur Physik der Nerven eine spiritualistische Ansicht beigefügt, so erkennt man dies leicht als einen Paß, welcher bezeugen soll, daß der materialistische Boden, auf welchem das Lehrgebäude steht, von moralischer Infection und von der Seuche des Unglaubens frei sei; jedoch der Mangel an innerem Zusammenhange zwischen jenen Lehren und diesen Einschaltungen beweiset zur Genüge, daß ein solcher Schutzbrief blos erschlichen ist, um den Vorzeiger gegen Contumaz zu sichern.

Zu den Eigenthümlichkeiten unseres Jahrhunderts, welche auf der zunehmenden und in den verschiedensten Beziehungen sich bethätigenden Macht der Vernunft beruhen, gehört ferner das Hervorgehen der Menschen und ihrer Bestrebungen aus der frühern Isolirung. Das Streben, aus den der Individualität gegebenen engern Schranken hervorzugehen und den Kreis lebendiger Anschauungen und Genüsse zu erweitern, spricht sich in der herrschenden Reiselust aus, die anfänglich von der Poesie in zahlreichen Wanderliedern verkündigt, und dann erst durch die Prosa der auf Schnelligkeit, hauptsächlich für die materiellen

Interessen, berechneten Transportmittel unterstützt worden ist. — Das Individuum fühlt lebhafter als je, daß es nur ein Glied der großen Kette ist und nur im Vereine mit Andern Manches zu Stande bringen kann, wodurch entweder ein bedeutender Zweck erreicht oder ein höherer Genuß erlangt wird: so bilden sich die verschiedenen Associationen für einzelne größere Unternehmungen oder für ganze Kreise der Wirksamkeit, für den Erwerb oder für die Wohlthätigkeit u. s. w.; und die jetzt ins Leben getretenen Vereine für Wissenschaft, Kunst oder Gewerbe sind von einem freiern Geiste beseelt, als die engherzigen, an Förmlichkeiten gebundenen, zwangvollen Corporationen und Zünfte der Vorzeit. — Der Sinn für das Gemeinsame breitet sich in immer größerem Umfange aus, und die Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesellschaft wird immer reger; überall regt sich das Verlangen nach Oeffentlichkeit; das Interesse an Allem, was für das rein Menschliche von Bedeutung ist, macht seine Rechte immer lauter geltend, und die öffentliche Meinung gewinnt immer mehr an Macht. — Der Abstand der verschiedenen Stände von einander ist nicht mehr so schroff wie vormals; die höhern können sich nicht mehr auf den unbedingten Respect des Mittelstandes verlassen, und müssen, falls sie den verdienstlosen, traditionellen Tribut von ihm nicht aufgeben wollen, entweder sich von ihm fern halten, oder ihn durch große Artigkeit zu noch größerer Höflichkeit nöthigen. — Der Grund hiervon liegt in der gleichförmigern Verbreitung der Cultur, welche zugleich dem Hervorragen einzelner Genies weniger günstig ist: die Größe des Jahrhunderts liegt in der Macht, welche die geistige Kraft überhaupt errungen hat, und äußert sich mehr in Dem, was durch die gleichmäßigere Gesammtbildung hervorgebracht wird, als in den Leistungen von Individuen. — Die Wissenschaften werden im Sinne größerer Gemeinsamkeit behandelt und in nähere Beziehung zum Leben gesetzt; der Zutritt zu ihrem Heiligthume wird vielfach erleichtert, und die verständliche Darstellung ihrer Ausbeute begünstigt die allgemeine Bildung; die Gelehrten theilen einander ihre Forschungen nicht mehr wie früher als Mysterien in einer dem Leben ent-

fremdeten Rede mit, sondern veröffentlichen sie in der Sprache ihres Volkes und ihrer Zeit; während sie die Wissenschaft um ihrer selbst willen bearbeiten, fassen sie doch zugleich die Beziehung zu den verschiedenen Verhältnissen des geselligen Zustandes schärfer ins Auge, und das wirkliche Leben nimmt überall die Ergebnisse der Forschung als befruchtenden Hauch in sich auf. — Wie die Provinzialdialekte mehr zurücktreten und das Charakteristische der einzelnen Städte und Länder immer mehr verwischt wird, so sind auch die Völker einander näher gerückt, wie denn schon das Wort jeder durch thätigen Antheil an den Fortschritten der Cultur ausgezeichneten Nation allen übrigen verständlich ist: sie legen ihre Einseitigkeit ab, geben ihre Nationalvorurtheile auf, vervollkommnen ihre Ansichten durch gegenseitigen Austausch, verähneln sich einander hin und wieder selbst bis zur Verflachung, nähern sich aber auch durch gemeinsames Interesse und durch gegenseitige Theilnahme an ihrem Geschicke der Idee eines allgemeinen Menschenbundes. Der Deutsche kann vermöge seiner größern Universalität überall leichter sich akklimatisiren und somit allerdings auch russischer als ein Russe und französischer als ein Franzose werden; aber wie er von einem richtigen Gefühle geleitet, mit seinem Stammgenossen die militärischen Commandoworte ausgetauscht, von ihm das: Marsch! gelernt und ihn das: Halte! gelehrt hat, so zeigt sich auch ein deutliches Streben, das hierin angedeutete Verhältniß im Leben zu verwirklichen.

Indem die Vernunft das Hergebrachte der Kritik unterwirft, strebt das Zeitalter allen mit ihr im Widerstreite stehenden Zwang zu beseitigen und die Werke der Unnatur immer mehr zu verdrängen. Aber es zeigt sich auch in dieser Beziehung als eine Uebergangsperiode, indem einerseits der frische jugendliche Sinn durch das Maaßlose des Strebens seine knabenhafte Unreife bekundet, andererseits die Verhältnisse, welche dem Kindesalter der Menschheit eigen gewesen waren, gegen die einbrechende neue Zeit mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht sich stemmen, so daß der Conflict schrankenloser Neuerung

und unbedingten Beharrens allgemeiner und lebhafter wird als zuvor.

Die Gewalt der Zeit hat die altväterischen steifen Formen aus der Tracht und der ganzen Umgebung verbannt; doch auch in dieser materiellen Aeußerlichkeit tritt eine ohnmächtige und kleinliche Reaction hervor: von der ersehnten Wiederkehr der alten geschmacklosen Zeit schwärmend, weidet man sein Auge an einzelnem geschnörkeltem Hausgeräthe und an der alterthümlichen Tracht, welche, da man sich selbst dem Gelächter nicht aussetzen mag, von Dienern angelegt werden muß. — Auch in den Sitten und Gebräuchen verliert das zwangvolle und sinnlose Formenwesen trotz seines Sträubens immer mehr an Gebiet. Der Deutsche, dessen demüthiges ich gegen das selbstvertrauende I des Engländers scheu zurückweicht, zeichnete sich auch durch eine vielgliederige Scala der Titulatur aus, die im Westen oft verspottet wurde, aber im Osten Anerkennung fand. Das Wenigste, was unsere Voreltern von einem Andern aussagten, war, daß sie ihn Edel nannten, und ihre Höflichkeit steigerte sich dann durch Beifügung von Wohl, Hochwohl und Hoch; um ihn noch mehr zu ehren, bezeichneten sie die Art seiner Geburt, rühmten also eigentlich seine Mutter, was man entweder als Zeichen der Achtung vor dem weiblichen Geschlechte, oder als Beweis der Gründlichkeit, die überall auf den Ursprung zurückgeht, betrachten konnte. Von diesen Formen können wir uns nur durch allmähliges Fortschreiten los machen, indem wir die niedern Stufen ganz aufgeben und die höhern immer breiter machen; so wird es endlich dahin kommen, daß jeder ehrliche Deutscher Hochgeboren ist, wo denn diese Titulaturen ein Ende nehmen. Dies eine Beispiel macht es uns anschaulich, wie der Aberwitz einer dunkeln Vorzeit, wenn auch widerstrebend und langsam, doch immer mehr zurückweichen und einem verständigern Verhältnisse Platz machen muß. — Die Befreiung vom pedantischen Zwange in der Literatur steigert sich zu einer Ungebundenheit, welche die logischen und grammatischen Regeln, so oft sie unbequem werden, als Schulfüchserei hintansetzt; mit Schärfe der Begriffsbestimmung

und Präcision des Ausdrucks wird es nicht mehr so genau genommen, wie man denn Worte, die nur Verwandtes bezeichnen, als gleichbedeutend behandelt und z. B. Vermögen und Fähigkeit, Periode und Epoche, Handbuch und Lehrbuch u. s. w. zu unterscheiden für pedantisch hält. Auch hat jede Schule eine Art Geheimsprache, die nur für ihre Jünger verständlich ist und auch von diesen öfters mißverstanden wird, indem sie den Worten eine von der hergebrachten ganz abweichende Bedeutung beilegt; die deutschen Philosophen schreiben nicht mehr wie sonst lateinisch, statt dessen aber oft undeutsch.

Der alte Kampf mit dem Vernunftwidrigen artet in einen Alles zermalmenden Skepticismus aus. Das junge Geschlecht, welches sich in solcher Weise überhebt, hält knabenhaft seine Zweifel an kirchlichen Dogmen, durch welche eine besonnene Prüfung längst hindurch gegangen ist, für eine ganz neue Weisheit, und schreibt das Verdienst derselben seiner Schule zu; es versagt dem Gemüthe, als einer niedern Kraft, allen Einfluß, und findet seine Stärke in der Verneinung, indem es, wiewohl unter dem Losungsworte der Vernunft, blos der sinnlichen Wahrheit den Preis zuerkennt; solche Afterweisheit zerreißt das poetische Gewand, nicht ohne den heiligen Leib selbst zu zerfleischen. Auf der andern Seite überschreiten auch die Gegner der Vernunft in ihrem blinden Eifer jegliches Maaß, und gehen in ihrer Frechheit so weit, die Grundwahrheiten der Religion zu verspotten, solange sie nicht in die Sinnlichkeit herabgezogen und durch wahrhaft heidnische Fictionen verunstaltet sind. Während beide Extreme sich bekämpfen und im Grunde doch einander gegenseitig fördern, begegnen sie sich in der Unsittlichkeit. Eine dem herrschenden Einflusse der Sinnlichkeit auf das geistige Wirken entsprechende Rehabilitation des Fleisches wurde von einer geistreichen Gemeinheit gepredigt, und dieser Auswuchs jugendlichen Lebens in der Sphäre der Sittlichkeit konnte in dem erhitzten Kampfe gegen Vorurtheile aller Art sogar einige Geltung gewinnen. Gegen diese Dreistigkeit contrastirt der schleichende Gang der Irrationalisten, die unter dem Scheine der Heiligkeit den Leidenschaften der

Habsucht und Herrschsucht, des Hasses und des Neides, und zum Theil in ihren Mysterien auch der Wollust fröhnen.

Eben so stehen die extremen politischen Parteien, in bittrem Hasse sich gegenseitig fördernd, einander gegenüber, indem keine derselben sich behaupten könnte, käme ihr nicht der Unverstand und die Unmöglichkeit ihres Gegensatzes zu Statten.

Lebensweisheit.

Von Weisheit ist in unsern Tagen nur selten die Rede: erinnern wir uns doch kaum, daß sie an einem unserer gefeierten Zeitgenossen besonders gerühmt würde. Die Philosophen nennen sich nicht mehr Weltweise, und lassen es sich vielleicht eher gefallen, als Weltkluge zu gelten; Jemandem aber Schulweisheit oder Naseweisheit zuzuschreiben, wird selbst für eine Beleidigung genommen. Ja, es geht so weit, daß man die Weisheit selbst als herkömmliche Titulatur jetzt verschmäht, indem die Magistrate nicht mehr wie sonst von Amtswegen wohlweise oder hochweise sein wollen. Diese auffallende Erscheinung könnte uns auf die Vermuthung führen, die Weisheit eigne sich überhaupt nicht mehr für unser Jahrhundert; es fehle gegenwärtig an Zeit sich mit ihr zu befassen, da ihre Gehülfin, die Bedächtigkeit, ein zu langsamer Gesell ist, als daß das vorwärts keichende Zeitalter sich dadurch dürfte aufhalten lassen; sie sei daher als etwas Veraltetes bei Seite geschoben und in Nichtachtung verfallen, so daß ein Schriftsteller, um modern zu sein, sie gar nicht zu seinem Gegenstande wählen dürfte.

Doch von diesem Irrthume müßten wir bald zurückkommen, da es uns nicht entgehen kann, daß, wenn man ihren Namen noch ausspricht, es nur geschieht, um die Eigenschaft eines Regenten damit zu bezeichnen. So wird sie, dürften wir hier-

aus folgern, vielleicht blos darum so selten erwähnt, weil sie als köstliches Kleinod der höchsten Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft vorbehalten bleibt, worauf der Bürger keine Ansprüche machen kann; das fürstliche Prädicat der Weisheit ist also vielleicht nur eine Redensart der Höflichkeit: denn wir Deutsche sind bekanntlich ein gar höfliches Volk, welches selbst nicht ansteht, standesgemäße Grade der Seligkeit vorauszusetzen, und die todten, oder eigentlich nur die erst vor Kurzem verstorbenen Großen der Erde hochselig oder höchstselig zu tituliren.

Indeß ist unsere Sprache nicht allein höflich; sie ist auch philosophisch, so daß ihre Zergliederung beim Philosophiren uns öfters zu Statten kommt. Wir sind daher zu der Vermuthung berechtigt, daß auch jener Sprachgebrauch auf einem innern Grunde beruht, der uns zu einem richtigen Begriffe der Weisheit überhaupt führen kann. Und um darüber Gewißheit zu erlangen, brauchen wir uns blos zu erinnern, was denn wohl den Regenten vornehmlich charakterisirt.

Es ist klar: wie der Regent vermöge seiner Stellung vor allen Andern ausgezeichnet ist einmal durch den Umfang seines Wirkungskreises als Haupt eines selbstständigen Menschenvereins, sodann durch die Macht, welche ihm gestattet ein Wohlthäter seines Volks zu werden, so kommen auch ihm selbst, um dieser eigenthümlichen Stellung zu genügen, charakteristische Eigenschaften zu.

Dahin gehört erstlich der umfassende Blick über das große Gebiet seiner Wirksamkeit: die geläuterte Ansicht von der Bestimmung und den Rechten des Menschen überhaupt, von dem Zwecke der Staatsverbindung und von dem Berufe des Staatsoberhauptes; die Totalübersicht der geistigen und materiellen Kräfte seines Volkes, und die klare Erkenntniß des Zeitalters und seiner Forderungen; die Bekanntschaft mit den Bedürfnissen und Interessen der verschiedenen Stände und Gemeinden, und die richtige Schätzung derselben.

Zweitens gehört dazu die von solcher Einsicht bestimmte Willenskraft, den organisch in einander greifenden Einrichtungen im Staate nach festen, aus dessen Zwecke abgeleiteten Princi-

pien die oberste Leitung zu geben; in steter Hinsicht auf das Gesammtwohl den Widerstreit der mannichfaltigen Ansprüche zu heben; alle Zweige der Verwaltung zu überwachen; jedem Mißbrauche anvertrauter Gewalt zu begegnen, und die Rechte des Staates gegen seine Feinde zu behaupten.

Der Verein dieser Eigenschaften ist es hauptsächlich, was als Regentenweisheit bezeichnet wird. Weisheit also, um sie, abgesehen von dem eigenthümlichen Verhältnisse des Regenten, in ihrem allgemeinen Begriffe zu fassen, kommt Demjenigen zu, der sich auf dem höchsten Standpuncte befindet, und besteht in einem Wissen, welches erstlich umfassend ist, nicht auf Einzelheiten sich beschränkt, sondern die Gesammtheit zum Gegenstande hat, also auch auf oberste Grundsätze sich stützt; und welches zweitens in einer zu wahrhaftem Wohle führenden Wirksamkeit sich bethätigt. Solches ist offenbar das rechte Wissen; es ist Wissen in höherer Potenz: es ist Weisheit. Hiernach ist es denn wohl begründet, wenn wir die höchste Weisheit in den Werken der Alles umfassenden Gottheit erkennen, und menschliche Weisheit vornehmlich auf den Höhen suchen, welche die materiellen und geistigen Kräfte eines Menschenbundes in einem Brennpuncte sammeln, um deren Wirkungen von da aus, Segen verbreitend, über die Gesammtheit zurückzustrahlen; denn nur in solch ausgebreitetem Wirkungskreise kann sie in Kraft und That sich ganz offenbaren.

Aber hat denn nicht auch der Mensch als solcher für die Sphäre des eigenen Lebens Weisheit zu erstreben? Kann er nicht im Reiche des Gedankens auch auf einen höchsten Standpunct sich erheben? Und hat er nicht auch Beziehungen zu einer Gesammtheit, die ihm ein umfassendes Wissen wünschenswerth machen? Wir sind Glieder einer Familie, eines Standes, einer Gemeinde; wir stehen hier überall in Wechselbeziehungen, wirkend und empfangend, leistend und fordernd, uns mühend und wiederum genießend. Diese Kreise schließen unsern nächsten Beruf in sich, von dessen Erfüllung die Gültigkeit unseres Werthes abhängt; aber sie sind nur Abschnitte höherer Sphären, und unabhängig von dem, was wir Andern gelten, haben wir auch einen eigenen innern

Werth; wir sind, ganz abgesehen von Dem, was wir im Aeußern schaffen und wirken, noch auf einen innern Beruf hingewiesen. Wir gehören der Menschheit, wir gehören dem Reiche des Lebendigen, wir gehören dem All des Daseins an. Der enge Gesichtskreis unsres leiblichen Auges erweitert sich da; unser geistiger Blick erkennt das Weltall, uns als Glieder desselben, und den unendlichen Geist als seinen ewigen Grund. Hier nur schließt sich ein umfassendes Wissen ab: es betrifft unsere Beziehung zum Ganzen, welches nothwendig Einzelheiten in sich schließt; es steigt zum Urquell des Seins als dem letzten Gliede der Kette auf, aber es erkennt die Nothwendigkeit der Vermittelung. Es schließt in sich die klare Erkenntniß unserer sämmtlichen Kräfte, und die Unterscheidung dessen, was die Natur für uns gethan hat, was uns angeboren oder durch Erziehung und weitere Lebensverhältnisse uns zu eigen geworden ist, von dem, was wir mit bewußtem Willen uns wirklich erworben haben; Dessen, wozu Neigung und Talent uns führen, von dem, was die auf freies Urtheil gestützte, selbsteigene Kraft leistet. Indem es uns von aller Einseitigkeit entbindet, macht es, daß wir Jegliches nicht in seiner Einzelheit allein, sondern zugleich in seinem Zusammenhange mit allem Uebrigem betrachten; daß wir keine der uns inwohnenden Kräfte vernachlässigen, noch auch allein üben, sondern alle in die ihrer Bedeutung angemessene, harmonische Wirksamkeit setzen; daß wir unsern engen Berufskreis und unser sinnliches Dasein nicht für werthlos achten, aber auch unseres höhern Standpunctes uns dabei immer bewußt sind; daß wir unsern Blick nicht ausschließlich auf die Erde, aber auch eben so wenig ausschließlich gen Himmel richten, sondern stets das Zeitliche und Oertliche in seiner Verbindung mit dem Ewigen und Unendlichen vor Augen haben.

Solches Wissen nun, welches die Stellung des Menschen zur Welt, das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen, und dadurch das wahre Wesen der Individualität erfaßt, kann nicht anders als erfolgreich sein. Für besondere Stellungen und für äußere Zwecke mag es freilich keine eigenthümliche Nützlichkeit beweisen; aber für den innern Menschen muß es wohl-

thätig sein, indem es ihm ein fester Stützpunct im Leben wird, bei allem Wechsel des Aeußern. Und somit wird es denn auch mit Recht als Lebensweisheit bezeichnet.

Wie die Lebensweisheit in einem umfassenden Wissen besteht, so muß sie auch das ganze Wesen Dessen, der sie sich angeeignet hat, durchdringen, im Gefühle wie in der Erkenntniß walten, und das Handeln wie das Urtheil leiten. Denn die Betrachtung der Dinge in ihrem wahrhaften Zusammenhange führt zu Ergebnissen, welche auch dem Gemüthe Befriedigung gewähren. Eine einzelne isolirte Wahrheit ist nur ein Bruchstück des wirklich Wahren, und kann beunruhigen, indem sie uns aus einer angenehmen Täuschung reißt und einer Stütze beraubt, auf die wir in blindem Vertrauen uns verlassen hatten; die Wahrheit an sich aber ist eines mit dem Guten, denn sie ist göttlicher Natur, und wenn sie in ihrem ganzen Umfange aufgefaßt wird, so bringt sie nur Heil. Indem also die Lebensweisheit die wahrhafte Bedeutung des Sinnlichen und seine Abstammung aus dem Uebersinnlichen erschaut, den Werth der Einzelheiten und ihre im Geiste des Ganzen enthaltene Begründung erkennt, die Beziehung unserer Individualität zum Unendlichen und unseres zeitlichen Erscheinens zum ewigen Sein im klaren Bewußtsein auffaßt, wird sie nothwendig die Widersprüche heben und die gegen einander streitenden Anforderungen ausgleichen, welche überall sich geltend machen, so lange wir nicht mit den Gegensätzen zugleich ihre höhere Einheit vor Augen haben. Auf diesen Standpunct uns stellend, muß sie innern Frieden schenken und uns Einigkeit mit uns selbst, so wie mit der uns umgebenden Welt schaffen. Wie sie in Allem Maaß lehrt, so wird sie unfehlbar uns gegen Uebermuth und Kleinmuth, gegen Ueberschätzung und gegen Herabsetzung unsres Werthes verwahren; denn sie zeigt uns ja unsre Persönlichkeit in ihrem organischen Zusammenhange mit dem Weltganzen, in ihrem Selbstwerthe und in ihrer Abhängigkeit. Sie wird unser Handeln stimmen, daß wir weder in träger Ruhe dem Zuge des Schicksals uns überlassen, noch auch keck und trotzig durch unsern Willen Alles auszurichten

vermeinen, sondern, die Aufgabe unserer Individualität erkennend und unser Ziel mit Thatkraft verfolgend, zugleich der höhern Ordnung, die über uns, als den Gliedern eines organischen Ganzen, waltet, in Demuth uns fügen. Durch sie dürfen wir den nöthigen Gleichmuth zu gewinnen hoffen, daß wir, für Schmerz wie für Lust empfänglich, weder bei dieser uns überheben, noch von jenem uns völlig beugen lassen, vielmehr eine heitere und klare Gemüthsstimmung immer bewahren. Sie wird der Hoffnung ihre leidenschaftliche Hitze, und der Sorge ihren Stachel nehmen, indem sie dem Vergänglichen das Unwandelbare gegenüber stellt; sie wird uns mit Fassung die äußersten Fälle des Glückes wie des Unglückes als möglich denken lassen, denn sie zeigt uns Beides von allem Scheine entkleidet, in seiner wahren Gestalt, und ruft dagegen das siegende Bewußtsein eines Höhern und Unvergänglichen in unserem eigenen Ich hervor.

So, innerlich kräftigend und festigend, unterscheidet sie sich von der Lebensklugheit, welche einen uns befriedigenden äußern Zustand herbeiführt, indem sie, auf eine treffende Beurtheilung der besondern Verhältnisse gestützt, zu Erreichung ihres Zweckes die geeignetsten Mittel anzuwenden versteht. Beide sind unabhängig von einander und stehen nicht selten sogar in umgekehrtem Verhältnisse.

Während aber die Klugheit durch ihren äußern Erfolg in die Augen fällt, und, sei es nun als Dank oder Beifall oder Achtung erndend, oder auch als Mißtrauen einflößend und zur Behutsamkeit auffordernd, sich überall geltend macht, giebt sich die Lebensweisheit wesentlich nicht so zu erkennen, und läßt fremde Interessen unberührt, bezieht sich vielmehr zunächst lediglich auf ihren Inhaber. Sie ist ein Privatschatz, der im innern Leben gesammelt und verwendet wird, mithin auch nur innere Zinsen trägt. Und sie drängt sich nicht hervor, und macht keine Ansprüche auf Anerkennung der Welt, da dies nur unweise sein würde; so achten wir auch wenig darauf, ob ein Anderer sie sich angeeignet hat oder nicht, denn das ist nur seine eigene Sache, und hat an und für sich keinen Einfluß

auf uns. Daher kommt es nun auch, daß man so selten von ihr spricht, und daß Der, welcher sie wirklich besitzt, nicht als ein Weiser gerühmt wird. Durchaus der Individualität anheim fallend, steht sie der Regentenweisheit, die in ihrem ganzen Wesen der Oeffentlichkeit zugewendet ist, gerade gegenüber. Sie ist aber ein so geheimer Schatz, daß man bei einer gewissen Gleichförmigkeit des Geschickes in ihrem Besitze sein kann, ohne sich dessen bewußt zu sein, oder irriger Weise sie zu besitzen glauben kann, bis der Eintritt eines ungewöhnlichen Verhältnisses vom Gegentheile belehrt.

So wird sie denn nur von Solchen erstrebt, die von den Gewährungen der Außenwelt sich nicht völlig befriedigt fühlen, sondern auch auf den Zustand ihres eigentlichen Ichs Werth legen. Sie kann aber auf verschiednen Wegen erworben werden, so wie eine mathematische Aufgabe mehrere Methoden ihrer Lösung zuläßt. Denn bei aller Verschiedenheit der individuellen Anlagen und Standpuncte will die allgemeinste Wahrheit Keinem unerreichbar bleiben. Wie aber das Leben nur durch Selbstthätigkeit und der Leib nur durch Bildung der eigenen Substanz sich erhält, so gehört es auch zum Charakter der Lebensweisheit, daß sie Niemand vom Andern erlernen, sondern sie nur durch eigene Kraft erlangen kann. Ihre Grundsätze nämlich sind so einfach, daß sie Jeder selbst einsieht, aber mit der Einsicht ist noch nichts ausgerichtet, so lange sie noch nicht in das Blut geht: sie muß den ganzen Menschen durchdringen und in all seinem Fühlen und Wollen sich bethätigen.

Zunächst ist es klar, daß Gelehrsamkeit nicht wesentlich dazu erfordert wird. Diese nämlich besteht im Besitze vieler Kenntnisse, der darum noch kein umfassendes, die Dinge in ihrem innern Zusammenhange und nach ihrem wesentlichen Grunde erkennendes Wissen zu sein braucht. Wie uns tausende von Menschen nach ihrem Aussehen und Verhalten, Namen und Stande bekannt sein können, ohne daß wir darum den Menschen selbst kennen, so bleibt alle Kenntniß nur an der Oberfläche der Erscheinungen, und wird kein wahres Wissen, so lange wir eine große Menge vereinzelter Thatsachen inne haben, ohne zu

dem geistigen Bande, welches sie verknüpft, eingedrungen zu sein. Ja, unsere Muttersprache will das, was gemeiniglich Gelehrsamkeit heißt, gar nicht für ein wirkliches Innehaben gelten lassen, indem sie die Aufbewahrung einer Reihe erlernter Einzelheiten im Gedächtnisse ein „auswendiges Wissen" nennt.

Dennoch ist mit einem tiefern Eindringen des denkenden Geistes in das Wesen der Dinge für sich allein auch noch keine Lebensweisheit nothwendig gegeben. Denn diese schließt in ihrem Begriffe einen gleichmäßigen Antheil aller Seelenkräfte am Wissen, so wie auch die Eintracht des Wissens mit dem ganzen Individuum und dessen Leben in sich. Nun kann man aber selbst auf der größten Höhe der speculirenden Vernunft noch der Einseitigkeit unterliegen, sowohl wenn man lediglich den Abstractionen des Denkens sich dahin giebt, ohne der nicht minder wesentlichen Gemüthskraft ihr Recht angedeihen zu lassen, als auch wenn man die Forschung als ein besonderes Geschäft behandelt, und im Leben lediglich von Motiven der gemeinen Klugheit, nicht aber von den aus ächter Weltanschauung fließenden Principien sich bestimmen läßt.

„Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang." Dieser so wahre Ausspruch leitet uns auf den rechten Weg. Ohne die Beziehung alles Endlichen auf das Unendliche, ohne wahrhafte Religiosität ermangelt unser Dasein seines vollen Gehaltes, seiner sichern Stütze, und ist keine Lebensweisheit möglich. Aber die Furcht Gottes ist noch nicht die Weisheit selbst, sondern nur ihr Anfang, ihre Hauptsache, ihre alleinige Grundlage. Denn die Religion ist ihrem Ursprunge und Wesen nach ein unmittelbares Innewerden des Göttlichen, nicht erst durch Nachdenken erlangt, sondern von einer innern Stimme gegeben und auf Gefühlen beruhend, die, uns ursprünglich inwohnend, durch äußere Wahrnehmungen nur geweckt oder angeregt, und durch den Zutritt des Denkens nur zu Anschauungen ausgebildet werden. Die Weisheit aber ist ein klares, selbsterrungenes Wissen, welches auch Kenntniß der Erscheinungswelt, Würdigung ihres Gehaltes und Einsicht in ihre Verhältnisse in sich schließt. Das Gefühl ist der Keim der Erkenntniß und ihr Kern, der

aber seine lebendige Entfaltung nur von der freien Erforschung der Außenwelt erwartet, und ohne solch beleuchtendes Denken verkümmert und vermodert; was die Stimme unseres Innersten blos im Allgemeinen verkündet, das muß der Verstand durch die äußern Thatsachen erläuternd und auslegend bestätigen.

Zur Lebensweisheit werden wir also gelangen können, wenn wir uns der Vereinigung eines sinnlichen und eines geistigen Princips in unsrem Wesen deutlich bewußt bleiben, und die Nothwendigkeit eines den beiderseitigen Ansprüchen angemessenen Gebrauches unserer niedern und höhern Kräfte anerkennen; wenn wir demnach uns vorsetzen, bei aufmerksamer Beachtung der Einzelheiten auch die Beziehung zum Ganzen vor Augen zu haben; wenn wir uns bestreben, die Erscheinungen in aller Eigenthümlichkeit ihrer Formen scharf aufzufassen, und dabei durch das sinnliche Gewand hindurch den geistigen Grund zu erkennen; wenn wir den Willen haben, uns von der Gewalt des Scheines zu befreien, und im Wesentlichen, im Reiche des Unwandelbaren und Ewigen unser wahrhaftes Sein, unsere Heimath und unser Glück zu finden; wenn es uns, mit einem Worte, Ernst ist, zu einer geläuterten Weltanschauung zu gelangen.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß die Natur das, was uns nöthig ist, uns auch um so zugänglicher macht, je dringender wir seiner bedürfen. So kommt, um dies im Materiellen nachzuweisen, das Kochsalz als einer der Stoffe, die zu Erhaltung unseres Körpers in denselben eingeführt werden müssen, häufiger als jedes andre Salz in der Natur vor, bietet sich aber in seiner Reinheit und in Masse nicht ungesucht dar, da die geringe Menge davon, welche in den meisten Nahrungsmitteln schon enthalten ist, zu Erhaltung des Lebens allenfalls hinreicht; die als Nahrung dienende organische Substanz ist uns nicht nur ungleich nöthiger, sondern bietet sich auch um Vieles reichlicher an der Oberfläche des Erdbodens uns dar, und zwar so, daß gerade die nahrungsreichsten Pflanzen und die nutzbarsten Thiere theils besonders häufig, theils vorzugsweise verbreitsam sind; während aber der Mensch

den Mangel der organischen Nahrung etwa einige Wochen lang aushält, kann er ohne alles Wasser nur wenige Tage bestehen, und dafür findet sich dieses auch in noch größern Massen vor, so daß es Gemeingut bleibt; die atmosphärische Luft endlich, die wir nicht Minuten lang entbehren können, ist überall vorhanden, und tritt selbst ungesucht in unsere Organe. — Auf gleiche Weise ist nun auch im Seelenleben dem Menschen dasjenige am zugänglichsten, was ihm das Wichtigste ist. Nicht Jedem ist es gegeben, die Idee in ihrer Reinheit zu erfassen, und in der That bedarf er dessen auch nicht zu seiner Wohlfart; die Erlangung der Lebensweisheit, als eines Grundsteines zu eigentlich menschlichem Glücke, ist nicht ein Vorrecht auserwählter Geister, sondern jedem gesunden Sinne möglich. Schon ein natürlicher Zug, als Andeutung unseres Berufes, führt uns zu einem darauf ausgehenden Streben. Der schlichte Verstand erkennt ohne näheres Studium in der Bewegung der Gestirne, im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, im gegenseitigen Verhalten der Körper, und in den gemeinsten Erscheinungen der Pflanzen- und Thierwelt ein ewiges Gesetz, eine Richtung auf bestimmte Zwecke, eine unsrer geistigen Thätigkeit verwandte Wirksamkeit. Und indem er mit der Ueberzeugung, von dieser geistigen Weltkraft entsprossen zu sein, auf die Verhältnisse des Lebens blickt, erkennt er, daß im Geschicke des Menschen, in Geburt und Tod solch höhere Macht ebenfalls waltet; wo er aber die wahre Bedeutung nicht zu finden vermag, da vertraut er der Ahnung, daß auch hier eine Harmonie der Kräfte, ein Einklang dessen, was sich begiebt, mit dem, was der Geist fordert, zum Grunde liegt.

Allein diesem uns ursprünglich und wesentlich inwohnenden Verlangen nach einem das Ganze umfassenden Gesichtspuncte steht die verlockende Gewalt der Einzelheiten feindlich entgegen. Die der menschlichen Natur überhaupt zukommenden Eigenschaften sind uns als Individuen in ungleichem Maaße zugetheilt: in dem Einen ist die Empfänglichkeit für das Einzelne, den Sinnen als Wirkliches Erscheinende überwiegend, während der Andere mehr Anlage und Neigung hat, sich dem

Allgemeinen, Ganzen, in der Idee zu Fassenden zuzuwenden. Auch haben wir es überall mit Einzelheiten zu thun; die Lebensverhältnisse, die Wirkungskreise, in denen wir stehen, geben unserer Thätigkeit immer besondere Richtungen, und beschäftigen vornehmlich einzelne unserer Kräfte. Je mehr man nun durch ein vorragendes Talent sich auszeichnet, je tiefer man in ein bestimmtes Feld des Wissens eindringt, je tüchtiger man in seinem speciellen Berufe ist, je erfolgreicher die Bemühungen in einer eigenen Sphäre sind, um so leichter kann man versucht werden, solche Besonderheit zu überschätzen, sein ganzes Dasein darin zu finden, seinen Werth allein auf das, was man leistet, zu setzen, sein ganzes Glück hier zu suchen, und dem gemäß die Welt von einem schiefen Gesichtspuncte aus zu betrachten. Wohl bedürfen wir daher eines Schutzes gegen die Zersplitterung unserer Kräfte, welche zu Einseitigkeit und Engherzigkeit führt, die Bürde der Beschränktheit auf uns ladet, und den wahrhaft menschlichen Charakter in unserer Persönlichkeit verkümmert.

Solchen Schutz gewährt uns die Naturwissenschaft. Denn wenn schon die gemeinen Erfahrungen über die unwandelbare Ordnung der Dinge, wenn die Kenntnisse der Natur, die wir nebenbei während unserer durch die Verhältnisse zur bürgerlichen Gesellschaft bestimmten Geschäfte einsammeln, wenn sie, die selbst ohne unsern Willen sich uns aufdringen, bei einem natürlichen Verstande und einem unbefangenen, der höhern Wahrheit zugänglichen Gemüthe hinreichen können uns zur Lebensweisheit zu führen, so wird diese durch eine nähere Bekanntschaft mit der Natur auch eine festere Begründung gewinnen.

Hierzu reicht freilich die bloße Kenntniß der Erscheinungen nach ihrer Außenseite, und verbreite sie sich auch über eine noch so große Zahl von Dingen, durchaus nicht hin. Denn solange wir die Gestirne, die Mineralien, Pflanzen und Thiere blos nach der Eigenthümlichkeit ihres Aussehens und nach den Namen, die man ihnen beigelegt hat, kennen gelernt haben, und sie, wo sie uns vorkommen, wieder zu erkennen, von allen

übrigen zu unterscheiden und zu benennen vermögen, so wissen wir zwar etwas, aber äußerst wenig, nur die einzelnen Buchstaben einer Schrift, die wir noch nicht lesen können.

Einen Schritt weiter führt uns die nähere Kenntniß der Körper nach ihren einzelnen Eigenschaften, nach ihrem Gefüge und innrem Baue, nach ihren Bestandtheilen und Thätigkeiten, nach den Veränderungen, welche sie unter gewissen Bedingungen hervorbringen oder erfahren. Wir stehen hier auf der Stufe des Schülers, der die Worte einer ihm fremden Sprache liest.

Zum Verstehen bringen wir es, wenn wir den Zusammenhang der Erscheinungen unter einander kennen lernen. Zuvörderst bildet sich hier die Einsicht in die zunächst liegende Ursache, welche das Einzelne aus einem Allgemeinen zu erklären weiß. Was aber den nächsten Grund einer Erscheinung abgiebt, beruht wieder auf einem höhern, dieser auf einem noch höhern, d. h. allgemeinern Grunde, und so die Kettenreihe verfolgend gelangen wir denn zu einer Ansicht von allgemeinsten Ursachen, die wir als bloße Thatsachen anzuerkennen haben, ohne sie von anderweitigen Ursachen ableiten zu können. Mit der Aufstellung solcher obersten Gesetze, welche den letzten Erklärungsgrund eines bestimmten Kreises von Erscheinungen enthalten, gewinnen die Naturkenntnisse einen wissenschaftlichen Charakter. Nun giebt es aber ganz verschiedne Arten von Erscheinungen, deren jede ihre eigenen Gesetze hat; mithin bilden sich auch mehrere Naturwissenschaften, und dies muß um so mehr der Fall sein, da die Natur ein tief eingehendes Studium verlangt, und es daher der ungetheilten Kraft des Forschers bedarf, um nur in einem einzelnen Gebiete derselben weit genug einzudringen.

Offenbar haben wir auch auf dieser Stufe unser eigentliches Ziel noch nicht erreicht, und die volle Befriedigung, die wir suchen, nicht gefunden. Nur indem wir das Ineinandergreifen der mannichfaltigen Naturerscheinungen zur Anschauung bringen, lernen wir die Natur wirklich kennen. Alle Einzelheiten sind nur Bruchstücke. Wir streben nach Einheit in unserem Wissen, und verlangen nach einer Naturwissenschaft, nicht

nach mehrern; die Kenntniß der an sich isolirt stehenden Gesetze der Bewegung, der Mischung, der Gestaltung u. s. w. genügt uns nicht, vielmehr fordern wir die Erkenntniß des gemeinsamen Bandes, welches sie verknüpft. Denn da Alles, was ist, nur auf Einem unendlichen Grunde beruhen und unter demselben obersten Gesetze stehen kann, so ist auch das wahrhafte Wissen eben sowohl wie sein Gegenstand, das Sein, überall nur ein Einiges. Physik und Metaphysik, Naturgeschichte und Moral u. s. w. sind Zweige desselben Stammes, die in ihrer Besonderheit blos deshalb Gültigkeit für uns haben, weil das Kennenlernen nur durch Auffassen der Einzelheiten möglich ist, und die Verschiedenheit der Erscheinungsformen auch eigene Betrachtungsweisen fordert. Im Grunde sind diese einzelnen Disciplinen nur die verschiednen Lectionen in der Vorschule des wahren Wissens, mögen sie auch bis zur ersten Classe sich durchgebildet haben. Es gilt von ihnen dasselbe wie von den Persönlichkeiten. Diese beurtheilen wir nämlich in Hinsicht auf ihre Intelligenz nach einem doppelten Maaßstabe: einmal nach dem Maaße ihrer Leistungen in dem Fache, welches ihren Beruf enthält; und sodann nach dem Umfange ihres Gesichtskreises. Mag nun jene Leistung noch so ausgezeichnet sein, so werden wir an Dem, der einzig in seiner engen Sphäre heimisch ist, immer noch etwas vermissen, und unbedingt Demjenigen den Preis zuerkennen, der bei gleicher Gediegenheit in seinem Wirkungskreise zugleich eine universelle Bildung erlangt hat. In ähnlicher Weise stehen die Disciplinen auf ihren niedern Bildungsstufen noch isolirt, und müssen so stehen, um ihren Gegenstand unbefangen in allen seinen Einzelheiten zur Anschauung bringen zu können; aber je weiter sie in ihrer Entwickelung vorschreiten, um so deutlicher tritt ihr Zusammenhang mit dem Ganzen des Wissens hervor, um so mehr gewinnen sie eben durch den Geist des Ganzen an eigentlich wissenschaftlicher Bedeutung.

Der gemeinsame Stamm nun, der sich in alle die verschiednen Disciplinen verzweigt und ihnen allein wahrhaftes Leben und Gedeihen verleiht, ist die Philosophie: ein vernunft-

gemäßes Denken, welches zusammenhängend und folgerecht auf ein deutliches Wissen von dem Wesen und dem innern Zusammenhange der Dinge ausgeht.

Es giebt aber zwei Arten des Philosophirens: eine wissenschaftliche und eine empirische. Die wissenschaftliche oder eigentliche Philosophie, die wegen der Besonderheit der von ihr befolgten Methode auch Schulphilosophie genannt wird, leitet als Naturphilosophie aus den obersten Thatsachen des Vernunftbewußtseins durch reines, von aller Erfahrung unabhängiges Denken die in sich nothwendigen Ideen des Daseins und seiner mannichfaltigen Formen ab. Das empirische Philosophiren hingegen, wohl auch Popularphilosophie genannt, sammelt die auf allen Gebieten der Erfahrung gewonnenen Resultate in einem Brennpuncte. Diesen Brennpunct bezeichnen wir als Weltanschauung. Der Begriff einer Anschauung schließt nämlich zweierlei in sich: sie besteht erstlich in einer Betrachtung der Erscheinungen, wie sie sich uns darstellen, so daß wir nichts von unsern Vorstellungen hinein tragen, sondern eine reine Ansicht des Gegenstandes, wie er gegeben ist, gewinnen; und zweitens ist sie ein Auffassen der Erscheinungen in ihrem Zusammenhange, welches zu einer Einsicht in das Wesen führt.

Der hohe Werth der wissenschaftlichen Philosophie liegt zu Tage: ihre Aufgabe ist ja, alle Erkenntniß fester zu begründen, und durch Aufstellung höchster, aus der Vernunft unmittelbar geschöpfter Principien zu einem wahrhaften Wissen von dem Grunde und allgemeinen Zusammenhange der Dinge zu gelangen; ihre Methode gewährt der Denkkraft Uebung, Gewandtheit und Stärkung, und wo sie ihrer Aufgabe, ihrer Quellen und ihrer Mittel immer eingedenk bleibt, wird auf ihrem Stamme auch die Frucht der Lebensweisheit reifen. Indeß müssen wir neben ihr auch die Rechte des im Bewußtsein seiner Kräfte und im Vertrauen darauf philosophirenden Geistes anerkennen. Nicht Jeder von uns vermag sich auf jene Höhe des reinen, von aller Erfahrung sich lossagenden Denkens zu erheben oder ohne Schwindel zu behaupten; aber die Erkenntniß der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit ist nicht den der philo-

sophischen Speculation mächtigen Geistern ausschließend möglich, noch das Eigenthum einer besondern Schule, sondern Gemeingut; sie ist nicht einzig und allein aus dem Schachte einer tiefsinnigen Metaphysik zu ziehen, sondern auch bei einer unbefangenen Betrachtung der Welt zu gewinnen. Ueberhaupt kommt es ja der Wissenschaft oft zu, nur fester zu begründen, was dem gesunden Verstande gar nicht zweifelhaft gewesen war: als z. B. die Astronomen bewiesen, daß die Firsterne nicht unbeweglich fest stehen, bestätigten sie nur, was man nach allgemeinen Begriffen längst als gewiß angenommen hatte. Ja die Wissenschaft kann selbst über an sich klare Verhältnisse den nähern Aufschluß schuldig bleiben: Jedermann weiß, daß Parallellinien solche sind, die immer gleich weit von einander entfernt bleiben, aber die Mathematik kann keine genügende Theorie davon geben. Allerdings ist der gesunde Verstand nicht das Höchste, aber oftmals ausreichend; das hingegen, was mit ihm im Widerspruche steht, ist gewiß nicht Wahrheit.

Die Philosophie als Wissenschaft beruht auf einer eignen Kunstfertigkeit des Denkens; ihr kommt es weniger auf das Ziel als auf den Gang der Untersuchung, auf die Methode, an. Ihre Endresultate zu wissen und davon überzeugt zu sein macht noch nicht zum Philosophen; und man kann zu ihnen gelangen, ohne auf dem kunstgerechten Wege der Schulphilosophie sich zu ihnen durchgearbeitet zu haben; der denkende Geist kann dies Ziel erreichen, indem er die ihm ursprünglich vorgezeichnete Bahn verfolgt, und von den Kräften, deren Besitz ihm sein Bewußtsein zusichert, Gebrauch macht, ohne sie einer tiefsinnigen Analyse unterworfen zu haben. Wenn die Schulphilosophie auf die so gewonnene Weltanschauung verächtlich herabblickt, so macht sie sich eines sehr unweisen Hochmuthes schuldig: denn sie mag doch irgend ein wesentliches Resultat ihrer Speculation uns nennen, welches die gesunde Vernunft auf ihrer schlichten Bahn nicht bereits gefunden hätte! Und wenn sie das empirische Philosophiren „naturwüchsig" nennt, spricht sie damit nur aus, daß die gesunde Vernunft ihrer Natur getreu, vermöge ihrer ursprünglichen Kraft, den ewigen

Gesetzen gemäß, im Einklange mit ihrem Urquelle wirkt, während das Gegentheil davon nur eine Künstlichkeit, ein Abfall von der ewigen Vernunft sein würde. Denn die Natur ist unsrem Begriffe nach die Wirklichkeit als gesetzmäßiges Ganzes und Schaffendes, das Offenbarwerden des unendlichen Geistes; ihr steht demnach das Wirken des Geistes, nur insofern er individuell, mithin beschränkt ist, gegenüber.

Und kann die wissenschaftliche Philosophie nicht auch in Einseitigkeit verfallen? Sie will durch das Wissen vom Sein unseres Ichs zum Wissen vom Sein überhaupt vordringen. Dies setzt ein vollständiges Auffassen alles dessen, was im Bewußtsein enthalten ist, voraus. Hier aber erkennen wir uns nicht allein als denkende, sondern auch als fühlende Wesen. Das Gefühl sagt uns in Bezug auf äußre Verhältnisse, was recht und was schön ist; dann erst tritt der denkende Geist hinzu, um diese unmittelbare Offenbarung zu deuten, und die zum Grunde liegende Idee des Rechts und der Schönheit in bestimmter Gestaltung zu entwickeln und in Klarheit aufzufassen. Eben so weiset uns das Gefühl ursprünglich auf einen geistigen Gehalt des Weltganzen hin, und überläßt es hierauf der Denkkraft, durch Schlüsse zu gleicher Erkenntniß vorzudringen. Und hat nicht die Sehnsucht, der Schmerz, die selige Befriedigung des Gemüths wesentlichen Antheil an unserem Sein, ohne von Verstandesoperationen auszugehen? Sind sie nicht Wegweiser unseres Denkens und Lebens? Die Liebe, die auf keine Reflexion sich gründet, sondern wie ein Wunder über uns kommt, giebt sie nicht der Seele freiere Schwingen? Gewiß, das Gefühl ist der vom Urquelle des Seins unmittelbar ausgehende Kern unseres Ichs, die wahre Lebenswärme, von deren Hauche die kalte Geisteskraft erst ihre Befruchtung erwartet. Wie wir nun einen äußern Gegenstand mit einem einzelnen Sinne zu untersuchen und bisweilen auch ziemlich befriedigend zu erkennen vermögen, eine vollständige Kenntniß der Außendinge aber nur durch den Gebrauch sämmtlicher Sinne erlangen, so kann allerdings auch in der philosophischen Erkenntniß die für sich stehenden Denkkraft Großes leisten, jedoch nur im Bunde

mit dem Gemüthe den Standpunct zu einer befriedigenden Ansicht der Welt erreichen. Uebrigens kann auch die Form der Speculation zur Täuschung gemißbraucht, und das Vernunftwidrige unter dialektischer Verbrämung als tiefere Weisheit vorgetragen werden: mit dem neuen Lichte in der Philosophie ist es dann, wie mit dem Neulichte des Mondes, welches eben Dunkelheit ist.

Verzeichniß der angeführten Schriften.

Nr. 1. Der Taubstumme im uncultivirten Zustande, nebst Blicken in das Leben merkwürdiger Taubstummen von dem Taubstummen Otto Fr. Kruse. (Bremen 1832.) S. 173. 178.

Nr. 2. Belisar oder über Blinde und Blinden-Anstalten von Aug. Zeune. (Sechste Auflage. Berlin 1843.) S. 13.

Nr. 3. Ueber die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Einrichtung und Verwaltung von Blinden-Unterrichts-Erziehungs-Instituten. Von W. Lachmann. (Braunschweig 1843.) S. 96—103.

Nr. 4. Ueber die Taubstummen und ihre Bildung in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht; von Ed. Schmalz. (Dresden 1838.) S. 5.

Nr. 5. Le sourd-muet et l'aveugle, par l'Abbé C. Carton. (Bruges 1837—1839. II Tomes.) Tomes II. p. 21.

Nr. 6. Coup d'oeil d'un aveugle sur les sourds-muets; par Alex. Rodenbach. (Bruxelles 1829.) p. 102 sq.

Nr. 7. Le sourd-muet. Tome I. p. 231.

Nr. 8. Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Von C. G. Carus. (Stuttgard 1841.) S. 18.

Nr. 9. Die Blinden- und Taubstummen-Anstalt zu Zürich. Von Heinr. v. Orelli. (Zürich 1835.)

Nr. 10. Schmalz a. a. O. S. 176.

Nr. 11. Anna ou l'aveugle sourde-muette et l'institut des sourds-muets de Bruges, par l'Abbé C. Carton. (Gand 1843.) p. 3 sq.

Nr. 12. Hibbert in the Edinburgh philosophical journal. Vol. I. (1819.) p. 171—176.

Nr. 13. History of James Mitchell, a boy born blind and deaf. By Jam. Wardrop. (London 1813.) p. 44—51.

Nr. 14. Anna. p. 16—29.

Nr. 15. Versuch über den leiblichen, sittlichen und geistigen Zustand der Blindgeborenen, von P. A. Dufau. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen bereichert von J. G. Knie. (Berlin 1839.) S. 53.

Nr. 16. Rodenbach a. a. O. p. 104 sq.

Nr. 17. Fowler in Froriep's neuen Notizen. Bd. XIX. S. 314.

Nr. 18. Wardrop a. a. O.

Nr. 19. Gordon's erster Aufsatz in Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. VII. (1814.) p. 21—76.

Nr. 20. Stewart ebendaselbst p. 1—20.

Nr. 21. Gordon's zweiter Aufsatz ebendaselbst Vol. VIII. (1817.) p. 130—138.

Nr. 22. Rodenbach a. a. O. p. 105—115.

Nr. 23. Anna. p. 5—15.

Nr. 24. Stewart a. a. O. p. 18.

Nr. 25. Wardrop a. a. O. p. 2. Gordon's erster Aufsatz. p. 76. Stewart a. a. O. p. 17.

Nr. 26. Gordon's erster Aufsatz. p. 21.

Nr. 27. Wardrop a. a. O. p. 19.

Nr. 28. Ebendaselbst p. 16 sq.

Nr. 29. Ebendaselbst p. 27—34.

Nr. 30. Gordon's erster Aufsatz. p. 25.

Nr. 31. Ebendaselbst p. 63 sqq.

Nr. 32. Tenth annual report of the trustees of the Perkins-Institution and Massachusetts asylum for the blind to the corporation. (Boston 1842). Von Dr. S. G. Howe. p. 29—45.

Nr. 33. Julius in der Zeitschrift für die gesammte Medicin, herausgegeben von Fricke und Oppenheim. Bd. XIII. (1840.) S. 1—8.

Nr. 34. Combe in Froriep's neuen Notizen. Bd. XXI. (1842.) S. 273—281.

Nr. 35. Amerikanische Reisebemerkungen, geschrieben für Jedermann. Von Karl Dickens (Boz). Aus dem Englischen. (Stuttgard 1843.) S. 49—64.

Nr. 36. Julius a. a. O. S. 1 fgg.
Nr. 37. Ebendaselbst S. 7 fg.
Nr. 38. Dickens a. a. O. S. 49 fg.
Nr. 39. Howe a. a. O. p. 33.
Nr. 40. Ebendaselbst p. 36.
Nr. 41. Ebend. p. 45—50.
Nr. 42. Ebend. p. 50—57.
Nr. 43. Anna. p. 35.
Nr. 44. Julius a. a. O. S. 1.
Nr. 45. Howe a. a. O. p. 58 sqq.
Nr. 46. Anna. p. 63. 79.
Nr. 47. Magazin für Literatur des Auslandes 1843. Nr. 8.
Nr. 48. Wardrop a. a. O. p. 3 sq. Gordon's erster Aufsatz. p. 22.
Nr. 49. Blicke auf die Taubstummenbildung, von K. Gl. Reich. (Zweite Auflage. Leipzig 1828.) S. 89 fg.
Nr. 50. Wardrop a. a. O. p. 6—9. Stewart a. a. O. p. 16. Gordon's erster Aufsatz. p. 23. 58. 61. 66.
Nr. 51. Ebend. p. 68.
Nr. 52. Wardrop a. a. O. p. 20.
Nr. 53. Anna. p. 20.
Nr. 54. Ebend. p. 94.
Nr. 55. Ebend. p. 74.
Nr. 56. Combe a. a. O. S. 277.
Nr. 57. Julius a. a. S. 7.
Nr. 58. Reich a. a. O. S. 89.
Nr. 59. Dufau a. a. O. S. 89.
Nr. 60. Ebend. S. 87.
Nr. 61. Lusardi in Froriep's Notizen. Bd. XXIX. S. 49.
Nr. 62. Kruse a. a. O. S. 48.
Nr. 63. Renzi in Froriep's Notizen. Bd. XXII. S. 326.
Nr. 64. Dufau a. a. O. S. 72.
Nr. 65. Ebend. S. 21.
Nr. 66. Anna. p. 84.
Nr. 67. Howe a. a. O. p. 33.
Nr. 68. Wardrop a. a. O. p. 14.
Nr. 69. Anna. p. 84.
Nr. 70. Ebend. p. 18 sq. 24.
Nr. 71. Dufau a. a. O. S. 91.
Nr. 72. Wardrop a. a. O. p. 10 sqq. Stewart a. a. O. p. 16. 18. Gordon's erster Aufsatz. p. 67.

Nr. 73. Julius a. a. O. S. 2 fg. Combe a. a. O. S. 279.
Nr. 74. Ebend. S. 275.
Nr. 75. Howe a. a. O. p. 33.
Nr. 76. Lusardi a. a. O.
Nr. 77. Gordon's erster Aufsatz. p. 59. Rodenbach a. a. O. p. 107.
Nr. 78. Howe a. a. O. p. 34.
Nr. 79. Ebend. p. 46.
Nr. 80. Ebend. p. 35.
Nr. 81. Ebend. p. 34.
Nr. 82. Gordon's erster Aufsatz. p. 27. 60. 68. 75. zweiter Aufsatz. p. 131.
Nr. 83. Wardrop a. a. O. p. 19. Stewart a. a. O. p. 18. Gordon's erster Aufsatz. p. 22 sq. 66 sq.
Nr. 84. Combe a. a. O. S. 280.
Nr. 85. Howe a. a. O. p. 33.
Nr. 86. Fowler a. a. O.
Nr. 87. Anna. p. 18.
Nr. 88. Hibbert a. a. O. p. 173.
Nr. 89. Wardrop a. a. O. p. 21 sq. Stewart a. a. p. 18. Gordon's erster Aufsatz. p. 27. 60.
Nr. 90. Anna. p. 19.
Nr. 91. Handbuch der Physiologie von F. Magendie. Uebersetzt mit Zusätzen von C. F. Heusinger. (Eisenach 1834.) Bd. I. S. 300.
Nr. 92. Wardrop a. a. O. p. 32 sq. Gordon's erster Aufsatz. p. 65.
Nr. 93. Magendie im Journal de physiologie expérimentale. Tome V. p. 227. 231.
Nr. 94. Wardrop a. a. O. p. 33 sq. Gordon's erster Aufsatz. p. 64.
Nr. 95. Neill in Froriep's Notizen. Band XLV. S. 27.
Nr. 96. Magendie a. a. O. p. 230.
Nr. 96*. Renzi a. a. O. S. 326.
Nr. 97. Philosophical transactions 1728. p. 449.
Nr. 98. Rodenbach a. a. O. p. 55—71.
Nr. 99. Dufau a. a. O. S. 96—99.
Nr. 100. Gordon's erster Aufsatz. p. 61.
Nr. 101. Julius a. a. O. S. 3. Combe a. a. O. S. 275. Dickens a. a. O. S. 62.
Nr. 102. Kruse a. a. O. S. 27.

Nr. 103. Wardrop a. a. O. p. 24. Stewart a. a. O. p. 19.

Nr. 104. Howe a. a. O. p. 46. 49.

Nr. 105. Ebend. p. 52.

Nr. 106. Anna. p. 26 sq. 82.

Nr. 107. Howe a. a. O. p. 59.

Nr. 108. Ebend. p. 43. Julius a. a. O. S. 3.

Nr. 109. Lusardi a. a. O. S. 49. Renzi a. a. O. S. 326.

Nr. 110. Hibbert a. a. O. p. 174.

Nr. 111. Wardrop a. a. O. p. 15. 21 sq. Gordon's erster Aufsatz. p. 59. 64.

Nr. 112. Ebend. p. 75. Zweiter Aufsatz. p. 131.

Nr. 113. Dufau a. a. O. S. 19 fg. 33.

Nr. 114. Howe a. a. O. p. 41.

Nr. 115. Ebend. p. 45 sq.

Nr. 116. Stewart a. a. O. p. 55.

Nr. 117. Howe a. a. O. p. 40.

Nr. 118. Stewart a. a. O. p. 57. Gordon's erster Aufsatz. p. 72. Zweiter Aufsatz. p. 132.

Nr. 119. Dessen erster Aufsatz. p. 27. 59. Zweiter Aufsatz. p. 134.

Nr. 120. De l'éducation des sourds-muets de naissance, par Degerando. (Paris 1827.) Tome I. p. 91. 131 sqq. Kruse a. a. O. S. 75.

Nr. 120*. Julius a. a. O. S. 3. Dickens a. a. O. S. 61.

Nr. 121. Anna. p. 81.

Nr. 122. Dufau. S. 30. 38.

Nr. 123. Stewart a. a. O. p. 17.

Nr. 124. Julius a. a. O. S. 3.

Nr. 125. Degerando a. a. O. Tome. I. p. 106—124.

Nr. 126. Anna. p. 82.

Nr. 127. Wardrop a. a. O. p. 26. Stewart a. a. O. p. 19 sq. Gordon's erster Aufsatz. p. 68 sq.

Nr. 128. Howe a. a. O. p. 45.

Nr. 129. Anna. p. 20.

Nr. 130. Wardrop a. a. O. p. 23 sq. Stewart a. a. O. p. 20.

Nr. 131. Dickens a. a. O. S. 64.

Nr. 132. Reich a. a. O. S. 94.

Nr. 133. Howe a. a. O. p. 30 sq.

Nr. 134. Dufau a. a. O. S. 84 fgg.

Nr. 135. Wardrop a. a. O. p. 17 sq.

Nr. 136. Wardrop a. a. O. p. 12. 16.
Nr. 137. Hibbert a. a. O. p. 176.
Nr. 138. Gordon's erster Aufsatz. p. 60.
Nr. 139. Ebend. p. 69.
Nr. 140. Dessen zweiter Aufsatz. p. 135.
Nr. 141. Dessen erster Aufsatz. p. 55. Wardrop a. a. O. p. 23.
Nr. 142. Stewart a. a. O. p. 19.
Nr. 143. Gordon's erster Aufsatz. p. 29. 55 sq. 72 sqq.
Nr. 144. Howe a. a. O. p. 58.
Nr. 145. Anna. p. 23.
Nr. 146. Dickens a. a. O. S. 58 fgg.
Nr. 147. Howe a. a. O. p. 56.
Nr. 148. Gordon's erster Aufsatz. p. 60.
Nr. 149. Dufau a. a. O. S. 34.
Nr. 150. Dickens a. a. O. S. 61.
Nr. 151. Combe a. a. O. S. 277.
Nr. 152. Gordon's erster Aufsatz. p. 60.
Nr. 153. Anna. p. 84 sq.
Nr. 154. Howe a. a. O. p. 59.
Nr. 155. Wardrop a. a. O. p. 20.
Nr. 156. Gordon's erster Aufsatz. p. 28.
Nr. 157. Anna. p. 86.
Nr. 158. Combe a. a. O. S. 277.
Nr. 159. Howe a. a. O. p. 47.
Nr. 160. Wardrop a. a. O. p. 22 sq. Gordon's erster Aufsatz. p. 57. 61. 71.
Nr. 161. Howe a. a. O. p. 46.
Nr. 162. Ebend. p. 59.
Nr. 163. Julius a. a. O. S. 3. 7. Dickens a. a. O. S. 57.
Nr. 164. Anna. p. 88.
Nr. 165. Combe a. a. O. S. 277.
Nr. 166. Anna. p. 88.
Nr. 167. Gordon's erster Aufsatz. p. 60. 68. Rodenbach a. a. O. p. 110.
Nr. 168. Howe a. a. O. p. 59.
Nr. 169. Dickens a. a. O. S. 60 fg.
Nr. 170. Dufau a. a. O. S. 38 fg. 43.
Nr. 171. Combe a. a. O. S. 277.
Nr. 172. Gordon's erster Aufsatz. p. 61.
Nr. 173. Anna. p. 19.
Nr. 174. Ebend. p. 82. 85. 90.

Nr. 175. Anna. p. 73.
Nr. 176. Howe a. a. O. p. 59.
Nr. 177. Anna. p. 21 sq.
Nr. 178. Gordon's erster Aufsatz. p. 28.
Nr. 179. Anna. p. 35.
Nr. 180. Howe a. a. O. p. 59.
Nr. 181. Anna. p. 87. 90 sq.
Nr. 182. Stewart a. a. O. p. 19. Gordon's erster Aufsatz. p. 68.
Nr. 183. Anna. p. 19.
Nr. 184. Ebend. p. 82. 87.
Nr. 185. Froriep's neue Notizen. Bd. XIX. S. 314.
Nr. 186. Anna. p. 35.
Nr. 187. Howe a. a. O. p. 59.
Nr. 188. Julius a. a. O. S. 3.
Nr. 189. Dufau a. a. O. S. 43.
Nr. 190. Howe a. a. O. p. 58.
Nr. 191. Wardrop a. a. O. p. 24 sq.
Nr. 192. Anna. p. 85.
Nr. 193. Dickens a. a. O. S. 61.
Nr. 194. Wardrop a. a. O. p. 2. Stewart a. a. O. p. 18. Gordon's erster Aufsatz. p. 26 sq.
Nr. 195. Julius a. a. O. S. 3. 8.
Nr. 196. Howe a. a. O. p. 61.
Nr. 197. Dufau a. a. O. S. 52.
Nr. 198. Julius a. a. O. S. 3. Combe a. a. O. S. 274. 277.
Nr. 199. Howe a. a. O. p. 59.
Nr. 200. Anna. p. 80 sq.
Nr. 201. Wardrop a. a. O. p. 24 sq. Stewart. p. 19. Gordon's erster Aufsatz. p. 71.
Nr. 202. Anna. p. 17.
Nr. 203. Howe a. a. O. p. 53.
Nr. 204. Ebend. p. 51.
Nr. 205. Ebend. p. 42. Combe a. a. O. S. 273. Dickens a. a. O. S. 63.
Nr. 206. Howe a. a. O. p. 35.
Nr. 207. Combe a. a. O. S. 278.
Nr. 208. Anna. p. 21.
Nr. 209. Ebend. p. 83.
Nr. 210. Wardrop a. a. O. p. 16. Gordon's erster Aufsatz. p. 59. 75.
Nr. 211. Hibbert a. a. O. p. 176.

Nr. 212. Wardorp a. a. O. p. 16. Stewart a. a. O. p. 20. Gordon's erster Aufsatz. p. 56. 69.
Nr. 213. Anna. p. 20.
Nr. 214. Wardrop a. a. O. p. 15. 18. 20. Gordon's erster Aufsatz. p. 24.
Nr. 215. Ebend. p. 28. Wardrop a. a. O. p. 15. Stewart a. a. O. p. 18.
Nr. 216. Gordon's erster Aufsatz. p. 57.
Nr. 217. Anna. p. 64.
Nr. 218. Gordon's erster Aufsatz. p. 53. 56.
Nr. 219. Dickens a. a. O. S. 61.
Nr. 220. Gordon's erster Aufsatz. p. 60 sq.
Nr. 221. Combe a. a. O. S. 277.
Nr. 222. Anna. p. 18.
Nr. 223. Gordon's zweiter Aufsatz. p. 134.
Nr. 224. Kruse a. a. O. S. 42 fgg. 58.
Nr. 225. Reich a. a. O. S. 93.
Nr. 226. Rodenbach a. a. O. p. 137.
Nr. 227. Itard in Revue médicale. 1828. Vol. II. p. 363 sqq.
Nr. 228. Schmalz a. a. O. S. 26 fgg.
Nr. 229. Kruse a. a. O. S. 63.
Nr. 230. Ebend. S. 140.
Nr. 231. Journal de physiologie expérimentale. Tome V. p. 228 sq.
Nr. 232. Degerando a. a. O. Tome I. p. 304 sqq.
Nr. 233. Dufau a. a. O. S. 120.
Nr. 234. Anna. p. 15.
Nr. 235. Rodenbach a. a. O. p. 138.
Nr. 236. Gordon's erster Aufsatz. p. 70. Zweiter. p. 133.
Nr. 237. Dufau a. a. O. S. 51.
Nr 238. Anna. p. 2. 75.
Nr. 239. Stewart a. a. O. p. 20.
Nr. 240. Howe a. a. O. p. 51.
Nr. 241. Anna. p. 33.
Nr. 242. Ebend. p. 90.
Nr. 243. Journal de physiologie expérimentale. Tome V. p. 233 sqq.
Nr. 244. Julius a. a. O. S. 4 fg. Dickens a. a. O. S. 53.
Nr. 245. Anna. p. 62—65.
Nr. 246. Howe a. a. O. p. 46 sq.
Nr. 247. Ebend. p. 54.
Nr. 248. Ebend. p. 47 sq.

Nr. 249. Kruse a. a. O. S. 57.
Nr. 250. Julius a. a. O. S. 6. Combe a. a. O. S. 274. 276.
Nr. 251. Howe a. a. O. p. 48.
Nr. 252. Anna. p. 65. 67. 70.
Nr. 253. Combe a. a. O. S. 275.
Nr. 254. Ebendaselbst.
Nr. 255. Anna. p. 70.
Nr. 256. Howe a. a. O. p. 38.
Nr. 257. Schmalz a. a. O. S. 454.
Nr. 258. Dufau a. a. O. S. 56 fgg.
Nr. 259. Zeune a. a. O. S. 28.
Nr. 260. Wardrop a. a. O. p. 21.
Nr. 261. Julius a. a. O. S. 8.
Nr. 262. Ebend. S. 4. fg. Dickens a. a. O. S. 53.
Nr. 263. Combe a. a. O. S. 273.
Nr. 264. Dickens a. a. O. S. 63.
Nr. 265. Howe a. a. O. p. 29.
Nr. 266. Anna. p. 62 sqq.
Nr. 267. Ebend. p. 68 sq. 93.
Nr. 268. Julius a. a. O. S. 7.
Nr. 269. Howe a. a. O. p. 36 sq.
Nr. 270. Dickens a. a. O. S. 62.
Nr. 271. Howe a. a. O. p. 36.
Nr. 272. Julius a. a. O. S. 5.
Nr. 273. Combe a. a. O. S. 273 fg.
Nr. 274. Howe a. a. O. p. 39.
Nr. 275. Reich a. a. O. S. 93 fg. 96.
Nr. 276. Kruse a. a. O. S. 65. 141.
Nr. 277. Howe a. a. O. p. 29—35.
Nr. 278. Ebend. p. 39.
Nr. 279. Ebendaselbst.
Nr. 280. Combe a. a. O. S. 275.
Nr. 281. Ebend. S. 276.
Nr. 282. Anna. p. 66 sq.
Nr. 283. Ebend. p. 70.
Nr. 284. Combe a. a. O. S. 275.
Nr. 285. Dufau a. a. O. S. 3.
Nr. 286. Degerando a. a. O. Tome I. p. 92 sq.
Nr. 287. Kruse a. a. O. S. 85 fg.
Nr. 288. Rodenbach. p. 123.
Nr. 289. Ebend. p. 151 sqq.
Nr. 290. Degerando a. a. O. Tome I. p. 126 sq.

Nr. 291. Stewart a. a. O. p. 17. Gordon's erster Aufsatz. p. 56.

Nr. 292. Anna. p. 26.

Nr. 293. Ebend. p. 92 sq.

Nr. 294. Howe a. a. O. p. 43 sq. Combe a. a. O. S. 274.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burdach, Karl Friedrich,

Blicke ins Leben

Bd.: 3

1844

Coburg, Landesbibliothek -- B III 11/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916847-2